

Objektepistemologien

ZUR VERMESSUNG EINES TRANSDISZIPLINÄREN
FORSCHUNGSRRAUMS

Markus Hilgert
Kerstin P. Hofmann
Henrike Simon
(eds.)

Neg. Nr. 71-67-32 K8

Dia Nr.

F. O.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat aus Anlaß der Münchinger Grabung am 22. und 23. 9. 1971 in Ingolstadt und Mauthing ein Kolloquium des Arbeitskreises „Die Kelten im Raum nördlich der Alpen“ veranstaltet.

Filme 71-63 bis 71-67

in R.G.K. Bet. 51-52

Mus.
Inv. Nr.

Repro aus:

M



edition | topoi

DIE SOZIAL- UND KULTURWISSENSCHAFTLICHE Bewertung der Dinge, ihres epistemischen Status sowie ihres Stellenwerts im Rahmen sozialer Praktiken und damit für das Soziale insgesamt hat in den letzten drei Jahrzehnten eine bemerkenswerte Dynamik entfaltet und eine radikale theoretische Weiterentwicklung vollzogen. In der aktuellen theoretischen Debatte über die Dinge wird dabei insbesondere die Variabilität und Instabilität der sozialen Praxis sowie die ‚Ambivalenz der Dinge‘ betont. Objekt-epistemologien widmen sich der Frage, wie genau multiple und variable Objektidentitäten in der epistemischen Praxis entstehen und wie sie ihrerseits auf diese Praxis zurückwirken. Handlungsoptionen an, mit oder infolge von Dingen besitzen jedoch stets auch eine soziale, wirtschaftliche, politische sowie eine ethische Dimension, die ebenfalls wissenschaftsbasiert ist und deren Prämissen es gleichermaßen zu klären gilt. Die Texte des vorliegenden Bandes stellen den Versuch dar, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen Dingen und Wissen aufzudecken und in verschiedenen Erscheinungsformen zu analysieren. Dadurch umreißen sie den transdisziplinären Forschungsraum der Objekt-epistemologien und stellen sein wissenschaftliches Potential unter Beweis.

Objektepistemologien

ZUR VERMESSUNG EINES TRANSDISZIPLINÄREN
FORSCHUNGSRAUMS

HERAUSGEGEBEN VON

Markus Hilgert
Kerstin P. Hofmann
Henrike Simon

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 Edition Topoi / Exzellenzcluster Topoi der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin

Abbildung Umschlag: Karteikarte aus dem Fotoarchiv der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt am Main (Foto: Jürgen Bahlo).

Typographisches Konzept und Einbandgestaltung: Stephan Fiedler

Printed and distributed by
PRO BUSINESS digital printing Deutschland GmbH, Berlin

ISBN 978-3-9818369-9-8
ISSN (Print) 2366-6641
ISSN (Online) 2366-665X
DOI 10.17171/3-59

First published 2018

Published under Creative Commons Licence CC BY-NC 3.0 DE.
For the terms of use of third party content, please see the reference lists.

www.edition-topoi.org

INHALT

EINFÜHRUNG

MARKUS HILGERT

Von der ‚Ambivalenz der Dinge‘ zur Objekt-Politik.
Objekt epistemologien im Spannungsfeld von Wissenschaft, Gesellschaft
und Politik — 9

THEORETISCHE ANNÄHERUNGEN

HILMAR SCHÄFER

Praxeologische Impulse für die Objekt epistemologie. Neun Thesen zum
Verhältnis von Praxis, Materialität und Historizität — 35

LARS FRERS

Materialität: Wie die Sinne Sinn in Bewegung setzen — 55

HANS PETER HAHN

Dinge erkennen. Materialität und die Formierung der Ethnologie als
Wissenschaft — 69

GU DRUN M. KÖNIG

Sammlungen und das kulturhistorische Präparat — 89

MICHAEL BENDER, THOMAS KOLLATZ, ANDREA RAPP

Objekte im digitalen Diskurs – epistemologische Zugänge zu Objekten
durch Digitalisierung und diskursive Einbindung in virtuelle
Forschungsumgebungen und -infrastrukturen — 107

PRAKTISCHE ANWENDUNGEN

MATTHIAS JUNG

Das objektivistische Potential des Affordanzkonzeptes James Gibsons und seine Bedeutung als Grundlage von ‚Objektbiographien‘: Methodologische Anmerkungen und exemplarische Fallstudie — 135

KERSTIN P. HOFMANN

Dingidentitäten und Objekttransformationen. Einige Überlegungen zur Edition von archäologischen Funden — 179

INA REICHE

Verschwunden aber nicht vergessen. Objektivistische Betrachtungen materialanalytischer Rekonstruktionen verschwundener Polychromie am Beispiel des Elfenbeindekors aus Arslan Tash, 8. Jahrhundert v. u. Z., Syrien — 217

TINA BECK

Postkoloniale Objektivistiken? Homi Bhabhas Konzepte in archäologischen Forschungen – ein Überblick — 237

KATHARINA PHILIPOWSKI

Das Ding aus zwei Artefakten oder: Handschriften und ihre Fragmente — 263

JÜRGEN PAUL SCHWINDT

Der Karneval des Properz. Zur Objektivistik der augusteischen Dichtung — 291

GEBHARD J. SELZ

Dinge und Wissen. Zu Objektivistiken im frühen Mesopotamien — 305

EINFÜHRUNG

Markus Hilgert

Von der ‚Ambivalenz der Dinge‘ zur Objekt-Politik. Objektepistemologien im Spannungsfeld von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik

Zusammenfassung

Objektepistemologien fragen nach dem ‚Was‘, dem ‚Wie‘, dem ‚Warum (so)‘ und dem ‚Wozu‘ von vergangenen und gegenwärtigen Diskursen zu, Konzeptualisierungen von und Handlungsrouniten an, mit und infolge von Dingen. In ihrem Zentrum stehen das Wissen über die Dinge mit den darin vielfach implizit enthaltenen Konzeptualisierungen von Dingen sowie der Zusammenhang zwischen diesem Dingwissen und der epistemischen oder szientifischen Praxis. Dabei erweisen sich die in der Dingpraxis ausgedrückten Zuschreibungen an Dinge als variabel, differentiell und temporär. Der Beitrag führt in den innovativen, transdisziplinären Forschungsraum der Objektepistemologien ein und kontextualisiert ihn theoriegeschichtlich. Außerdem bietet er einen Überblick über die weiteren Beiträge des Sammelbandes.

Keywords: soziale Praxis; Praxistheorie; materielle Kultur; Objekte; Museen; Instabilität

Object epistemologies focus on questions (‘What’, ‘How’, ‘Why’, ‘What for’) concerning past and present discourses on things, conceptualizations of things, and routinized practices with things. Object epistemologies are the attempt to describe and analyze knowledge about things, the conceptualizations of things inherent in this knowledge, and the relationship between this knowledge about things and epistemic or scientific practices. From the point of view of object epistemologies, attributions to things expressed in social practice show themselves to be variable, differential, and temporary. The paper introduces the innovative, trans-disciplinary approach called “object epistemologies” and places it in a wider theoretical context. In addition, the paper presents a summary of the other papers in the volume.

Keywords: social practice; practice theory; material culture; objects; museums; instability

Mein Dank gilt dem Berliner Antike-Kolleg, das durch die Förderung der Forschungsgruppe *Objektepistemologien* den vorliegenden Beitrag sowie die Durchführung des Workshops

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objektepistemologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Objektepistemologien. Zum Verhältnis von Dingen und Wissen in ‚multiplen Vergangenheiten‘ am 21. Juli 2015 in Berlin ermöglicht hat. Außerdem danke ich den beiden Mitherausgeberinnen des vorliegenden Bandes, Kerstin P. Hofmann und Henrike Simon.

1 Die Dinge sind nicht mehr das, was sie einmal waren

Die Dinge sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Diese Aussage bezieht sich nicht etwa auf die Qualität industriell gefertigter Gebrauchsgegenstände oder auf die Auswirkungen globalisierter Handelsbeziehungen auf das Angebot von Konsumgütern in Deutschland. Die Dinge sind vielmehr deswegen nicht mehr das, was sie einmal waren, weil sich der Blick auf sie verändert hat. Es mag sein, dass das rezente, außerordentliche Interesse der Medien und der Öffentlichkeit an Objekt-Politik, also an inszenierten Kulturgutzerstörungen im Irak und Syrien durch den sogenannten Islamischen Staat, an der Rechtsprechung des Internationalen Gerichtshofs im Falle von Kulturvandalismus in Mali oder an der Novellierung des Kulturgutschutzrechts in Deutschland ein augenfälliger Gradmesser dieses veränderten Blicks auf die Dinge ist. Unbestritten ist jedoch auf jeden Fall, dass die sozial- und kulturwissenschaftliche Bewertung der Dinge, ihres epistemischen Status sowie ihres Stellenwerts im Rahmen sozialer Praktiken und damit für das Soziale insgesamt in den letzten drei Jahrzehnten eine bemerkenswerte Dynamik entfaltet und eine radikale theoretische Weiterentwicklung vollzogen hat.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich und sinnvoll, den Verlauf dieser theoretischen Weiterentwicklung im Einzelnen nachzuzeichnen. Dennoch sollen im Folgenden schlaglichtartig einige wichtige Stationen dieses Prozesses beleuchtet werden, um deutlich zu machen, dass der gegenwärtige theoretische Diskurs über die Dinge in den Kultur- und Geisteswissenschaften insbesondere auf die Variabilität der sozialen Praxis einerseits sowie auf die „Ambivalenz der Dinge“¹ andererseits fokussiert. Darauf aufbauend soll der Versuch unternommen werden, einen transdisziplinären Forschungsraum zu skizzieren, der sich aus diesen multiplen und variablen Objektidentitäten ergibt und sie durch die Analyse von *Objektepistemologien* theoretisch und forschungspraktisch einzuholen sucht.

1 Hahn 2015, 36.

2 Von den „verachteten Massen“ der „Nicht-Menschen“ zur „Ambivalenz der Dinge“

Am Anfang einer prinzipiellen epistemologischen Neubewertung der Dinge in den Kultur- und Sozialwissenschaften stand die Erkenntnis, dass die Analyse und Beschreibung des Sozialen zu kurz greift, wenn sie allein oder in erster Linie auf den handelnden Menschen fokussiert. Vor genau 25 Jahren brachte Bruno Latour diese Kritik auf den Punkt, als er mit Blick auf die Sozialwissenschaften feststellte:

To balance our accounts of society, we simply have to turn our exclusive attention away from humans and look also at nonhumans. Here they are, the hidden and despised social masses who make up our morality. [...] What our ancestors, the founders of sociology, did a century ago to house the human masses in the fabric of social theory, we should do now to find a place in a new social theory for the nonhuman masses that beg us for understanding.²

Seit Latours leidenschaftlichem – und kennzeichnenderweise animistisch formuliertem – Plädoyer für eine Hinwendung der Sozialwissenschaften auf die „verachteten“ Massen der „Nicht-Menschen“, die „um unser Verständnis betteln“, hat sich das Wissen über die Dinge, ihre Teilhabe an sozialen Praktiken sowie ihren „Eigensinn“ – um mit Hans Peter Hahn zu sprechen³ – signifikant vergrößert. Einen Meilenstein und einstweiligen theoretischen Höhepunkt dieser Entwicklung markiert dieser Verweis Hahns auf „die Unabschließbarkeit der Bewertung von Dingen“⁴, auf die Tatsache, „dass materielle Gegenstände immer wieder anderen und einander widersprechenden Bewertungen unterliegen“⁵, dass ihnen eine „unbegrenzte Zahl an Möglichkeiten der Wahrnehmung, Bewertung und Benutzung zugeordnet“⁶ ist und dass die sich daraus ergebende „Ambivalenz der Dinge“⁷ als „Potential“ der „wissenschaftlichen Perspektive auf materielle Kultur insgesamt“⁸ betrachtet werden muss.

Zwischen den verachteten, um Verständnis flehenden Massen der Nicht-Menschen Latours und dem „Eigensinn der Dinge“ Hahns liegen scheinbar Lichtjahre theoretischer Reflexion auf die Dinge, die ja nicht zuletzt auch einen, wenn nicht *den* zentralen Evidenzbereich der historischen Kultur- und Sozialwissenschaften darstellen. In dieser letztgenannten Funktion als primäre ‚Quellen‘ kultur- und sozialwissenschaftlicher Vergangenheitsnarrative sind Dinge in jüngerer Vergangenheit auch immer wieder Gegenstand der kultursoziologischen Theorie- und Methodendiskussion gewesen, die insbe-

2 Latour 1992, 152–153.

3 Hahn 2015.

4 Hahn 2015, 39.

5 Hahn 2015, 39.

6 Hahn 2015, 44.

7 Hahn 2015, 36.

8 Hahn 2015, 44.

sondere die kulturelle Dimension der sozialen Praxis in den Blick nimmt. So stellt Andreas Reckwitz im Jahr 2006 mit Blick auf den epistemischen Status von Texten für die historisch orientierten Kulturwissenschaften fest:

Es sind [...] die Praktiken der Rezeption (und Produktion), die kulturelle Artefakte zu sozial relevanten Zeichenträgern machen – und eine praxistheoretisch orientierte Analyse von kulturellen Artefakten wird eine Analyse dieser historisch und sozial spezifischen Rezeptionsformen betreiben müssen, will sie jenem textualistischen Risiko entgehen, zu meinen, daß textimmanente Bedeutungen ‚gefunden‘ werden, die tatsächlich ein spezifisches Produkt der Rezeptionspraxis des kulturwissenschaftlichen Interpreten darstellen, welche der sozial relevanten Bedeutung des Artefakts für die Teilnehmer [der historisch und sozial spezifischen Rezeptionspraktiken; M. H.] möglicherweise völlig fremd bleibt.⁹

Die Ansätze Latours und Reckwitz' aufgreifend, hat der Autor unlängst dafür plädiert,

jede wissenschaftliche ‚Bestandsaufnahme‘ von Geschriebenem – im Sinne einer praxeologisch perspektivierten materialen Textkulturforchung – dadurch ‚auszugleichen‘ und in eine ausgewogene Darstellung aller relevanten Beobachtungen zu bringen, dass wir unsere bislang ausschließlich auf ‚Texte‘ und konstruierte ‚Textinhalte‘ gerichtete Aufmerksamkeit ausdehnen und auch die ‚Nicht-Texte‘ in den Blick nehmen: Nicht nur die schriftragenden Artefakte, das ‚Beschriebene‘; sondern gerade auch alle diejenigen Artefakte, natürlich-physischen Objekte und – vor Allem – die handelnden Subjekte, die in Arrangements variierender Dichte, Ausdehnung und Stabilität an sozialen Rezeptionspraktiken des Geschriebenen ‚partizipieren‘.¹⁰

Sehr viel weitreichender ist dagegen die von Reckwitz jüngst vorgetragene Idee, die „Materialisierung des Kulturellen“ als grundsätzliche Neuperspektivierung der Sozial- und Geisteswissenschaften zu diagnostizieren:

Auf verschiedensten und zunächst scheinbar kaum miteinander zusammenhängenden Ebenen sind die Kulturwissenschaften dabei, *Materialitäten* zu entdecken und deren notwendige Verquickung und Vernetzung mit jenem Sinnhaften und Symbolischen, das klassischerweise als die Sphäre des Kulturellen wahrgenommen wurde. [...] Es handelt sich dabei auch nicht um ein weiteres, zusätzliches Themengebiet der Kulturwissenschaften, das hier erschlossen

9 Reckwitz 2006, 610–611.

10 Hilgert 2016, 256.

würde, sondern um eine grundsätzliche Rekonfiguration der Perspektive der Kulturtheorien und Kulturwissenschaften. [...] Theorien der Medientechnologien, Artefakttheorien, Raumtheorien und Affekttheorien erschließen den aktuellen Kulturwissenschaften neue, zusätzliche empirische Analysefelder, aber sie haben allesamt einen grundsätzlicheren Anspruch: darauf hinzuweisen, dass die sozial-kulturelle Welt ‚immer schon‘ durch mediale Technologien, durch Artefaktkonstellationen, durch räumliche Arrangement sowie durch Affiziertheiten und Affizierungen strukturiert ist und nur so ihre Form erhält. Das Argument, das sie alle zusammenhält, ist das eines material turn: Die sinnhafte Welt der Mentalitäten, Codes, Wissensformen und Repräsentationen ist in der sozialen Praxis notwendig verkettet mit Entitäten, die immer auch interpretiert werden, deren Entstehung zweifellos immer von kulturellen Schemata abhängt, die aber, einmal in die Welt gesetzt, eine Faktizität erlangen, welche sich strukturierend auf die soziale Praxis auswirkt.¹¹

Schließlich hat Frank Hillebrandt mit dem Anliegen, „die Soziologie der Praxis“ als „poststrukturalistischen Materialismus“ zu verstehen, eine Dynamisierung und Diversifizierung des wissenschaftlichen Blicks auf soziale Praxis und ihre menschlichen und nicht-menschlichen „Aktanten“ angeregt:

Die Sozialität ist für die Soziologie der Praxis eine ständige Bewegung der Versammlung von Aktanten, die in ihrem Zusammenwirken Praktiken erzeugen und sich im Verlauf der Praxis immer wieder ändern, weil sie sich ergänzen, neu formen oder durch neue Aktanten substituiert werden. Woraus die Praxis besteht, ist, kurz gesagt, variabel. Dies ist überaus plausibel, wenn gesehen wird, welche Aktanten nur 50 Jahre vor unserer Zeit die Praxisformationen bestimmt haben. Wer hätte vor 50 Jahren auch nur ahnen können, in welcher gravierenden Weise unsere Praxis heute durch die massenhafte Assoziation von Computertechnik geprägt wird? Schon dieses allein einleuchtende Beispiel macht deutlich, dass sich die soziologische Praxisforschung immer wieder aufs Neue die beiden für sie wichtigsten Fragen stellen muss: was die Bestandteile der Praxis sind und wie diese Bestandteile zusammenwirken. Die zentrale Aufgabe ist es folglich, so viele Aktanten wie möglich zu identifizieren und in ihren assoziativen Verbindungen und Praxiseffekten zu untersuchen.¹²

Nach Hillebrandt hat mithin eine „soziologische Theorie der Praxis“ bei der „Definition der in Praxis involvierten Körper“ anzusetzen,

11 Reckwitz 2014, 13 und 20.

12 Hillebrandt 2016, 88–89.

um diese dann in einem zweiten, eng damit verbundenen Schritt auf die Definition der dinglichen Komponenten der Praxis zu beziehen. In diesem vielfältigen Bedingungsgeflecht für Praktiken müssen prinzipiell alle Bestandteile variabel gesetzt werden, um Verkürzungen in der Bestimmung von Praktiken, die sich zu Praxisformen und -formationen verketteten können, zu vermeiden. Nicht nur die Praxisformen und -formationen, sondern auch die Bedingungen für deren Entstehung können so in hohem Maße dynamisch gefasst werden.¹³

Die kulturtheoretische und kultursoziologische Perspektive auf die Dinge als notwendige Bestandteile der sozialen Praxis hat gegenwärtig also einen Punkt erreicht, an dem vor allem sowohl die Variabilität der Praxis als auch die „Ambivalenz der Dinge“, die in veränderlicher Kombination an sozialen Praktiken teilhaben und denen eine „unbegrenzte Zahl an Möglichkeiten der Wahrnehmung, Bewertung und Benutzung zugeordnet“¹⁴ ist, betont werden und in das Zentrum des kultur- und sozialwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses rücken.

3 ‚Dingrepositorien‘ als Reallabore für die „Ambivalenz der Dinge“

Man mag versucht sein, diesen „poststrukturalistischen Materialismus“¹⁵ und die damit verbundene Dynamisierung in der Beschreibung sozialer Praktiken und ihrer dinglichen und nicht-dinglichen Komponenten als Theorie ohne einen Bezug zur ‚Wirklichkeit‘ der Dinge abzutun. Tatsächlich aber beschreibt dieser Ansatz sehr treffend die „Ambivalenz der Dinge“, die sich „immer wieder anderen und einander widersprechenden Bewertungen“¹⁶ unterliegenden Dinge sowie die sich überlagernden, thematisch divergenten Objektnarrative, die für ‚Dingrepositorien‘ wie Museen, Bibliotheken oder Archive geradezu charakteristisch sind. Im Museum beispielsweise erscheinen die Dinge in jeweils variablen Objektidentitäten, je nachdem, ob sie Komponenten von Praktiken etwa des Konservierens und Restaurierens, des Dokumentierens und Inventarisierens, des Beschreibens und Analysierens oder des Digitalisierens und Vermittelns sind. Vielfach sind diese Praktiken nicht direkt miteinander verbunden, in der Regel fehlt ein übergreifendes Narrativ, das die verschiedenen Objektidentitäten und den jeweiligen epistemischen Status der Dinge im Rahmen dieser und anderer Praktiken zueinander in Beziehung setzen könnte. Hinzu kommt, dass mit der Inszenierung und performativen

13 Hillebrandt 2016, 89.

14 Hahn 2015, 44.

15 Hillebrandt 2016.

16 Hahn 2015, 39.

Konstruktion des Objekts aus dem Ding im musealen Raum ein Rezeptionsort geschaffen wird, der multiple Zuschreibungen an Dinge und damit variable, multiperspektive Objektidentitäten geradezu provoziert. Schließlich bilden dieselben Dinge auch immer wieder die Grundlage für wissenschaftliche Objektnarrative, durch die diesen Dingen zusätzlich vergangene Objektidentitäten etwa im Rahmen der Rekonstruktion historischer Ereignisse oder Gegebenheiten zugeschrieben werden. Insofern ist es durchaus gerechtfertigt, ‚Dingrepositorien‘ als Reallabore für die „Ambivalenz der Dinge“ zu bezeichnen und in ihnen die Tauglichkeit der Instrumente zur theoretischen und begrifflichen Einholung dieser Ambivalenz zu erproben.

4 Objekt epistemologien

Wie können wir nun mit dieser Vielzahl an unterschiedlichen Zuschreibungen an dieselben Dinge, mit der Vielfalt der sich an demselben Ort überlagernden Objektnarrative, mit multiplen und variablen Objektidentitäten und der sich daraus ergebenden Ambivalenz der Dinge wissenschaftlich angemessen umgehen? Wie kann sichergestellt werden, dass die vielfach nicht expliziten Objektbegrifflichkeiten in der epistemischen Dingpraxis die Prozesse und Ergebnisse der Generierung von Dingwissen nicht in ungewollter Weise beeinflussen? Für den sich aus diesen prinzipiellen erkenntnistheoretischen Herausforderungen ergebenden Forschungsraum hat der Autor unlängst den Namen „Objekt epistemologien“ vorgeschlagen.¹⁷ Im Folgenden soll erläutert werden, was darunter zu verstehen ist und worin das wissenschaftliche Potential dieses Ansatzes liegt.

Allgemein formuliert fragen Objekt epistemologien nach dem ‚Was‘, dem ‚Wie‘, dem ‚Warum (so)‘ und dem ‚Wozu‘ von vergangenen und gegenwärtigen Diskursen zu, Konzeptualisierungen von und Handlungsroutrinen an, mit und infolge von Dingen. Konkretisiert man dieses übergreifende Erkenntnisinteresse am Zusammenhang zwischen Dingen, Diskursen und Praktiken für die historisch orientierten Kultur- und Geisteswissenschaften, so ergeben sich daraus für den Forschungsraum der Objekt epistemologien insgesamt fünf forschungsleitende Fragestellungen:

1. Wie können die Wechselwirkungen zwischen den Konzeptualisierungen von Dingen und epistemischen Praktiken systematisch beschrieben und für die Forschungspraxis in den Kultur- und Geisteswissenschaften fruchtbar gemacht werden?

17 Hilgert 2015.

2. Inwieweit kann die inhaltliche Systematisierung, methodologische Analyse und theoretische Einholung von Wissen über Objekte die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und ihre narrative Paraphrasierung befördern und der ‚Wissenschaft des Vergangenen‘ neue Gegenstandsbereiche und Methodenrepertoires erschließen?
3. Welches sind die Merkmale des transdisziplinären Raums, in dem Wissen über Dinge zur Konstruktion multipler Vergangenheiten erzeugt wird oder als Grundlage für Handeln an, mit und infolge von solchen Dingen dient?
4. Was kennzeichnet in wissenschafts- und theoriegeschichtlicher Hinsicht epistemische Praktiken an, mit und infolge von Dingen, die zur Konstruktion von Narrativen in den historischen Kultur- und Sozialwissenschaften vollzogen wurden beziehungsweise werden?
5. Kann die Erforschung von Objekt epistemologien zusätzliche theoretische, methodische und terminologische Scharniere etwa zwischen Archäologien, alttumswissenschaftlichen Philologien, historischen Kultur- und Sozialwissenschaften, Material- und Konservierungswissenschaften, Museologie, Informationswissenschaft sowie Kulturgutforschung erzeugen?

Der wissenschaftliche Stellenwert dieser Leitfragen darf nicht unterschätzt werden. In ihrem Zentrum stehen das Wissen über die Dinge mit den darin vielfach implizit enthaltenen Konzeptualisierungen von Dingen sowie der Zusammenhang zwischen diesem Dingwissen und den epistemischen oder szientifischen Praktiken, die an, mit und infolge dieser oder anderer Dinge hervorgebracht werden. Die fünf objekt epistemologischen Leitfragen führen damit direkt an das theoretische und methodische Fundament vieler historischer Kulturwissenschaften, nicht zuletzt der Altertumswissenschaften. Denn ohne Objekte kann es weder eine ‚Antike‘ noch eine Wissenschaft des Vergangenen geben. Ohne die material präsenten, physisch oder digital vermessbaren sowie sinnlich erfahrbaren Dinge, die als ‚Zeugen‘ vergangener kultureller Praxis oder naturräumlicher Gegebenheiten konzeptualisiert und damit zu Objekten werden, wären – die Abwesenheit von Zeitzeugen vorausgesetzt – Narrative über dieses Vergangene rein fiktional. Objekte sind also Voraussetzung und vielfach Gegenstand erzählter ‚Vergangenheiten‘.

Dabei ist davon auszugehen, dass die epistemische Dingpraxis stets zwischen Stabilität und Instabilität oszilliert. Dieser These liegt ein Verständnis sozialer Praxis zugrunde, das Hilmar Schäfer in seinem Versuch einer kultursoziologischen Weiterentwicklung der Praxistheorien jüngst wie folgt charakterisiert hat:

Die Stabilität des Sozialen wird nicht von Macht, Normen oder von autonomen, ‚regulativen‘ Regeln ursächlich hervorgebracht und garantiert. Sie stellt sich vielmehr allein in der Praxis her und beruht auf vielfältigen Relationen. Die Praxistheorie sucht in ihren Analysen nicht nach vermeintlich fixen Quellen, die hinter der Stabilität liegen, sondern verfolgt die beweglichen Beziehungen zwischen Praktiken, Körpern und Materialitäten. Sie führt Ordnung nicht auf unabhängige Substanzen und monokausale Zusammenhänge zurück, sondern dezentriert Kausalität in einem Netz von Relationen. Dabei können auch die Kategorien des Körpers und der Materialität, der Zeit und des Raums als relational begriffen und als Ausgangspunkte der Forschung analytisch dekonstruiert werden, indem nach ihrer praktischen Konstitution gefragt wird. Soziale Stabilität wird in kontinuierlichen Wiederholungen aufrechterhalten. Mit dem Begriff der Wiederholung wird das prekäre Verhältnis von Reproduktion und Transformation im Inneren der Stabilität des Sozialen hervorgehoben und ins Zentrum der praxeologischen Perspektive gestellt.¹⁸

Basierend auf dieser Konzeptualisierung der sozialen Praxis weist Schäfer darauf hin, dass „ein Denken der Instabilität zuzulassen“ auch bedeutet, „jegliche Reproduktion als prekär zu verstehen und davon auszugehen, dass in jede Form von Stabilität auch eine Transformation inbegriffen ist.“ Nach Schäfer muss die Sozialtheorie daher „grundsätzlich das Paradox der Wiederholung berücksichtigen, in graduellen Differenzen denken und soziale Stabilität als temporäre Hervorbringung einer zugrunde liegenden Differenz im Inneren der Wiederholung begreifen“¹⁹.

In dem Maße, in dem sich die epistemische Dingpraxis im Spannungsfeld von Stabilität und Instabilität bewegt, sind auch die in dieser Dingpraxis ausgedrückten Zuschreibungen an Dinge variabel, differentiell und temporär. In der epistemischen Praxis werden also den Dingen variable Objektidentitäten zugeschrieben, aus denen sich ebenso variable Objektnarrative ergeben, die ihrerseits die Vielfalt und Variabilität erzählter Vergangenheiten, Gegenwarte und Zukünfte bedingt.

Diesem konstruktivistischen Aspekt der epistemischen Dingpraxis, in dem die prinzipielle ‚Instabilität‘ auch der altertumswissenschaftlichen Objektnarrative begründet liegt, steht die physische Widerständigkeit, messbare ‚Gegenständlichkeit‘ und relative Stabilität der Dinge gegenüber. Ihre ‚Zeit‘ ist stets die Gegenwart, und ihre stoffliche ‚Gegenwärtigkeit‘ – nicht aber ihre ‚Materialität‘ – ist prinzipiell unabhängig von der Wahrnehmung, den Zuschreibungen und Praktiken menschlicher Akteure. Objekte sind mithin nicht nur Gegenstand erzählter ‚Vergangenheiten‘, sondern auch ‚Gegenstände der Gegenwart‘. Sie sind nicht nur mental konstruierte Entitäten mit jeweils

18 Schäfer 2013, 386–387.

19 Schäfer 2013, 388.

variabler Identität in wissenschaftlichen Narrativen, sondern nehmen sinnlich wahrnehmbar und haptisch ‚begreifbar‘ auch an der gegenwärtigen Lebenswelt und ihren kulturellen Praktiken teil: an ihnen, mit ihnen und infolge von ihnen kann in der Gegenwart gehandelt werden. Sie werden ausgegraben und gesammelt, konserviert und restauriert, klassifiziert und inventarisiert, in Magazinen eingelagert und in Museen ausgestellt, digitalisiert und repliziert, als Kulturgut geschützt und als Kunstwerk gehandelt, als Stifter kultureller und nationaler Identität politisiert. Auch diese gegenwärtigen Handlungsroutinen basieren sämtlich auf jeweils variierenden Zuschreibungen an und Wissen über Dinge, und mit jeder neuen Handlung wird neues Wissen generiert.

Schließlich beinhaltet die gegenwärtige oder zukünftige Handlungsoption an, mit oder infolge von Objekten auch stets eine soziale, wirtschaftliche, politische sowie eine ethische Dimension, die ebenfalls wissensbasiert ist und deren Prämissen es gleichermaßen zu klären gilt. Die Erforschung der Provenienz archäologischer Objekte oder die Debatte über den Schutz von materiellen Kulturgütern als Aspekt etwa des humanitären Völkerrechts sowie der internationalen Sicherheitspolitik sind nur zwei aktuelle objektpolitische Beispiele in diesem Zusammenhang.

5 Objektistemologien aus wissenschaftssystematischer Perspektive

Gerade auch für die Altertumswissenschaften stellt der Zusammenhang zwischen Dingen, Wissen und Praktiken insbesondere im Hinblick auf die sich daraus ergebenden methodischen und forschungsstrategischen Fragen eine besondere theoretische und terminologische Herausforderung dar. So geht etwa der im Jahr 2011 auf Initiative des Autors an der Universität Heidelberg eingerichtete Sonderforschungsbereich 933 *Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften* der Frage nach, wo und in welcher Form Geschriebenes material präsent ist und in welcher Wechselwirkung die Materialität und Präsenz des Geschriebenen mit den Rezeptionspraktiken stehen, die an diesem Geschriebenen hervorgebracht werden. Die übergreifende Forschungsstrategie des Verbundes ist also diejenige einer praxeologisch perspektivierten Artefaktanalyse des Geschriebenen. Die theoretische Begründung dieser Forschungsstrategie für die textbasierten historischen Kulturwissenschaften hat der Autor in einem im Jahr 2010 erschienenen Aufsatz vorgenommen, der in Anlehnung an die von Hans Belting postulierte ‚Bild-Anthropologie‘ den Titel „Text-Anthropologie“ trägt und den handelnden Menschen als konstitutiven „Ort des Textes“ konzeptualisiert.²⁰

20 Hilgert 2010; dazu auch Hilgert 2016. – Zahlreiche theoretische und begriffliche Impulse, die in Hilgert

2010 enthalten sind, wurden inzwischen aufgegriffen und weiterentwickelt, so z. B. durch Focken und

Um die epistemischen und szientifischen Rezeptionspraktiken von Dingen geht es auch den Objektepistemologien. Allerdings nicht, um, wie im Fall der materialen Textkulturforschung, den vergangenen Bedeutungszuschreibungen an das Geschriebene buchstäblich auf die materielle Spur zu kommen, sondern vielmehr um eine zentrale – und meist implizite – Voraussetzung kulturwissenschaftlicher Forschung theoretisch und methodologisch zu klären: den Prozess der Konstruktion von Objektidentitäten im Rahmen epistemischer Dingpraktiken sowie die sich daraus ergebende gegenseitige Beeinflussung von Objektidentitäten und Dingpraktiken im Zuge der Formulierung kulturwissenschaftlicher Narrative.

Dabei ist es nur konsequent, dass die Initiative dazu, Objektepistemologien als gegenseitige Beeinflussung von Objektidentitäten und Dingpraktiken zu erforschen, aus einem Museum, also aus einem ‚Dingrepositorium‘ kommt. Denn einerseits ist in einem Museum die bereits als solche bezeichnete physische Widerständigkeit, messbare ‚Gegenständlichkeit‘ und relative Stabilität der Dinge die Möglichkeitsbedingung und zugleich der gemeinsame, definierende Parameter nahezu aller institutionellen Verfahren und Prozesse, deren überwiegende Mehrheit in der Regel außerhalb der kulturwissenschaftlichen Forschungspraxis angesiedelt sind. Andererseits wird der Zusammenhang zwischen der Konzeptualisierung von Dingen und den epistemischen Praktiken, die daran hervorgebracht werden, nirgendwo sonst augenfälliger als im Museum, dessen erste und vornehmste Aufgabe es ja ist, Dinge zu zeigen.

Denn im Zeigen der Dinge kann der Zeigende für Andere wahrnehmbar auf seine Möglichkeiten reflektieren, etwas über diese Dinge zu erfahren oder mit ihnen etwas zu erfahren. Dies geschieht beispielsweise in einem Prozess, den der Autor an anderer Stelle als „performative Dekonstruktion“ bezeichnet hat:²¹ Immer dann, wenn menschliche Akteure einen verdichteten Rezeptionsraum für ein Ding dadurch schaffen, dass sie dieses Ding in Relation zu bestimmten anderen Dingen setzen und dieses Ensemble durch die Einrichtung bestimmter Zugangs- und Wahrnehmungsmöglichkeiten für Menschen rezipierbar machen, impliziert dies auch immer, dass Ensemble und Wahrnehmungsmöglichkeiten nicht nur so, sondern auch ganz anders sein könnten. Durch eine auch nur minimale Veränderung des Ding-Ensembles oder der Parameter seiner Rezipierbarkeit entsteht ein neuer, anders verdichteter Rezeptionsraum.

Durch die Konstruktion eines material und topologisch definierten Rezeptionsraums etwa in einem Museum verweist der Konstruierende also immer auch auf die scheinbar unendlich große Zahl möglicher alternativer Rezeptionsräume. Dadurch macht er überdies deutlich, dass dem gezeigten Ding, das ja erst durch die Rezeption in diesem konstruierten Rezeptionsraum zum Objekt werden kann, ebenfalls scheinbar

Ott 2016; Frese, Keil und Krüger 2014; Kehnel und Panagiotopoulos 2015; Meier, Ott und Sauer 2015.

21 Hilgert 2015.

unendlich viele Objektidentitäten zugeschrieben werden können, je nach Rezeptionsraum und den darin subjektiv Rezipierenden. Die performativ aufgeladene Konstruktion des Objekts aus dem Ding ist demnach zugleich die performative Dekonstruktion des Objekts mit der sinnfälligen Aussage, dass Dingen grundsätzlich variable Objektidentitäten zugeschrieben werden. Die Platzierung eines Dings etwa in einer Vitrine, in räumlicher Nähe zu bestimmten anderen Dingen – seien es gleichartige Dinge, analoge Beschriftungen, Monitore für digitale Repräsentationen oder Leuchtmittel – an einem Ort, der nur auf eine bestimmte Weise erreicht werden kann und für den bestimmte Verhaltenskonventionen gelten, ist somit stets eine wirkmächtige Praxis zeitgleichen Konstruierens und Dekonstruierens von Objekten, eine Praxis des unaufhörlichen Demaskierens von Objekten als Produkte menschlicher Bedeutungszuschreibungen an Dinge. Als performative Dekonstruktion vermittelt uns das Zeigen von Dingen mithin auch auf körperlich erfahrbare Weise die erkenntnistheoretische Prämisse, dass Dinge für den Menschen nie mehr sein können als die Objekte seiner interpretierenden Wahrnehmung.

Museen als ‚Dingrepositorien‘ haben also ein ureigenes Interesse daran, sich an der Erforschung von Objekt epistemologien zu beteiligen und damit auch an der theoretischen Einholung von Prozessen wie der von mir so genannten ‚performativen Dekonstruktion‘. Das besondere Potential dieses Forschungsfeldes für wissenschaftliche ‚Dingrepositorien‘ besteht dabei nicht nur in der historischen Epistemologie sowie in der theoretischen und methodischen Durchdringung objektbasierter Wissenspraktiken, sondern gerade auch in der Weiterentwicklung des Ding- und Objekt-Begriffs im Zuge der digitalen Transformation, der inklusiven, multiperspektiven Präsentation und Vermittlung sowie bei gesellschaftspolitischen Themen wie dem Kulturgutschutz.

Betrachtet man schließlich Objekt epistemologien aus einem wissenschaftstheoretischen Blickwinkel, erschließt sich ein weiteres wichtiges Merkmal dieses Ansatzes. Denn Forschung im Bereich der Objekt epistemologien trägt stets das Potential in sich, transdisziplinär zu sein. Entscheidendes Merkmal „transdisziplinärer Forschung“ ist, dass sie „Beiträge zur Lösung gesellschaftlich relevanter Probleme“²² liefert.

Sie ist dabei zwangsläufig interdisziplinär und vernetzt unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen. Zudem bezieht sie nicht-wissenschaftliche Akteure des Problemfeldes in ihre Forschung ein, um zu umsetzbaren Handlungsempfehlungen zu kommen. [...] Transdisziplinäre Forschung reagiert auf die erweiterte Rolle von Wissenschaft in der Moderne, in der sie nicht mehr ausschließlich Wissensproduzent, sondern zunehmend auch zum Wissensanwalt und

22 Schneidewind und Singer-Brodowski 2014, 42.

‚Wissensbroker‘ geworden ist. Transdisziplinäre Forschung katalysiert Veränderungsprozesse in der Gesellschaft, damit wird sie zur ‚transformativen Wissenschaft‘.²³

Dabei ist nach Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski auch eine „Ausdifferenzierung der Wissensformen“ zu beobachten,

die im Rahmen einer transdisziplinären Forschung erzeugt werden. Neben das klassische Systemwissen (als ‚objektives‘ Wissen über Zusammenhänge in und zwischen natürlichen und sozialen Systemen), treten ein Transformationswissen als ein von den jeweiligen Akteuren abhängiges Wissen zu konkreten Umgestaltungsmöglichkeiten und ein Zielwissen als ein Wissen über wünschenswerte (und damit automatisch wertbehaftete) Zukünfte.²⁴

Die analoge und digitale Objektforschung, Forschung zu objektpolitischen Themen sowie Forschung zu multiperspektiver Objektmediation und -translation in transkulturellen Rezeptionsräumen sind Wissenschaftsbereiche, die nicht nur von hoher Relevanz für die Gesellschaft sowie von vielfältigem gesellschaftlichem Transferpotential sind, sondern die auch notwendig einer Integration verschiedener gesellschaftlicher, nicht-wissenschaftlicher Akteure sowie ihrer jeweiligen Kompetenzen und Wissensbestände bedürfen. Zu denken ist dabei in erster Linie an Bildungs- und Kulturinstitutionen, Unternehmen, Ministerien, Behörden und Nichtregierungsorganisationen.

Als prinzipiell transdisziplinärer Forschungsraum, der stets auch den gesellschaftlich relevanten Wissensbedarf im Blick hat, fördern Objekt epistemologien andererseits den Brückenschlag von der ‚Gegenwärtigkeit‘ der Dinge hin zu denjenigen Wissenschaftsbereichen, die die Bedingungen dieser ‚Gegenwärtigkeit‘ erforschen, wie etwa die Material- und Konservierungswissenschaften, Museologie, Rechtswissenschaft, Informationswissenschaft sowie die Forschung zum nachhaltigen Schutz von Kulturgütern. Gleichzeitig erschließen sie innerhalb dieser Wissenschaftsbereiche vielfach neuartige, vielversprechende Forschungsperspektiven, die das konventionelle thematische und methodische Portfolio der entsprechenden Disziplinen deutlich ausdehnen.

6 Perspektiven der Forschung

Eine vorrangige Aufgabe der nächsten Jahre wird darin bestehen, den transdisziplinären Forschungsraum der Objekt epistemologien stärker zu systematisieren, theoretisch

23 Schneidewind und Singer-Brodowski 2014, 42.

24 Schneidewind und Singer-Brodowski 2014, 42–43.

zu fundieren und terminologisch zu präzisieren, um das in ihm grundsätzlich angelegte wissenschaftliche Potential auch zur Entfaltung zu bringen. Vor diesem Hintergrund hat die transdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppe *Objektepistemologien* des Berliner Antike-Kollegs seit 2015 verschiedene Pilotprojekte initiiert und durchgeführt, die dieses Potential mit jeweils unterschiedlichem Erkenntnisinteresse ausgelotet haben. Die Beiträge von Hilmar Schäfer und Tina Beck im vorliegenden Band sind aus zwei dieser Pilotprojekte hervorgegangen. Darüber hinaus hat die Forschungsgruppe *Objektepistemologien* im Rahmen des Berliner Antike-Kollegs am 21. Juli 2015 einen Workshop zum Thema *Objektepistemologien. Zum Verhältnis von Dingen und Wissen in ‚multiplen Vergangenheiten‘* veranstaltet, dessen Diskussionsbeiträge hier in schriftlicher Form zugänglich gemacht werden.²⁵ Sie illustrieren anschaulich, wie das übergreifende Erkenntnisinteresse der *Objektepistemologien* nicht nur objektepistemologische Forschung im engeren Sinne anregt, sondern auch innovative Perspektiven auf Gegenstände der einzeldisziplinären Forschung eröffnet.

Allen Beiträgen gemeinsam ist der Versuch, das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen Dingen und Wissen aufzudecken und in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen zu beschreiben und zu analysieren. Die Zugänge, die die Autorinnen und Autoren dafür wählen, lassen sich allerdings zwei verschiedenen übergreifenden Kategorien zuordnen: der erste Teil des vorliegenden Bandes vereinigt Texte, die sich an die objektepistemologische Kernfrage nach dem Zusammenhang zwischen Dingen und Wissen theoretisch annähern und den Versuch unternehmen, die in diesem Zusammenhang relevanten kulturtheoretischen Konzepte und Begriffe zu identifizieren und objektepistemologisch zu perspektivieren (Teil 1: „Theoretische Annäherungen“). Im zweiten Teil des Bandes sind Untersuchungen versammelt, die anhand konkreter Fallbeispiele das forschungsstrategische Potential des objektepistemologischen Ansatzes in verschiedenen Wissenschaftsbereichen und Disziplinen illustrieren und damit überdies aufzeigen, wie *Objektepistemologien* auch jenseits der Altertumswissenschaften erfolgreich untersucht werden können (Teil 2: „Praktische Anwendungen“).

25 Für die tatkräftige Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung des Workshops sowie für ihre Mitarbeit bei der redaktionellen Bearbeitung der Aufsätze sei Winny Henkel, Agatha Küchler und Friederike Schmidt an dieser Stelle herzlich gedankt. Dass dieser Band in der vorliegenden Form erscheinen kann, ist zudem auf die Unterstützung der Kolleg/innen der Redaktion der *edition Topoi* zurückzuführen. Allen voran sind Gisela Eberhardt, Nadine Riedl und Hanna Erftenbeck zu erwähnen, die sich wiederholt Zeit für eine kritische Durch-

sicht des Manuskripts genommen und das Entstehen dieses Bandes begleitet haben. Den Gutachter/innen, die die eingereichten Manuskripte in einem Review-Verfahren beurteilt haben, gebührt für ihre intensive Auseinandersetzung mit der Thematik sowie für ihre hilfreichen Kommentare und konstruktiven Anmerkungen uneingeschränkter Dank. Der abschließende Dank gilt den Herausgebern, Gerd Graßhoff und Michael Meyer, für die Aufnahme des Bandes in die Buchreihe.

6.1 Objektepistemologien: Theoretische Annäherungen

Mit seinen „Neun Thesen zum Verhältnis von Praxis, Materialität und Historizität“ stellt sich Hilmar Schäfer der Aufgabe, drei Schlüsselkategorien der historischen Kultur- und Sozialwissenschaften aus praxeologischer Sicht zueinander in Beziehung zu setzen und damit ihren erkenntnistheoretischen Stellenwert für die objektepistemologische Forschung zu klären. Schäfer schlägt vor, eine praxeologische Perspektive auf materielle Kultur einzunehmen, „die sich durch ihr Denken in Relationen sowohl von materialistischen Verkürzungen als auch von einer Überbetonung des handelnden Subjekts abgrenzt“ (S. 36). Dabei gilt, dass jede Praxis und jedes Objekt in ein Netz aus Relationen eingebettet ist. Daher plädiert Schäfer dafür, Praxistheorie als „eine Analyse von Bewegungen und Übergängen“ zu verstehen. „Ihre Forschungshaltung, die ausgehend vom dynamischen Wiederholungskonzept gleichzeitig Verbindung und Veränderung fokussieren kann, lässt sich als transitive Methodologie charakterisieren“ (S. 47), so Schäfer. Vor diesem Hintergrund wirbt er dafür, die „reflexive Distanz“, die der Kulturosoziologie in ihrem Blick auf epistemische Dingpraktiken innewohnt, für die Altertumswissenschaften fruchtbar zu machen.

Ausgehend von der Frage, „wie die Sinne Sinn in Bewegung setzen“ (S. 55–67) stellt Lars Frers zunächst fest, dass „gerade in Anbetracht des Gewichts der Dinge in den Altertumswissenschaften [...] eine auf Schrift, Sprache und Verstehen und damit auf die kognitive Sphäre beschränkte Erkenntnistheorie [...] als zu leicht, als zu vorschnell“ erscheint. Ausgehend von einem Sinnbegriff, der sich „aus der Sphäre der Symbole und des Kognitiven in das Gemenge der bewegten, leiblich-sinnlich erfahrenen und durchwirkten Welt hinein“ (S. 57) verlagert, entwirft Frers eine sinn-basierte Theorie der Materialität, in der der „Bedeutungssinn“ hin zum „Bewegungssinn“ „umdefiniert“ wird (S. 64). Dieses Verständnis soll es ermöglichen, „sich den Dingen und ihrer Materialität auch begrifflich auszusetzen. Die Dynamik des Sinnbegriffs soll parallel zur Dynamik der Dinge verlaufen, anstatt sich in unterschiedliche Sphären aufzuspalten, die unterschiedlichen Logiken folgen“ (S. 64). Frers schließt mit einem „Epilog“ zur „Abwesenheit“, die er als „zentrales Charakteristikum des altertumswissenschaftlichen Dings“ versteht, „denn dieses verweist immer auf einen nicht mehr bestehenden Kontext, auf eine verschwundene Umgebung, die niemals vollständig rekonstruiert werden kann“ (S. 64). Dieser Epilog erweist sich für das zukünftige Potential der objektepistemologischen Forschung als wegweisend, denn Frers plädiert dafür, das „Sinngeschehen in ein Feld von Kräften einzubetten“. Danach sei es möglich, „noch eine Vielzahl anderer Aspekte von Objektepistemologien“ zu „untersuchen – wie Macht- und Konzentrationseffekte, Brüche und Ausbrüche, periodische Phänomene, die Teil sich wiederholender Konstellationen sind, und vieles mehr“ (S. 65).

Hans Peter Hahn geht der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Materiali-

tät und dem Entstehen der Ethnologie als wissenschaftliche Disziplin nach. Dabei will er verstehen, wie sich das wissenschaftliche Konzept „Information durch die Untersuchung von materiellen Dingen“ entwickelt hat und worin „Leistungsfähigkeit und Grenzen“ solcher Vorstellungen liegen könnten. Alternativ dazu wäre für Hahn denkbar, „dass eine bessere Einsicht in die lebensweltliche Dimension des Materiellen möglich würde, wenn Dinge nicht als sichere Basis positiver Erkenntnis, sondern vielmehr als Herausforderung, als Aufgabe und als Problem aufgefasst würden“ (S. 70). Hahn gelangt zu dem Schluss, dass „der epistemische Status des Materiellen in der Ethnologie noch ungeklärt ist“ (S. 83). Gleichzeitig stellt er fest, dass „Dinge [...] eine Herausforderung für die Sinnbildung des einzelnen wie für die Gesellschaft“ sind (S. 83). Darin liegt nach Hahn jedoch auch eine Chance, denn „das Nachdenken über den Status der Dinge bezüglich unserer Kontrolle über Kultur und Gesellschaft birgt auch die Chance, ein differenzierteres und damit auch überzeugenderes Bild vom Menschen zu entwickeln“ (S. 83).

Guðrun M. König reflektiert auf Praktiken und Zuschreibungen, denen Dinge in Sammlungen und Museen unterworfen sind.

Die Rede etwa von ‚Verlust‘ oder ‚Zerstörung eines Primärkontextes‘ bei der Aufnahme eines Gegenstands in das Museum, ignoriert tendenziell die musealen Praktiken und Funktionen, die Wanderungsbewegungen, die Dinge durchlaufen, und sieht die durchmischten Sphären von Museums-, Waren- und Alltagswelt getrennt. (S. 90)

König plädiert vor diesem Hintergrund dafür, eine „konsequent integrierte Betrachtung von Objekten und Praktiken, den Übergang zwischen Alltags- und Museumsobjekt nicht mehr als prinzipiell, sondern als akzidentiell zu konzipieren und diesen Übergang genauer zu untersuchen, als das bisher üblich war“ (S. 93). Mit dieser Perspektive ergibt sich nach König „auch für kulturhistorische Sammlungen eine Epistemologie, welche Dinge nicht mehr prinzipiell von Natur-Dingen unterscheidet, deren Sammlung aus konservatorischen Gründen stets eine Präparierung erfordern“ (S. 93). Königs Ansatz legt den Akzent damit auf das

Museumsobjekt als ein Produkt von Praktiken außerhalb wie innerhalb des Museums. Wie die Sammlung als Prozess, so ist das Objekt dynamisch zu verstehen, das simultan Umgangsweisen hervorruft, ermöglicht und behindert. Als Materialisierung von vermischten Möglichkeiten sind in ihm gleichzeitig unterschiedliche Aktivierungspotentiale enthalten. (S. 101)

Michael Bender, Thomas Kollatz und Andrea Rapp loten die Anwendbarkeit des objektivistischen Ansatzes auf die Digital Humanities aus. Ihre These dabei ist,

dass neue und erweiterte epistemologische Zugänge dadurch entstehen können, dass im Zuge der Digitalisierung neue Möglichkeiten der diskursiven, (hyper-)textuellen und (hyper-)medialen Einbindung von Objekten in digitale Kommunikations- und Kollaborationsstrukturen – oder allgemeiner: Infrastrukturen – eröffnet werden. Daraus ergeben sich neue, computergestützte Formen der versprachlichten, diskursiven Aushandlung von Wissen, das auf Objekte bezogen ist. Diese Aushandlungsprozesse können direkt am digitalisierten Objekt erfolgen, mit Annotations- und Vernetzungspraktiken einhergehen und mit informationstechnisch gestützten Analyseverfahren interagieren. (S. 108)

Detaillierte Darstellungen des „Diskurses zur Digitalität von Objekten“ (S. 110–112), der „linguistischen Perspektiven auf digitale Objekt epistemologien“ (S. 112–118) sowie der „diskursiven Einbindung von Objekten in digitale Infrastrukturen“ (S. 118–127) führen die Autoren zu dem Fazit, dass die „Grundlage für systematische Beschreibungen neuer, digital gestützter objekt epistemologischer Zugänge [...] die theoretische Fundierung der Interaktionsprozesse mit und der Diskurse zu digitalen Objekten anhand zeichentheoretischer sowie text- und diskurslinguistischer Ansätze“ ist (S. 128) und dass „erst durch die performative und kollaborative Nutzung im Rahmen eines Netzwerks aus Digitalisaten, Metadaten, angeknüpften Inhalten und Nutzer/inne/n [...] Wissen sinnvoll, nachhaltig und langfristig diskursiv verhandelt und generiert sowie langfristig verfügbar gemacht werden“ kann (S. 128).

6.2 Objekt epistemologien: Praktische Anwendungen

Matthias Jung leuchtet das objekt epistemologische Potential des Affordanzkonzeptes James Gibsons vor dem praktischen Hintergrund sogenannter „Objektbiographien“ in den Altertumswissenschaften aus. Basierend auf seiner doppelten methodologischen Kritik an ‚Objektbiographien‘ als anthropomorphisierend und den Strukturen des Narrativen zu stark verhaftet schlägt Jung vor, in einem ersten Schritt

die jeweiligen Affordanzen oder, mit Max Weber gesprochen, die ‚objektiven Möglichkeiten‘ der Verwendung eines Objektes zu rekonstruieren. [...] Der zweite Schritt besteht dann in der Betrachtung der faktischen Aneignungen des Objektes, die nicht notwendig seiner Affordanz gemäß sein müssen – derartige Erklärungsbedürftigkeiten konfigurieren sich aber erst vor dem Hintergrund einer vorgängigen Affordanzrekonstruktion. (S. 136–137)

Anhand eines konkreten archäologischen Objekts, eines bronzezeitlichen Klappho-

ckers, gelingt es Jung, „das in Gibsons Affordanzkonzept angelegte objektepistemologische sowie ‚objektbiographische‘ Potential herauszuarbeiten und es sowohl gegen Missverständlichkeiten bei Gibson selbst als auch gegen Nivellierungen und Missdeutungen in der Rezeption zu verteidigen“ (S. 172).

Kerstin P. Hofmann stellt Überlegungen zu Dingidentitäten und Objekttransformationen im Rahmen der Edition von archäologischen Funden und Befunden an, wobei Editionen als „eine Ausprägung archäologischer Objektepistemologien“ (S. 189) verstanden werden. Hofmann geht von der Beobachtung aus,

dass sich im Gegensatz zu der für Text-Editionen inzwischen etablierten Editions-wissenschaft bisher kaum jemand mit den epistemologischen Grundlagen und Praktiken der Wissensgenerierung von Ding-Editionen auseinandergesetzt hat. Auch wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen fehlen noch bislang weitgehend. (S. 181–182)

Hofmanns Analyse verschiedener „Ding-Editionen“ führt sie zu folgendem Fazit:

Durch Rückgriff auf Latours Konzept der ‚zirkulierenden Referenz‘ können sehr gut die einzelnen Transformationsschritte und (De-)Punktualisierungen im Rahmen von Editionsprojekten analysiert und reflektiert werden. Zentral für wissenschaftliche Editionen ist die Transparenz der ‚zirkulierenden Referenz‘, die man durch ein System von Verweisen zu erreichen versucht. So können bei Infragestellung der Objekttransformationen durch die angegebenen Referenzen und die festgeschriebenen Dingidentitäten in den Archäologischen Sammlungen (Quellen) einmal erhobene Daten grundsätzlich kontrolliert werden oder im Zuge neuer Fragestellungen und Methoden sogar zum Teil neue Daten erhoben werden. (S. 201–202)

Mit einem Fallbeispiel aus der Archäometrie illustriert Ina Reiche das Potential einer objektepistemologischen Perspektive in den Naturwissenschaften. Die durch innovative bildgebende Verfahren ermöglichte Rekonstruktion der Polychromie und Vergoldung von Elfenbeinschnitzereien aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., die aus den Ruinen des Palastes von Arslan Tash in Nordsyrien stammen, erweitert dabei nicht nur den Umfang des heute verfügbaren Wissens über diese Objekte. Vielmehr kann Reiche zeigen, dass das „neue Dingwissen auch einen Einfluss zum Beispiel auf die Restaurierung-Konservierung und den Umgang mit solchen Objekten“ hat. „Deren Reinigung muss mit noch deutlicherer Vorsicht vorgenommen werden als bisher angenommen“ (S. 230).

Tina Beck lenkt in ihrem Beitrag das objektepistemologische Erkenntnisinteresse auf die Frage,

inwiefern Postkolonialisten und Postkolonialistinnen und dabei speziell die sogenannte ‚Holy Trinity‘ des Postkolonialismus, also Homi Bhabha, Said und Gayatri Spivak, in archäologischen Arbeiten zitiert werden, die sich mit archäologischen Hinterlassenschaften beschäftigen. Welche Theorien und Konzepte werden auf das archäologische Material übertragen? (S. 237)

Eine entsprechende, eingehende Analyse archäologischer Forschungsarbeiten fasst Beck zunächst wie folgt zusammen:

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Bhabhas Konzepte der Hybridität, des Dritten Raumes und der Mimikry einen Nutzen für die Untersuchung archäologischer Befunde haben. Bhabhas freie Definitionen ermöglichen verschiedene Übersetzungen der Konzepte für die Archäologie. (S. 255)

Abschließend gibt Beck jedoch zu bedenken:

Ob man nun Bhabhas Ansatz der Hybridität als veraltet ansehen mag, ob man Schwierigkeiten in der Übersetzung auf materielle Hinterlassenschaften sieht und deswegen auf andere Begriffe und Konzepte zurückgreift, oder ob man Bhabhas Ansatz für die eigene Untersuchung neu definiert und lediglich das Vokabular auf den archäologischen Kontext übersetzt, bleibe einmal dahingestellt; wichtig ist die Erkenntnis, dass die hiermit verbundenen Begriffe und Konzepte eine Prägung transportieren, die nicht für jeden Kontext oder jedes einer Untersuchung zugrunde liegende Material zweckmäßig ist. Eine universelle Lösungsstrategie, um die Entstehung neuer Objekte und Formen im Kontext von kulturellen Kontakten zu beschreiben, ist somit weder sinnvoll noch erstrebenswert. (S. 256)

In ihrem Beitrag „Das Ding aus zwei Artefakten oder: Handschriften und ihre Fragmente“ wendet Katharina Philipowski objektepistemologische Fragestellungen auf das Phänomen der Fragmentarität sowie auf die in der Literaturwissenschaft und Editionsphilologie gängigen, divergierenden Fragmentbegriffe an. Philipowski verfolgt damit das Anliegen, „darauf aufmerksam zu machen, dass die Begriffe ‚Vollständigkeit‘ und ‚Fragmentarität‘ überaus voraussetzungsreich und komplex sind, oder besser gesagt, dass die Befunde, zu deren Bezeichnung sie verwendet werden, so komplex sind, dass diese Begriffe genauer sein sollten als sie es sind“ (S. 289). Anhand der Leitbegriffe „Materialität“, „Äußerlichkeit/Sichtbarkeit“, „Kontingenz der Form“, „Relevanz“ und „Vollständigkeit“ entwirft Philipowski dazu eine Phänomenologie der Fragmentarität in mittelalterlichen Handschriften. Davon ausgehend schlägt sie eine Differenzierung zwischen den Begriffen „Handschriftenfragment“ und „Text-Fragment“ vor. „Handschriftenfragment“

kennzeichnet dabei „die materielle Beschädigung auf der Ebene allein des Mediums“, „wobei der Text entweder nicht betroffen ist [...] oder nicht Gegenstand des Interesses ist“ (S. 301). Der Begriff „Text-Fragment“ steht „allein für Textzeugen, die Bruchstücke eines Textes überliefern, der uns in anderen Handschriften in vollständigerer oder vollständiger Form vorliegt“ (S. 302).

Jürgen Paul Schwindt widmet sich der „Objektepistemologie der augusteischen Dichtung“. Sein Zwischenfazit:

Dichtung forciert das Ob- am Objectum, das Gegen- am Gegenstand und verschafft dem Abwesenden am anwesenden Ding eine sonderbar verschobene Präsenz. Die Objekte der Dichtung schaffen Widerstand und verhindern die einfache Synthesis; eine Deutung, die die Dinge der Dichtung vernachlässigt, wird womöglich gegenstandslos. (S. 320)

Mit Blick auf das forschungsstrategische Potential des objektepistemologischen Ansatzes resümiert Schwindt, dass „die objektepistemologische Lektüre zentraler Texte der augusteischen Dichtung [...] Einsichten“ bereithält, „auf die man nicht leicht verfallen wird, wenn man bei der Untersuchung immer nur an den [...] ‚Akteuren‘ Maß nimmt“ (S. 323).

Gebhard Selz schließlich untersucht „Objektepistemologien im frühen Mesopotamien“ und stellt dabei zunächst fest, dass im antiken Mesopotamien natürliche und produzierte physische Objekte sowie mentale Objekte analog konzipiert erscheinen. Nach Selz verbindet sich diese Auffassung

in bezeichnender Weise mit unserem Wissen über die rekonstruierbare mesopotamische Ontologie: Unsere binären Kategorisierungen, wie konkret und abstrakt oder physisch und metaphysisch – das *tertium non datur* allgemein – sind nicht der Dreh- und Angelpunkt mesopotamischen Denkens. (S. 328)

Verschiedene einschlägige Fallbeispiele führen Selz zu dem Fazit, dass es mit Blick auf altorientalische Objektepistemologien sinnvoll ist, „die Wissensformen nach Herstellungswissen und Handlungswissen zu unterscheiden“ (S. 342). Dabei stehen nach Selz Gegenstand und Handlungsroutine in einer

komplexen, uneindeutigen Beziehung. Objektepistemologien sind daher (tendenziell) offen. Es ist denn die mit Objekten verbundene Handlung, das Verwendungswissen, was eine Objektepistemologie erst sinnvoll und greifbar macht. Es scheint daher, dass eine Epistemologie des Objektes in ähnlicher Weise an seine Handhabung gebunden ist wie die Bedeutung eines Rituals an seinen konkreten Vollzug. Objekte und Ritual sind ‚epistemisch offen‘: (S. 342)

Ungeachtet der in diesem Band vorgelegten, in verschiedenen Disziplinen angesiedelten Auseinandersetzungen mit dem objektivistischen Ansatz sind für den transdisziplinären Forschungsraum der Objektivistiken noch sehr viel weiter gehende theoretische Grundlagenarbeit sowie zusätzliche explorative Fallstudien erforderlich, um wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Objekt narrative besser in ihrem jeweiligen Spannungsfeld aus wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zuschreibungen verorten zu können und damit ein besseres wissenschaftliches Verständnis des komplexen Zusammenspiels von Dingen, Dingwissen und epistemischen Praktiken zu erzielen.

Bibliographie

Focken und Ott 2016

Friedrich-Emanuel Focken und Michael R. Ott, Hrsg. *Metatexte. Erzählungen von schrifttragenden Artefakten in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur*. Materiale Textkulturen 15. Berlin und Boston: De Gruyter, 2016.

Frese, Keil und Krüger 2014

Tobias Frese, Wilfried E. Keil und Kristina Krüger, Hrsg. *Verborgен, unsichtbar, unlesbar – Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz*. Materiale Textkulturen 2. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014.

Hahn 2015

Hans Peter Hahn. „Der Eigensinn der Dinge – Einleitung“. In *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Hrsg. von H. P. Hahn. Berlin: Noefelis Verlag, 2015, 9–56.

Hilgert 2010

Markus Hilgert. „Text-Anthropologie: Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“. *Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft* 142 (2010). Hrsg. von M. Hilgert, 87–126.

Hilgert 2015

Markus Hilgert. *Warum Dinge zeigen? Zum Verhältnis von Grundlagenforschung und musealer Praxis*. 2015. URL: http://www.materiale-textkulturen.de/mtc_blog/2015_001_Hilgert.pdf (besucht am 14.08.2018).

Hilgert 2016

Markus Hilgert. „Materiale Textkulturen. Textbasierte historische Kulturwissenschaften nach dem Material Culture Turn“. In *Materialität. Herausforderung für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Hrsg. von H. Kalthoff, T. Cress und T. Röhl. Paderborn: Wilhelm Fink, 2016, 255–267.

Hillebrandt 2016

Frank Hillebrandt. „Die Soziologie der Praxis als poststrukturalistischer Materialismus“. In *Praxis-theorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Hrsg. von H. Schäfer. Bielefeld: transcript, 2016, 71–93.

Kehnel und Panagiotopoulos 2015

Anette Kehnel und Diamantis Panagiotopoulos, Hrsg. *Schriftträger – Textträger. Zur materialen Präsenz des Geschriebenen*. Materiale Textkulturen 6. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Latour 1992

Bruno Latour. „Where Are the Missing Masses? The Sociology of a Few Mundane Artifacts“. In *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change*. Hrsg. von W. E. Bijker und J. Law. Cambridge, MA: MIT Press, 1992, 225–258.

Meier, Ott und Sauer 2015

Thomas Meier, Michael R. Ott und Rebecca Sauer, Hrsg. *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Materiale Textkulturen 1. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Reckwitz 2006

Andreas Reckwitz. *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2006.

Reckwitz 2014

Andreas Reckwitz. „Die Materialisierung der Kultur“. In *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Hrsg. von F. Elias, A. Franz, H. Murmann und U. W. Weiser. Materiale Textkulturen 3. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014, 13–25.

Schäfer 2013

Hilmar Schäfer. *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2013.

Schneidewind und Singer-Brodowski 2014

Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski. *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*. 2., verbesserte und aktualisierte Auflage. Marburg: Metropolis Verlag, 2014.

MARKUS HILGERT

Markus Hilgert ist Altorientalist und Generalsekretär der Kulturstiftung der Länder. Von 2014 bis 2018 war Hilgert Direktor des Vorderasiatischen Museums im Pergamonmuseum, von 2007 bis 2014 Professor (W 3) für Assyriologie mit Schwerpunkt Sumerologie an der Universität Heidelberg. Hilgert ist Initiator und erster Sprecher (2011 bis 2013) des SFB 933 *Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften* an der Universität Heidelberg.

Prof. Dr. Markus Hilgert
Kulturstiftung der Länder
Stiftung bürgerlichen Rechts
Lützowplatz 9
10785 Berlin, Deutschland
E-Mail: generalsekretaer@kulturstiftung.de

THEORETISCHE ANNÄHERUNGEN

Hilmar Schäfer

Praxeologische Impulse für die Objektivismologie. Neun Thesen zum Verhältnis von Praxis, Materialität und Historizität

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Konsequenzen einer praxeologischen Perspektive, die ausgehend vom Konzept der Wiederholung ein relationales Denken entfaltet, für das Verständnis der Beziehungen zwischen Praxis, Materialität und Historizität. Er bietet zunächst einen Einblick in die Charakteristika der Praxistheorie und entwickelt ein dynamisches Verständnis von Wiederholung, das er in das Zentrum der praxeologischen Analyse stellt. Im zweiten Teil diskutiert er neun theoretische und methodologische Thesen zum Zusammenhang von Praxis, Materialität und Historizität. Sie behandeln unter anderem die Einbettung von Subjekten in relationale Netze aus Praktiken und Materialitäten, den analytischen Zugang zu historischen Praktiken, das Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit sowie die transitive Methodologie der Praxistheorie.

Keywords: Praxis; Praxistheorie; Wiederholung; Materialität; materielle Kultur

The contribution discusses a praxeological understanding of the relationship between practice, materiality and historicity, which is grounded in a relational approach centering on the notion of repetition. First, it establishes the characteristics of practice theory and develops a dynamic understanding of repetition for praxeological analyses. The second part discusses nine theoretical and methodological thesis concerning inter alia the embeddedness of subjects in relational networks of practices and materialities, the analytical approach towards historic practices, the relationship between past and present and the transitive methodology of practice theory.

Keywords: practice; practice theory; repetition; materiality; material culture

Dieser Text beruht auf einem Vortrag, der im Rahmen eines Fellowships am Berliner Antike-Kolleg entstanden ist und auf einen Diskussionsimpuls zielte. Ich danke dem Kolleg, insbesondere Markus Hilgert, für die Förderung und die Aufnahme in die Arbeitsgruppe

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objektivismologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Objekt epistemologien sowie Kerstin P. Hofmann für die eingehende Kommentierung des Vortrags und überaus hilfreiche Anmerkungen.

1 Einleitung

Als vergleichsweise junge Entwicklung im Feld der Sozialtheorie trifft die Praxistheorie gegenwärtig in einer Reihe von Disziplinen auf große Resonanz und erweist sich in vielen Forschungsbereichen als äußerst fruchtbare Analyseperspektive. In der Geschichtswissenschaft ist vor allem das Buch von Gabrielle Spiegel *Practicing History. New Directions in Historical Writing after the Linguistic Turn* (2005) einflussreich gewesen, ebenso wie die Arbeiten von Marian Füssel und Sven Reichardt.¹ Für die Altertumswissenschaften hat Markus Hilgert theoretische Impulse der Praxistheorie aufgegriffen, um die Forschung über Geschriebenes als materiale Textkulturforschung neu auszurichten.² Und auch in der Archäologie inspirieren praxeologische Ansätze die Debatte und verschieben den Blick auf die untersuchten Gegenstände.³

Ich möchte im Folgenden einen Beitrag zu dieser Debatte leisten und einige Überlegungen zum Verhältnis von Praxis, Materialität und Historizität entwickeln und zur Diskussion stellen. Den Bezugspunkt meiner Überlegungen bilden dabei die vielfältigen Gegenstände der Altertumswissenschaften und die materielle Kultur historischer Objekte, mit denen sich Wissenschaftler/innen und Praktiker/innen an Museen und Forschungseinrichtungen beschäftigen. Mein Vorschlag, der eine Ausarbeitung meiner bisherigen praxeologischen Forschung darstellt,⁴ besteht in einer praxeologischen Perspektive auf materielle Kultur, die sich durch ihr Denken in Relationen sowohl von materialistischen Verkürzungen als auch von einer Überbetonung des handelnden Subjekts abgrenzt. Ich gebe im Folgenden zunächst einen Einblick in die Charakteristika der Praxistheorie und betone dabei insbesondere ihre relationale Perspektive, indem ich das Konzept der Wiederholung in den Mittelpunkt stelle. Im zweiten Teil verdeutliche ich die Konsequenzen dieser Perspektive für die historische Erforschung materieller Kultur in neun Thesen.

1 Vgl. Spiegel 2005; Füssel 2003; Füssel 2006; Reichardt 2004 und Reichardt 2007 sowie jüngst auch die Beiträge in Brendecke 2015; Freist 2015 und Haasis und Rieske 2015.

2 Vgl. Hilgert 2009 und Hilgert 2014.

3 Vgl. Gardner 2004; Gardner 2011; Fewster 2014; Hofmann und Schreiber 2011; Schreiber 2018.

4 Vgl. Schäfer 2013.

2 Praxistheorie

Praxistheorie ist eine von Beginn an interdisziplinäre Forschungshaltung, deren sozial-theoretische Perspektive auch philosophische Wurzeln aufweist.⁵ Ihre Quellen liegen unter anderem im marxistischen Praxisbegriff, im US-amerikanischen Pragmatismus, in Martin Heideggers fundamentalontologischem Verständnis des Daseins als In-der-Welt-sein sowie in Ludwig Wittgensteins sprachanalytischer Philosophie.⁶ Zentral für die Konstitution des praxeologischen Paradigmas sind jedoch die Ansätze von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens aus den 1970er Jahren, die das Zentrum der Debatte bilden. Bourdieu prägt 1972 mit seinem *Esquisse d'une théorie de la pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle* den Begriff „Theorie der Praxis“, mit der er zwischen subjektivistischer (Existenzialismus und Phänomenologie) und objektivistischer (Strukturalismus) Perspektive vermitteln möchte.⁷ Dazu führt er das Konzept des Habitus ein, um zu berücksichtigen, dass sich die Strukturen der sozialen Welt im Körper als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und als Dispositionen in sozialen Situationen handlungsleitend wirken.

Giddens formuliert seine Überlegungen im anglo-amerikanischen Paradigma einer Dichotomie von *agency* und *structure* und zielt auf deren Überwindung ab.⁸ Er begreift Handeln und Struktur als einander rekursiv konstituierende Dimensionen, wobei die Akteure die Bedingungen für ihr Handeln in ihrer Praxis reproduzieren. Soziales besteht seiner Auffassung zufolge nur, wenn und solange Praktiken aus- und aufgeführt und somit „Beziehungen über Zeit und Raum hinweg stabilisiert werden.“⁹

Neben diesen beiden zentralen Autoren werden auch die Arbeiten von Charles Taylor, Harold Garfinkel bzw. der Ethnomethodologie, Michel Foucault, Judith Butler, Bruno Latour bzw. der Akteur-Netzwerk-Theorie, Michel de Certeau, den Vertreter/innen der Cultural Studies und anderen als Teil des praxeologischen Paradigmas aufgefasst.¹⁰

Grundsätzlich lassen sich jene Ansätze als Praxistheorie begreifen, in denen ‚Praktiken‘ die fundamentale theoretische Kategorie bilden und die damit eine Reihe etablierter philosophischer und soziologischer Dichotomien zu überwinden suchen, wie etwa die Differenz zwischen Struktur und Handlung, einer Regel und ihrer Anwendung, der Makro- und der Mikroperspektive sowie zwischen Gesellschaft und Individuum.¹¹

5 Die folgende Darstellung der Praxistheorie stützt sich auf Schäfer 2016a und Schäfer 2016b.

6 Vgl. zum marxistischen *Praxisbegriff* Lefebvre 1972 und Hillebrandt 2014, 31–35, zum US-amerikanischen Pragmatismus Bogusz 2009 und Schäfer 2012, zu Heidegger Koppetsch 2001 sowie zu Wittgenstein Schatzki 1996 und Gebauer 2009.

7 Vgl. Bourdieu 1976.

8 Vgl. Giddens 1979 und Giddens 1995.

9 Giddens 1995, 45.

10 Vgl. für einen Überblick über das Feld der Praxistheorien in leicht divergierenden Zuschnitten insbesondere Schatzki 2001; Reckwitz 2003; Ortner 2006; Rouse 2007; Schäfer 2013 und Hillebrandt 2014.

11 Vgl. Schatzki 1996.

Mit dem Praxisbegriff werden alternative analytische Konzepte ersetzt, um ausgehend von einem revidierten Basisvokabular eine neue Perspektive auf das Soziale zu entwickeln. Die praxeologische Perspektive zeichnet sich dadurch aus, dass sie Handlungen nicht isoliert betrachtet, sondern als einen Zusammenhang begreift, der bei Theodore Schatzki etwa als „field of practices“, „total nexus of interconnected human practices“¹² oder „organized nexus of actions“¹³ bezeichnet wird. Die Identität einer Praxis ist demnach abhängig von ihrem Verhältnis zu anderen (auch vergangenen) Praktiken und vom sozialen Kontext, in dem sie auftritt. Daher lässt sich schon die Frage, was *eine* Praxis ist, nur relational beantworten.

Praktiken sind das Tun, Sprechen, Fühlen und Denken, das wir notwendig mit anderen teilen. Dass wir es mit anderen gemeinsam haben, ist Voraussetzung dafür, dass wir die Welt verstehen, uns sinnvoll darin bewegen und handeln können. Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur *von uns* ausgeführt, sie existieren auch *um uns herum* und historisch *vor uns*. Sie zirkulieren unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen aus- und aufgeführt zu werden.

Ohne die bestehende Praxis des Heiratens kann beispielsweise niemand den Wunsch entwickeln, eine Ehe einzugehen. Auch wenn nicht jede/r Einzelne heiratet, besteht die soziale Praxis des Heiratens weiter. Sie ist allerdings davon abhängig, dass sie wieder und wieder ausgeführt wird, und zwar bestimmten – rechtlichen, religiösen, kulturellen – Konventionen gemäß, die man erfüllen muss, wenn man (im sozial akzeptierten Rahmen) heiraten möchte. Zwar könnte jemand auf die Idee kommen, in einem selbst gewählten Ritual einem Geist, einem Baum oder einem Stofftier die Treue zu versprechen und dies dann ‚Ehe‘ zu nennen. Auf gesellschaftliche Anerkennung kann eine solche Verbindung jedoch nicht hoffen. Einzelne können eine Praxis nicht beliebig umdefinieren, die Bedingungen einer Praxis können sich aber schleichend oder dynamisch ändern, wie sich etwa an der Schaffung der eingetragenen Partnerschaft oder an der Debatte um die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare illustrieren lässt. Wenn sich die Praxis des Heiratens transformiert, ändert sich das Wesen und das Verständnis der Ehe selbst. Nicht jede soziale Praxis ist dabei so stark konventionalisiert, rechtlich kodifiziert und interkulturell so weit verbreitet wie die Ehe, da die Stabilität und die Verbreitung von Praktiken erheblich variieren. Die Differenzen zwischen sozialen Praktiken herauszuarbeiten, ist eine der Kernaufgaben der Praxistheorie.

Zurückgewiesen wird von der Praxistheorie sowohl die Perspektive, dass es ‚die Gesellschaft‘ bzw. ‚Strukturen‘ sind, die das Individuum in seiner Entwicklung hemmen

12 Schatzki 2001, 2.

13 Schatzki 2002, 71.

und einschränken, als auch die Auffassung, dass sich das Soziale aus individuellen Handlungen zusammensetzt. Vielmehr resultieren sowohl Sozialität als auch Individualität aus Praktiken: „By virtue of the understandings and intelligibilities they carry, practices are where the realms of sociality and individual mentality/activity are at once organized and linked. Both social order and individuality, in other words, result from practices“.¹⁴ Gesellschaft erscheint nicht mehr als eine dem Individuum äußerlich gegenüberstehende Totalität, sondern beide konstituieren sich gleichermaßen auf der ‚flachen‘ Ebene der Praxis. Sie werden durch diese anti-essentialistische Perspektive als beständige Hervorbringungen erkennbar: Verändern sich die Formen von Praktiken (historisch oder lokal), so verändert sich das ‚Wesen‘ der Individualität respektive der Gesellschaft.

Die Anerkennung der *Relationalität* des Handelns ist ein wesentliches Charakteristikum des Praxisbegriffs. ‚Sinn‘ ergibt eine Praxis für uns wie für andere Teilnehmer/innen unserer Kultur nur, weil ein Verhältnis besteht zwischen dem Aspekt ihres Vorkommens, ihrer Verteilung und ihrer Erfahrbarkeit sowie dem Aspekt ihrer Aneignung, Ausführung und Erfahrung. Wir können mit einer Praxis niemals vollständig allein sein. Selbst wenn wir beispielsweise meditieren, um ganz bei uns selbst zu sein, greifen wir Techniken auf, deren Geschichte mehr als zwei Jahrtausende zurückreicht, die schriftlich und mündlich überliefert worden sind und sich dabei auf spezifische Weise weiterentwickelt und in verschiedene Schulen ausdifferenziert haben, die ebenso von uns direkt Bekannten wie von gänzlich Fremden praktiziert werden, um die sich soziale Kreise von Praktizierenden bilden oder die von der Fitness- und Wellnessindustrie beworben und zum ‚Trend‘ erklärt werden. Von der vermeintlich lokalen und privaten Handlung des Meditierens führen Verbindungen an andere Orte und andere Zeiten. Die Praxistheorie verortet das Soziale in dem Dazwischen vielfältiger Beziehungen in Raum und Zeit, die sich weder auf Normen noch auf rationale Wahlen reduzieren lassen.

Einen weiteren Schwerpunkt praxeologischer Ansätze bildet daher die fundamentale Berücksichtigung der *Zeitlichkeit* des Sozialen. Soziale Ordnung wird als ein Prozess verstanden, der in seinem Verlauf analysiert werden muss.¹⁵ Die Praxistheorie fragt entsprechend nach der beständigen Hervorbringung des Sozialen, die insbesondere bei Giddens sowie in der Ethnomethodologie im Zentrum der Betrachtung steht.

In diesem Zusammenhang spielt die *Körperlichkeit* des Sozialen, die in soziologischen Theorien oftmals ausgeblendet worden ist, eine zentrale Rolle. Das präreflexive Verstehen einer Praxis oder einer sozialen Situation sowie die kompetente Ausführung situativ angemessener Praktiken werden in praxeologischen Ansätzen auf ein inkorporiertes „implizites Wissen“ bzw. *tacit knowledge* zurückgeführt.¹⁶ So stellt Bourdieu mit

14 Schatzki 1996, 13.

15 Vgl. Giddens 1995.

16 Vgl. zu diesem Konzept Polanyi 1985.

dem Habituskonzept explizit „leibhaftige [...] Akteure“¹⁷ ins Zentrum seiner Soziologie. Das Soziale vollzieht und reproduziert sich auf dieser Grundlage wesentlich nicht-bewusst, so dass den Akteuren die Mechanismen ihres Handelns nicht vollständig transparent und ihrer Selbstreflexivität körperliche Grenzen gesetzt sind. Auch Foucault fokussiert Körperlichkeit, wenn er etwa in seiner historischen Analyse der Transformation von Technologien des Selbst die Entwicklung mannigfaltiger Praktiken der Sorge um sich untersucht.¹⁸

Darüber hinaus ist die Praxistheorie in der Lage, die *Materialität* des Sozialen umfassend zu berücksichtigen. Nicht nur die Ebene sprachlicher Bedeutungen („diskursive Praxis“), sondern auch die materiellen Aspekte des Sozialen, also die Relevanz und der Gebrauch von Artefakten, Technologien, Medien und Bildern, lassen sich im Rahmen einer praxistheoretischen Perspektive analysieren.¹⁹ Hier zeigt sich der Einfluss der Cultural Studies, Science and Technology Studies sowie insbesondere der Akteur-Netzwerk-Theorie auf das praxeologische Forschungsprogramm.²⁰ Auf die Materialitätsdimension werde ich später noch genauer eingehen.

Zunächst jedoch zu dem, was ich als Kern des praxeologischen Denkens verstehen würde: dem relationalen Denken. Wie bereits ausgeführt, ist der Praxisbegriff kein bloßes Synonym für ‚Handlung‘, sondern mit ihm wird ein fundamental relationales Verständnis des Sozialen in den Mittelpunkt gestellt. Praktiken müssen prozesshaft, in ihrem zeitlichen Verlauf verstanden werden. Um den Verlauf einer Praxis in der Zeit konzeptuell erfassen zu können, schlage ich vor, den Begriff der ‚Wiederholung‘ ins Zentrum zu stellen, in dem sich Regelmäßigkeit und zeitliche Wiederkehr miteinander verschränken. Dies hat den Vorteil, dass sich die Praxistheorie von einem relativ statischen Verständnis von Routine im Zentrum ihrer Perspektive löst und dass Praktiken somit empirisch offen als ein Fluss von Wiederholungen durch Zeit und Raum gedacht werden können. Dazu muss Wiederholung nicht als Wiederholung des Gleichen, sondern als ein dynamischer Prozess verstanden werden.

Die poststrukturalistischen Philosophien von Gilles Deleuze und Jacques Derrida bilden zwei prominente Vorschläge, das Paradox der Wiederholung nicht im Ausgang von Identität, sondern von der Differenz her zu denken. Mit Derrida lässt sich dabei die Wiederholbarkeit als Kennzeichen jeder Praxis herausarbeiten. Derrida verweist mit dem Begriff der ‚Iterabilität‘ auf die wesentliche Zitathaftigkeit von Bedeutungen und hebt deren Beweglichkeit und Verschiebbarkeit hervor.²¹ Deleuze legt seiner Konzeption von Wiederholung ein Denken des Nicht-Identischen zugrunde und verweist auf die Differenz im Inneren jeder Wiederholung des ‚Selben‘. Mit Deleuze lassen sich zwei

17 Bourdieu 1992, 28.

18 Vgl. Foucault 2004.

19 Vgl. Knorr Cetina 2001.

20 Zur Stellung der Akteur-Netzwerk-Theorie Latours vgl. Schäfer 2013, 251–309.

21 Vgl. Derrida 1999.

Wiederholungsverständnisse unterscheiden: Eine Perspektive auf die Statik, von Deleuze als „nackte Wiederholung“ bezeichnet, und eine Perspektive auf die jeder Wiederholung inhärente Dynamik, die „verkleidete Wiederholung“.²² Die poststrukturalistischen Positionen können das Wiederholungsverständnis für ein Denken der Differenz sensibilisieren und den analytischen Blick für mögliche Verschiebungen und transformierende Wiederholungen schärfen. Wird die Praxistheorie auf ein so verstandenes dynamisches Konzept von Wiederholung gegründet, kann dieser Begriff die theoretische Perspektive bündeln, um die Persistenz von Praktiken zu erfassen, ohne die Routinehaftigkeit und somit Stabilität des Sozialen betonen zu müssen. Die Verwendung des Wiederholungsbegriffs führt drei analytisch unterscheidbare, aber eng miteinander verbundene Dimensionen der Praxis zusammen. Die Praxistheorie versteht Praktiken erstens als *sich wiederholende* Formationen, als Strom eines Praxisgeschehens, der sich durch Zeit und Raum bewegt. Praktiken ereignen sich und sind aufgrund ihrer Wiederholung identifizierbar und erfahrbar. Unter diesem Blickwinkel sind Praktiken ein kulturell verfügbares und zirkulierendes Repertoire, an das Subjekte zitierend anschließen können.

Es gibt keine Wiederholung ohne das erfahrende Subjekt, das den Zusammenhang zwischen den einzelnen Instanzen des Auftretens einer Praxis herstellt. Entsprechend sind Praktiken zweitens immer auch *wiederholte* Formationen, körperlich aus- und aufgeführte Handlungen. Sie existieren nur, wenn und solange sie verstanden und in hinreichend anschlussfähiger Weise ausgeführt werden. Die kulturelle Verfügbarkeit, das präreflexive Verstehen einer Praxis und ihre kompetente Ausführung sind im Wiederholungsprozess untrennbar aneinander gebunden. Eine bedeutsame und fundamentale Form von Wiederholung ist dabei das wiederholte Einüben von Praktiken in Lern- und Trainingsprozessen zur Aneignung von Wissen und Kompetenzen.

Als *wiederholbare* Formationen schließlich können Praktiken prinzipiell von ihrem Kontext gelöst und mit neuen Kontexten verbunden werden. In jede Form von Stabilität ist somit auch eine Transformation inbegriffen, in der sich die Bedeutung einer Praxis verändern kann. Jede Wiederholung kann eine Verschiebung der Praxis zur Folge haben. Der Praxistheorie stellt sich daher die Aufgabe, gleichermaßen die „verändernde und erhaltende Kraft der Wiederholung“²³ soziologisch zu erfassen. Die Frage nach der Stabilität oder Instabilität des Sozialen wird damit zu einer strikt empirischen Frage,²⁴ die auf der Grundlage des dünnen analytischen Vokabulars verfolgt werden kann. Die Praxistheorie enthält also keine Vorannahmen darüber, ob ein gegebenes Phänomen stabil ist, sondern beleuchtet die Dauer, Stabilität und Ausdehnung spezifischer Praktiken, die konkreten Mechanismen, von denen ihre Wiederholung abhängig ist, sowie die möglichen Verschiebungen oder Zusammenbrüche ihrer Wiederholungen.

22 Vgl. Deleuze 1992.

23 Waldenfels 2001, 12.

24 Vgl. Rouse 2007, 647.

Zeitlichkeit und Sozialität sind fundamental in den Wiederholungsprozess eingeschrieben und aneinander gekoppelt: Die intelligible Ausführung und das Verstehen einer Praxis sind von vergangenen Wiederholungen abhängig; die gegenwärtige Wiederholung einer Praxis erhält deren Bedeutung aufrecht und eröffnet einen Optionsraum für zukünftige Zitationen dieser Praxis. Damit stellt sie kulturelle Anschlussmöglichkeiten für Wiederholungen, auch durch andere, bereit. Für eine Praxis ist wesentlich, dass sie mit anderen geteilt wird, die sie ebenfalls verstehen und ausführen.²⁵ Kollektivität entsteht damit nicht erst in Interaktionen oder Vergemeinschaftungsprozessen, sondern ist bereits integraler Bestandteil der Wiederholung selbst.

Im Anschluss an die oben zitierte Aussage von Giddens, wonach das Soziale aus Sicht der Praxistheorie in der Stabilisierung von „Beziehungen über Zeit und Raum hinweg“ besteht, lässt sich nun präzisieren, dass diese Beziehungen als Wiederholung gedacht werden müssen, und zwar in dem herausgearbeiteten, poststrukturalistisch gewendeten Verständnis, das Verschiebungen nicht ausschließt, sondern als Teil des Wiederholungsprozesses begreift.

Welche Konsequenzen hat diese Perspektive nun für eine historische Praxeologie im Allgemeinen sowie für die damit verbundene Analyse materieller Kultur im Besonderen? Im zweiten Teil des Beitrags werde ich neun theoretische und methodologische Thesen zum Zusammenhang von Praxis, Materialität und Historizität entwickeln und diskutieren.

3 Praxis, Materialität und Historizität

3.1 These 1: Subjekte handeln stets in einem relationalen Netz aus Praktiken und Materialitäten

Die erste These betrifft die grundlegende soziale Einbettung subjektiver Handlungsfähigkeit. In der Praxistheorie wird das Subjekt als theoretische Größe einbezogen. Damit unterscheidet sie sich von der Strukturperspektive der Sozialgeschichte oder vom *linguistic turn*, die ausschließlich die strukturelle Ebene betrachtet haben.²⁶ Die Praxistheorie situiert die Handlungsfähigkeit des Subjekts jedoch in heterogenen Netzwerken: Es gibt keinen Feldherren ohne Praktiken der Schlacht, wie zum Beispiel militärische Taktiken, ohne die Existenz sozialer Hierarchieverhältnisse (auch außerhalb des Militärs) und ohne Waffen, Pferde, Fahnen, Trommeln etc. Das Subjekt wird zum einen nur handlungsfähig, indem es Praktiken wiederholt, die sich bereits vor ihm ereignet haben und wiederholen, also lange bevor der ‚Feldherr‘ sein Feld betritt. Zum anderen sind die Wie-

25 Siehe dazu auch Schmidt und Volbers 2011.

26 Vgl. Füssel 2003.

derholungen der Praxis von materiellen Körpern und materiellen Dingen abhängig, die sie strukturieren und stabilisieren.²⁷ Daher kann es keine Praxisgeschichte ohne Dinggeschichte geben. Zu kritisieren ist also die Auffassung, dass der Anteil der Objekte an der Praxis irrelevant oder gar vernachlässigbar sei – eine Kritik, die sich wohl in erster Linie an die Soziologie selbst²⁸ und möglicherweise noch an Teile der Geschichtswissenschaft richtet. Im Bereich der Altertumswissenschaften ist die grundsätzliche Relevanz der materiellen Kultur natürlich aufgrund der Überlieferungssituation unstrittig.

3.2 These 2: Dieses relationale Netz bildet das, was wir verkürzt ‚Kontext‘ nennen

Was wir gewöhnlich ‚Kontext‘ nennen, ist nichts anderes als ein Netz aus aufeinander bezogenen Praktiken und Materialitäten. Praktiken verweisen dabei stets auf andere Praktiken und vollziehen sich im Zusammenhang mit materiellen Körpern und materiellen Dingen. Narrative Praktiken überliefern beispielsweise nicht nur Inhalte, sondern sind in literalen Kulturen auch von Praktiken des Lesens und Schreibens abhängig, von der regionalen Verbreitung einer Schrift, von sozialen Hierarchien, frühen beruflichen Spezialisierungen wie Schreibern etc. Sie sind ebenso auf die Vermittlung von inkorporierten Kompetenzen wie auf die spezifische Materialität der verwendeten Schreibgeräte und Schriftträger angewiesen.²⁹

Ein weiteres komplexes Beispiel dafür ist der Stein von Rosetta, der nicht nur ägyptische Hieroglyphen, demotische Briefschrift und das Altgriechische miteinander verbindet, sondern auch ägyptische Priester, französische Militärs, britische Restauratoren, internationale Wissenschaftler und Museumsbesucher, eine ägyptische Stadt, das British Museum und die moderne Ägyptologie – und diese Aufzählung ist natürlich bewusst heterogen. Damit alle diese Relationen existieren, müssen sich Praktiken, materielle Körper und materielle Dinge miteinander verschränken, und Verbindungen müssen praktisch hergestellt werden.

Der sogenannte ‚historische Kontext‘ wird selbst durch die historische Forschung konstruiert, denn bei genauerer Betrachtung sind die Relationen so vielfältig und führen in unzählige Richtungen, dass sie niemals erschöpfend verfolgt werden können. Ein Kontext kann daher niemals vollständig sein, unabhängig von der behaupteten oder

27 Hier und im Folgenden verwende ich den Begriff ‚Ding‘, um im Anschluss an den *material turn* die Eigenlogik der materiellen Dimension zu betonen, den Begriff ‚Objekt‘, um ein Ding in seinem Verhältnis zum Subjekt zu beschreiben, und den Begriff ‚Artefakt‘ für vom Menschen hergestellte Objekte. Vgl. dazu auch Hofmann 2015, 95–101.

28 Zur Artefaktvergessenheit der Soziologie vgl. Eßbach 2001.

29 Zur Materialität des Geschriebenen vgl. Hilgert 2014. In oralen Kulturen dagegen nehmen narrative Praktiken andere Formen an, die Körper der Erzählenden sind in besonderer Weise in die Tradierung der Narration involviert etc.

angezweifelte ‚Vollständigkeit‘ seiner Überlieferung. Zudem ist er von der jeweiligen Forschungsfrage abhängig. So gibt es beispielsweise auch keinen *Feldherren* ohne die Existenz der Differenzierung zwischen zwei Geschlechtern, die für einige Forschungsfragen einen Unterschied machen kann, für andere jedoch weniger relevant sein mag.

3.3 These 3: Zugang zu historischen Praktiken erhalten wir nur über die materielle Kultur

Was überliefert ist und was wissenschaftlich ausgewertet werden kann, liegt zumindest in irgendeiner Form materiell vor. Egal, ob es sich um Architekturen, Alltagsobjekte, Kunstgegenstände, Schriftträger jeglicher Form wie Grabinschriften, Einkaufszettel, Dokumente oder Akten handelt: Was nicht vollständig vergangen ist, weist materielle Eigenschaften auf. Ausnahmen bestehen im Bereich der *oral history*, die jedoch auch dokumentiert werden muss, um wissenschaftlich bearbeitet werden zu können. Die historische Praxeologie ist somit stets auf Materialitäten angewiesen.³⁰

3.4 These 4: Materialität ist stets in Praktiken eingebunden

Kein Ding hat aus sich selbst heraus Bedeutung. Die Bedeutung der Dinge erschließt sich erst in Bezug auf ihren Gebrauch, d.h. im Rekurs auf den Umgang mit ihnen. Es gibt also auch keine Dinggeschichte ohne Praxisgeschichte.³¹ Die Kritik richtet sich hier ebenso gegen eine verkürzende Überbetonung der materiellen Dimension wie gegen die Vorstellung, in die Objekte seien Umgangsweisen ‚eingeschrieben‘ oder in einem Artefakt ‚drücke sich‘ ein bestimmter Sinn ‚aus‘. Diese sind vielmehr historisch wandelbar, da sich Verwendungsweisen von Objekten im Zeitverlauf verändern können.

Denkt man Geschichte von den Dingen her, so stellt sich diese als eine Bewegung von Materialitäten durch Raum und Zeit dar, die sich an verschiedenen Punkten mit Praktiken kreuzen: mit Praktiken der Produktion, mit Praktiken des alltäglichen oder rituellen Gebrauchs, Tauschs, Konsums, mit Praktiken der archäologischen Entdeckung, der institutionellen Überlieferung oder des Handels, mit Praktiken des wissenschaftlichen Vergleichs, der Datierung, der Klassifikation, der Beschreibung, der Interpretation, der musealen Präsentation, des institutionellen und politischen Schutzes etc. Das Objekt bleibt dabei niemals dasselbe. Auf ihrem Weg durch die Zeit unterliegen die

30 Daher hat sie stets auch eine sinnliche Dimension. Vgl. beispielsweise zum Sehen als sozialer Praxis Prinz 2014.

31 Für einen guten Überblick über Ansätze der Dinggeschichte vgl. Hahn und Weiss 2013; zum Konzept

der Objektbiographie vgl. Kopytoff 1986, für eine kritische Diskussion vgl. Hofmann 2015, 102–104; siehe dazu auch den Beitrag von Matthias Jung in diesem Band.

stets in ihrer Existenz bedrohten Dinge dabei ihren jeweiligen materiellen Besonderheiten (Bronze, Stein, Ton, Papier etc.), und verschiedenste Techniken der Reparatur, der Restaurierung, Archivierung und Lagerung sind darauf gerichtet, diese Spezifika zu kompensieren. Aber auch Ignoranz und Zerfall bestimmen den ‚Lebensweg‘ der Dinge. Also gilt es, nicht nur Erfolgsgeschichten zu erzählen und die unproblematischen Verbindungen in den Vordergrund zu stellen, sondern auch nach Zerstörung, versuchter Zerstörung und Verlust zu fragen.

Thesen 5 und 6 betreffen das Verhältnis zwischen den Praktiken der Herkunftskultur historischer Objekte und den Praktiken der Kultur der heutigen Forscher/innen. Die Herkunft der überlieferten Objekte ist niemals direkt, sondern ausschließlich über die Vermittlung eines Netzes anderer Objekte und Praktiken zugänglich und verdankt sich Umständen, die aus heutiger Perspektive nur noch in Teilen rekonstruierbar sind.

3.5 These 5: Zwischen ‚damals‘ und ‚heute‘ bestehen Verbindungen

Eine wesentliche Verbindung zwischen einem – wie auch immer verstandenen – ‚damals‘ und ‚heute‘ ist das Ding, das sich auf die dargestellte Weise durch die Zeit bewegt. Auch wenn es seine Bedeutung auf dem Weg verändert, verbindet es die Praktikenkomplexe durch die Zeit hinweg. Es stabilisiert die Wiederholungen der Praktiken, die im Laufe der Zeit mit ihm umgehen. Darüber hinaus kann ein Objekt als Träger von Spuren vergangener Praktiken des Umgangs mit ihm angesehen werden, die sich entziffern lassen, weil das betrachtete Objekt wiederum mit anderen Praktiken und Objekten relational verbunden ist. Unser Zugang zu den historischen Praktiken der Herkunftskultur geht stets über das einzelne betrachtete Objekt hinaus, denn er ist von dem heterogenen Netz aus miteinander verbundenen Praktiken und Materialitäten abhängig. So sind Objekte möglicherweise durch Handel in andere Regionen gelangt, und die Geschichte ihrer Herkunft hat sich dort in einer anderen Sprache und durch andere Vermittlungswege überliefert, während die Herkunftssprache mit der Herkunftskultur untergegangen ist. So gibt es möglicherweise schriftliche Aufzeichnungen, die sich aufgrund anderer Materialitäten (Stein statt Papyrus) oder schlicht einer Vervielfachung von Überlieferungsweisen (Buchdruck) erhalten haben. Neben Erzählungen existieren unter Umständen auch frühe wissenschaftliche oder proto-wissenschaftliche Darstellungen der Objekte, die inzwischen selbst Geschichte sind und historisch relativiert werden müssen. Es handelt sich also um vielfach vermittelte Übersetzungsverhältnisse, um miteinander verwobene Praxis- und Dinggeschichten. Jede Verbindung im historischen Zeitverlauf muss dabei immer praktisch und materiell hergestellt werden.

Kommen wir noch einmal auf den Stein von Rosetta zurück. Die Möglichkeit der Übersetzung der ägyptischen Hieroglyphen eröffnete sich durch die räumliche Versamm-

lung dreier Zeichensysteme auf demselben Trägermaterial. Sie bedurfte aber ebenso der Entdeckung des Steins (die mit der französischen Expansionspolitik verbunden ist), des Bewusstseins um dessen Relevanz (das mit dem bereits etablierten gesellschaftlichen Status wissenschaftlicher Expertise verbunden ist), dem bereits vorhandenen Vorwissen (das mit Praktiken der Wissensvermittlung verbunden ist) etc. All diese Verbindungen weisen über das Objekt des Steins in Raum und Zeit hinaus: zum einen in die Vergangenheit vor der Entdeckung des Steins, zum anderen aber auch in die Gegenwart. Schließlich führt die Übersetzung der Hieroglyphen zur Gründung der modernen Ägyptologie, die noch heute an den damals entwickelten Erkenntnissen und aufgeworfenen Fragen weiterarbeitet. Verbindungen reichen dabei über das Objekt hinaus und laufen über heterogene Komplexe von Praktiken, Körpern und Dingen wie beispielsweise den wissenschaftlichen Diskurs, die Institution des British Museum, aber auch die allgemeine kulturelle Repräsentation des Steins. Allerdings besteht auch eine Reihe von Differenzrelationen.

3.6 These 6: Zwischen ‚damals‘ und ‚heute‘ bestehen Differenzen

Die historischen Objekte sind uns fremd, auch wenn sie uns nah erscheinen mögen. Unser heutiges Verhältnis zu ihnen ist stets eine Verschränkung aus Nähe und Distanz. Der wissenschaftliche Umgang mit den Objekten ist grundsätzlich ein fundamental anderer als der Umgang mit den Objekten in ihrer Herkunftskultur. Gegenwärtige Praktiken – Recherchieren, Klassifizieren, Ordnen, Datieren, Restaurieren, Digitalisieren – richten sich auf den Erhalt und die Erforschung eines Objektes und seiner Beziehungen zu seiner Herkunftskultur, in der es beispielsweise als Weingefäß, Kultobjekt oder Grabstein verwendet wurde. Bereits die Tatsache, dass uns ein Ding überhaupt überliefert ist, muss nicht unbedingt etwas mit seiner Relevanz in der Herkunftskultur zu tun haben – viele historische Objekte hat die Archäologie ja ganz buchstäblich auf dem Müllhaufen der Geschichte gefunden. Das Vorhandensein eines Objekts in einer Forschungsinstitution oder einem Museum verdankt sich oftmals höchst kontingenten Verbindungen, die mitunter selbst bereits Geschichte sind, insbesondere in Institutionen mit langer Tradition. Durch Praktiken der musealen Präsentation und Darstellung, mit denen die Objekte und der aktuelle Forschungsstand einem erweiterten Publikum zugänglich gemacht werden sollen, werden die Objekte wiederum in einen anderen Zusammenhang gestellt. Wichtig ist also, die gegenwärtigen Praktiken als solche anzuerkennen und zu reflektieren. Zwischen der Herkunftskultur eines Objekts und der Gegenwartskultur bestehen niemals direkte Verbindungen, sondern Differenzrelationen durch verschobene Wiederholungen, die auch abbrechen und wiederaufgenommen werden können. Die Relationen zwischen Praktiken sowie zwischen Praktiken und Dingen sind daher als

vermittelte Verbindungen zu begreifen.

3.7 These 7: Vermittelte Verbindungen lassen sich mithilfe einer transitiven Methodologie verfolgen

Da die Praxistheorie die Quelle der Handlungsfähigkeit nicht in der Intention eines Subjekts oder in einer einzelnen Praxis verortet, tritt an die Stelle monokausaler Betrachtungen die Einbettung jeder Praxis und jedes Objekts in ein Netz aus Relationen. Dabei geraten vielfältige zeitlich und räumlich verbundene Elemente in den Blick, zwischen denen heterogene Beziehungen bestehen. Da dem Prinzip der Relationalität zufolge jede Veränderung der Verbindungen oder der beteiligten Elemente eine Auswirkung auf den gesamten Praxiskomplex hat, muss die Praxistheorie einen besonderen Fokus auf diese Verschiebungen legen. Sie erreicht dies durch das methodische Verfolgen und Vergleichen von Praktiken. Dabei werden auch hybride Vermischungen und Überschneidungen von Praxiskomplexen sichtbar.

Praxistheorie ist demzufolge eine Analyse von Bewegungen und Übergängen. Ihre Forschungshaltung, die ausgehend vom dynamischen Wiederholungskonzept gleichzeitig Verbindung und Veränderung fokussieren kann, lässt sich als transitive Methodologie charakterisieren. Damit sollen zwei Bedeutungsdimensionen des Begriffs ‚transitiv‘ aufgenommen werden: zum einen die fachsprachliche Bezeichnung für eine Kette von Relationen zwischen Elementen in der Mathematik und Logik sowie zum anderen allgemein die Bedeutung des lateinischen *transitivus* als ‚übergehend‘. Die praxeologische Perspektive analysiert Zusammenhänge, indem sie die Verbindungen von einem Element zum nächsten nachzeichnet und die Wirkungen eines Elements auf das andere sichtbar macht. Dieses grundlegendste Analyseprinzip der Praxistheorie verlangt eine methodologische Bewegung, die Relationen folgt und Verbindungen herausarbeitet, die bislang ignoriert wurden.

3.8 These 8: Die transitive Methodologie erfordert die Überwindung etablierter Kategorien und die Herausarbeitung neuer Verbindungen

Die Analyse der Einbettung von Praktiken und Dingen in das Netz aus Relationen erfordert die Überschreitung tradierter Konzepte und disziplinärer Grenzziehungen. Die praxeologische Forschung ist nicht auf den absoluten Ursprung eines Objekts oder auf seinen konkreten Urheber gerichtet. Sie abstrahiert von Personen und fragt stattdessen, mit welchen wiederholten Praktiken ein Objekt in Zeit und Raum verbunden war und ist. Dabei geht es nicht um eine Neuerfindung historiographischer Methoden, sondern um eine Verschiebung und Refokussierung der analytischen Perspektive.

Eine praxeologische Perspektive auf Historizität betrachtet sowohl die Dimension der Praxis als auch die Dimension der Materialität. Sie fragt nicht nur: Wie bewegen sich Dinge durch Zeit und Raum? Sie fragt auch: Wie bewegen sich die Praktiken, die mit diesem Ding in Verbindung stehen? Wie wurden sie vermittelt und überliefert? Welche Relevanz haben dabei wiederum andere materielle Träger, die die Wiederholung dieser Praktiken stabilisieren? Von jedem Punkt und jeder Forschungsfrage aus öffnet sich ein relationales Netz von Praktiken und materiellen Dingen, die jeweils aufgrund ihrer Spezifika einen genuinen Beitrag für den Zusammenhalt des Netzwerks leisten. Jedes Element kann dabei einen Ausgangspunkt für die Analyse bilden. So wird bei der Untersuchung eines Tongefäßes beispielsweise nach der Herkunft des Tons gefragt und auf die regionale Bodenbeschaffenheit verwiesen, ebenso aber auch auf die Praktiken seiner Herstellung, sodann auf die Vermittlung dieser Praktiken und von dort aus möglicherweise auf geschlechtsbedingte Arbeitsteilungen innerhalb der Familie oder gar auf frühe berufliche Spezialisierungen. Vom Gefäß ausgehend führen Verbindungen über seine Herstellung hinaus, etwa zum Gebrauch des Gefäßes oder zum Handel mit ihm. Möglicherweise hat das Gefäß auch bereits eine Geschichte als begehrtes antikes Sammlerstück im Privatbesitz gehabt, bevor es ins Museum kam. Die jeweiligen Beiträge der beteiligten Elemente muss die praxeologische Analyse *gleichberechtigt* erfassen, sollte sie aber nicht als *gleichwertig* begreifen, sondern vielmehr auf ihre je spezifische Qualität hin befragen und diese herausarbeiten.

Es gibt – aufgrund der Verschränkung von Identität und Differenz in der Wiederholung der Praxis – weder absolute Identität noch absolute Differenz, sondern ausschließlich graduelle Differenzen. Die Aufgabe der praxeologischen Perspektive ist die Betrachtung und Analyse gradueller Differenzen und Verschiebungen. Die Perspektive sucht nach konkreten Verbindungen, um Kontinuitäten zu beschreiben,³² sie berücksichtigt aber auch Differenzen, untersucht Veränderungen und Verschiebungen und geht dabei von vielfachen Vermittlungen und Übersetzungen aus.

Wo die Grenze eines Dings oder einer Praxis liegt, ist dieser Perspektive zufolge dann nicht mehr von vornherein festgelegt. In einem Netz aus graduellen Differenzen müssen vielmehr lokale Grenzziehungen untersucht und hinterfragt werden. Welche Gemeinsamkeiten und Differenzen bestehen etwa zwischen dem Sammeln als einer historischen Praxis des Nahrungserwerbs, der Ansammlung und Präsentation von Waren durch Händler, den Sammlungen früherer privater Kunstkabinette und Wunderkammern oder dem hochspezialisierten Sammeln der wissenschaftlichen Institution eines Museums? Was sagt uns das über die betrachteten Gegenstände?

32 Zum Begriff der Kontinuität vgl. auch kritisch Hofmann 2012, 355–357.

Die Untersuchung macht dabei nicht vor den eigenen Kategorien halt, auch nicht vor der zentralen Kategorie der Materialität. Sie muss umfassend verstanden und auch mit quasi-materiellen Effekten in Beziehung gesetzt werden. Von einer materiellen Verbindung lässt sich beispielsweise nicht nur sprechen, wenn ein Objekt produziert, verbraucht, verbaut, getauscht oder zerstört wird. Eine andere Art materieller Beziehung besteht etwa, wenn ein Objekt Teil eines Rituals bildet und dieses ohne das Objekt nicht durchführbar ist. Hier liegt die Verbindung zwischen Praxis und Objekt möglicherweise in einem Aspekt, der aus heutiger Perspektive nicht mehr relevant erscheint, der damals jedoch evident war und etwa mit der Farbigkeit, Form oder mythischen Bedeutung des Gegenstandes zusammenhängt. Möglicherweise wurde auch eine Verbindung zwischen heterogenen Elementen hergestellt – wie etwa zwischen der Dungkugel des Skarabäus, der Sonne und ihrer Bewegung am Himmel –, die sich nicht in unsere heutige, saubere Trennung von materieller und symbolischer Dimension einordnen lässt.

Unter Umständen kann für die Analyse auch eine Perspektivumkehr heuristisch fruchtbar sein: Zwar ist es richtig, dass es ohne Pharao keine Pyramiden gäbe. Genau so könnte man jedoch experimentell argumentieren, dass es ohne Pyramiden keinen Pharao gäbe, insofern der Bau von Pyramiden integraler Bestandteil der religiösen und politischen Kultur des Alten Ägypten war. Erst die Einbettung der Entitäten ‚Pyramide‘ und ‚Pharao‘ in Praktiken des Bauens, der Verwaltung, der religiösen Verehrung, des Totenkults etc. kann sie zueinander in Beziehung setzen.

An die dargestellte theoretische und methodologische Perspektive der Praxistheorie, die im Verfolgen heterogener und vermittelter Verbindungen besteht, kann sich letztlich nur ein Plädoyer zur engen transdisziplinären Zusammenarbeit in den Altertumswissenschaften anschließen, wie sie am Berliner Antike-Kolleg bereits institutionalisiert ist. Das praxeologische Vokabular kann dabei auch eine Sprache zur Verständigung unterschiedlicher Disziplinen miteinander bieten. Es bleibt die Frage, was die Soziologie zur transdisziplinären Zusammenarbeit beitragen kann.

3.9 These 9: Die Kulturosoziologie bietet den Altertumswissenschaften durch ihre Außenperspektive eine reflexive Distanz auf ihre eigene Praxis

Die Soziologie zielt auf ein Distanzverhältnis zu gegenwärtigen Lebenswelten und somit auch zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen. Sie beobachtet die Spezifika sozialer Praktiken in sozialen Feldern. In gewisser Weise ist die soziologische Perspektive parasitär: Ohne das, was die Praktiker/innen aus den jeweiligen Feldern tun, könnte sie nicht existieren. Die Soziologie kann aus dieser Position heraus Fragen stellen und Verbindungen aufzeigen, die den Praktiker/innen selbst nicht bewusst sind. Ihr Wert liegt

in der Befremdung des Eigenen, die sie aktiv herstellen muss.³³ Sie kann durch genaues Hinschauen, Befragen und Vergleichen die unterschiedlichen Perspektiven herausarbeiten, die aus der je spezifischen Entwicklung autonomer wissenschaftlicher Disziplinen entstehen. Die Kultursoziologie kann dann etwa Praktiken im Umgang *mit* Objekten (Sammeln, Klassifizieren, Restaurieren, Ausstellen etc.) disziplinübergreifend systematisieren und vergleichen. Neben die Selbstreflexion der Praktiker/innen tritt somit die reflexive Distanz, die aus einer Beobachtungsperspektive gewonnen wird. Während sich die Restaurator/innen, Kurator/innen und Forscher/innen mit den Objekten beschäftigen, beschäftigen sich Soziolog/innen mit ihren Verhältnissen zu den Objekten, die in konkreten Praktiken des Umgangs, der Sorge, der Manipulation von Materialitäten, des Zeigens, Dokumentierens, Beschreibens, Interpretierens etc. bestehen. Der soziologische Blick auf das, was alltäglich in den jeweiligen Disziplinen gemacht wird, wirft an dieser Stelle auch ein anderes Licht auf Museumsobjekte: Entgegen der vielfach wiederholten Musealisierungskritik sind die Objekte im Museum keineswegs tot und Museen keine Friedhöfe, wie es das Bonmot Alphonse de Lamartines ausdrückt. Die Dinggeschichte wird auch im Museum niemals vollständig stillgestellt.

4 Fazit

Ding- und Praxisgeschichte sind unauflöslich miteinander verbunden und können nur im Zusammenhang erzählt werden. Warum hilft dabei die Praxistheorie? *Erstens*, weil sie ein dünnes heuristisches Vokabular bietet, das die Perspektive von etablierten Analysekategorien wie Personen löst, stattdessen den Blick für das Netz vielfältiger Relationen schärft und auf diese Weise neue Verbindungen aufzeigen und verfolgen kann. *Zweitens*, weil sie dabei die Verbindung zwischen Praxis und Materialität als gegenseitiges Konstitutionsverhältnis denkt. Sie nimmt beide ernst und reduziert nicht die eine auf die andere Dimension. Sie ist *drittens* im Wesentlichen eine Suchbewegung, die sich von ihren empirischen Befunden irritieren lässt und nicht im Vornherein weiß, welche Verbindungen analytisch relevant sind. Die Beschreibungssprache der Praxistheorie lässt sich dabei *viertens* ebenso auf vergangene wie auf gegenwärtige Praktiken anwenden und bringt diese somit analytisch miteinander in Beziehung. Sie unterscheidet nicht zwischen einer absoluten Vergangenheit und einer absoluten Gegenwart, sondern begreift ihr Verhältnis als vielfach vermittelt.

33 Vgl. dazu Amann und Hirschauer 1997.

Bibliographie

Amann und Hirschauer 1997

Klaus Amann und Stefan Hirschauer. „Die Befremdung der eigenen Kultur: Ein Programm“. In *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997, 7–52.

Bogusz 2009

Tanja Bogusz. „Erfahrung, Praxis, Erkenntnis. Wissenssoziologische Anschlüsse zwischen Pragmatismus und Praxistheorie – ein Essay“. *Sociologia Internationalis* 47.2 (2009), 197–228.

Bourdieu 1976

Pierre Bourdieu. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1976.

Bourdieu 1992

Pierre Bourdieu. „Fieldwork in Philosophy“. In *Rede und Antwort*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992, 15–49.

Brendecke 2015

Arndt Brendecke, Hrsg. *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*. Köln: Böhlau, 2015.

Deleuze 1992

Gilles Deleuze. *Differenz und Wiederholung*. München: Wilhelm Fink, 1992.

Derrida 1999

Jacques Derrida. „Signatur Ereignis Kontext“. In *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen Verlag, 1999, 291–314.

Eßbach 2001

Wolfgang Eßbach. „Antitechnische und antiästhetische Haltungen in der soziologischen Theorie“. In *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern*. Hrsg. von A. Lösch. Heidelberg: Synchron, 2001, 123–136.

Fewster 2014

Kathryn Fewster. „On Practice“. In *The Oxford Handbook of Archaeological Theory*. Hrsg. von A. Gardner, M. Lake und U. Sommer. 2014. DOI: 10.1093/oxfordhb/9780199567942.013.022.

Foucault 2004

Michel Foucault. *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.

Freist 2015

Dagmar Freist, Hrsg. *Diskurse – Körper – Artefakte. Historische Praxeologie in der Frühneuezeitforschung*. Bielefeld: transcript, 2015.

Füssel 2003

Marian Füssel. „Die Rückkehr des ‚Subjekts‘ in der Kulturgeschichte. Beobachtungen aus praxeologischer Perspektive“. In *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*. Hrsg. von S. Deines, S. Jaeger und A. Nünning. Berlin und New York: De Gruyter, 2003, 141–159.

Füssel 2006

Marian Füssel. *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an den Universitäten der Frühen Neuzeit*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2006.

Gardner 2004

Andrew Gardner, Hrsg. *Agency Uncovered: Archaeological Perspectives on Social Agency, Power, and Being Human*. London: UCL Press, 2004.

Gardner 2011

Andrew Gardner. „Action and Structure in Interpretive Archaeologies“. In *Evolutionary and Interpretive Archaeologies. A Discussion*. Hrsg. von E. Cochrane und A. Gardner. Walnut Creek: Left Coast Press, 2011, 63–82.

Gebauer 2009

Gunter Gebauer. *Wittgensteins anthropologisches Denken*. München: C. H. Beck, 2009.

Giddens 1979

Anthony Giddens. *Central Problems in Social Theory. Action, Structure, and Contradiction in Social Analysis*. Berkeley: University of California Press, 1979.

Giddens 1995

Anthony Giddens. *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M.: Campus, 1995.

Haasis und Rieske 2015

Lucas Haasis und Constantin Rieske, Hrsg. *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*. Paderborn: Schöningh, 2015.

Hahn und Weiss 2013

Hans P. Hahn und Hadas Weiss. „Introduction: Biographies, Travels and Itineraries of Things“. In *Mobility, Meaning and the Transformation of Things. Shifting Contexts of Material Culture through Time and Space*. Hrsg. von H. P. Hahn und H. Weiss. Oxford: Oxbow Books, 2013, 1–14.

Hilgert 2009

Markus Hilgert. „Von ‚Listenwissenschaft‘ und ‚epistemischen Dingen‘: Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenspraktiken“. *Journal for General Philosophy of Science* 40 (2009), 277–309.

Hilgert 2014

Markus Hilgert. „Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen. Zum heuristischen Potential der materialen Textkulturforschung“. In *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Hrsg. von F. Elias, A. Franz, H. Murmann und U. Weiser. Materiale Textkulturen 3. Berlin und New York: De Gruyter, 2014, 149–164.

Hillebrandt 2014

Frank Hillebrandt. *Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, 2014.

Hofmann 2012

Kerstin P. Hofmann. „Kontinuität trotz Diskontinuität? Der Wechsel von der Körper- zur Brandbestattung im Elbe-Weser-Dreieck und die semiotische Bedeutungsebene ‚Raum‘“. In *Gräberlandschaften der Bronzezeit: Internationales Kolloquium zur Bronzezeit, Herne, 15.–18. Oktober 2008 = Paysages funéraires de l'âge du Bronze: colloque international sur l'âge du Bronze, Herne, 15–18 octobre 2008*. Hrsg. von J. Béranger. Wiesbaden: Philipp von Zabern, 2012, 355–373.

Hofmann 2015

Kerstin P. Hofmann. „In Geschichten verstrickt... Menschen, Dinge, Identitäten“. In *Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*. Hrsg. von D. Boschung, P.-A. Kreuz und T. L. Kienlin. München: Wilhelm Fink, 2015, 87–123.

Hofmann und Schreiber 2011

Kerstin P. Hofmann und Stefan Schreiber. „Mit Lanzetten durch den Practical Turn. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 52.2 (2011), 163–187.

Knorr Cetina 2001

Karin Knorr Cetina. „Objectual Practice“. In *The Practice Turn in Contemporary Theory*. Hrsg. von T. R. Schatzki, K. Knorr Cetina und E. von Savigny. London und New York: Routledge, 2001, 175–188.

Koppetsch 2001

Cornelia Koppetsch. „Heidegger und die Theorie der Praxis“. In *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft*. Hrsg. von J. Weiß. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2001, 345–370.

Kopytoff 1986

Igor Kopytoff. „The Cultural Biography of Things: Commoditization as Process“. In *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Hrsg. von A. Appadurai. Cambridge: Cambridge University Press, 1986, 64–91.

Lefebvre 1972

Henri Lefebvre. „Der Praxis-Begriff bei Marx“. In *Soziologie nach Marx*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1972, 25–51.

Ortner 2006

Sherry B. Ortner. „Updating Practice Theory“. In *Anthropology and Social Theory. Culture, Power, and the Acting Subject*. Durham: Duke University Press, 2006, 1–18.

Polanyi 1985

Michael Polanyi. *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985.

Prinz 2014

Sophia Prinz. *Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung*. Bielefeld: transcript, 2014.

Reckwitz 2003

Andreas Reckwitz. „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“. *Zeitschrift für Soziologie* 32.4 (2003), 282–301.

Reichardt 2004

Sven Reichardt. „Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs“. In *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und Praxis*. Hrsg. von K. H. Hörning und J. Reuter. Bielefeld: transcript, 2004, 129–153.

Reichardt 2007

Sven Reichardt. „Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung“. *Sozial.Geschichte* 22.3 (2007), 43–65.

Rouse 2007

Joseph Rouse. „Practice Theory“. In *Handbook of the Philosophy of Science. Philosophy of Anthropology and Sociology*. Hrsg. von St. P. Turner und M. W. Risjord. Amsterdam und Boston: Elsevier, 2007, 639–681.

Schäfer 2012

Hilmar Schäfer. „Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus“. In *Kreativität und Improvisation. Soziologische Positionen*. Hrsg. von U. Göttlich und R. Kurt. Wiesbaden: Sprigner VS, 2012, 17–43.

Schäfer 2013

Hilmar Schäfer. *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2013.

Schäfer 2016a

Hilmar Schäfer. „Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie“. In *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Hrsg. von H. Schäfer. Bielefeld: transcript, 2016, 9–25.

Schäfer 2016b

Hilmar Schäfer. „Praxis als Wiederholung. Das Denken der Iterabilität und seine Konsequenzen für die Methodologie praxeologischer Forschung“. In *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Hrsg. von H. Schäfer. Bielefeld: transcript, 2016, 137–159.

Schatzki 1996

Theodore R. Schatzki. *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press, 1996.

Schatzki 2001

Theodore R. Schatzki. „Practice Theory“. In *The Practice Turn in Contemporary Theory*. Hrsg. von Th. R. Schatzki, K. Knorr Cetina und E. von Savigny. London und New York: Routledge, 2001, 1–14.

Schatzki 2002

Theodore R. Schatzki. *The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change*. University Park: Pennsylvania State University Press, 2002.

Schmidt und Volbers 2011

Robert Schmidt und Jörg Volbers. „Öffentlichkeit als methodologisches Prinzip. Zur Tragweite einer praxistheoretischen Grundannahme“. *Zeitschrift für Soziologie* 40.1 (2011), 24–41.

Schreiber 2018

Stefan Schreiber. *Wandernde Dinge als Assemblagen. Neo-Materialistische Perspektiven zum ‚römischen Import‘ im ‚mitteldeutschen Barbaricum‘*. Berlin: Edition Topoi, 2018.

Spiegel 2005

Gabrielle M. Spiegel, Hrsg. *Practicing History. New Directions in Historical Writing after the Linguistic Turn*. London und New York: Routledge, 2005.

Waldenfels 2001

Bernhard Waldenfels. „Die verändernde Kraft der Wiederholung“. *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft* 46.1 (2001), 5–17.

HILMAR SCHÄFER

Dr. phil. (Frankfurt/Oder 2012), vertritt zur Zeit die Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Allgemeiner Gesellschaftsvergleich an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seine Forschungsschwerpunkte sind Soziologische Theorie, Praxistheorie, Pragmatismus sowie Kunst- und Kultursoziologie. Er forscht gegenwärtig zu den institutionellen und alltäglichen Prozessen der Konstruktion von kulturellem Erbe mit einem Schwerpunkt auf der Auszeichnung als UNESCO-Welterbe.

Dr. Hilmar Schäfer
Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Allgemeiner Gesellschaftsvergleich
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Soziologie
Karl-Glöckner-Str. 21E
35394 Gießen, Deutschland
E-Mail: Hilmar.Schaefer@sowi.uni-giessen.de

Lars Frers

Materialität: Wie die Sinne Sinn in Bewegung setzen

Zusammenfassung

In diesem Beitrag steht die Begegnung mit dem Objekt im Zentrum. Im emphatischen Sinne verstanden, bringt eine Begegnung immer Änderungen mit sich, die alle an der Begegnung beteiligten Parteien betreffen. Die Begegnung wird in ihrer Sinnlichkeit aus der Bewegung heraus gedacht. Das heißt zum einen, dass der Bewegung ein gewisser Sinn, also eine gewisse Richtung oder Ausrichtung innewohnt. Wie ändert sich dieser Sinn in der Begegnung? Zum anderen ist die verkörperlichte Sinnlichkeit relevant: Wie verknüpfen sich Dinge, Körper und Sinne? Beide Fragen werden in einen zeitlichen Vollzug eingeordnet, vom Weg zum Objekt und seinem Ort, über eine Phase des Kontakts bis zum mehr oder weniger offenen Danach. Zum Abschluss werden die Rolle von Wiederholung und Abwesenheit thematisiert.

Keywords: Sinne; Sinn; Begegnung; Körper; Bewegung; Dinge; Materialität

This contribution revolves around the encounter with an object. Understood emphatically, an encounter always carries with it a potential for changes that can affect everyone and everything involved. The sense of an encounter is based in the motions that are involved. This implies on the one hand that motion carries a certain sense, an orientation. How does this sense or orientation change? On the other hand, corporeal sensuality is also relevant. How are things, bodies and senses interweaving? Both questions will be addressed through the temporalities that they entail, from getting to the object and its place, through a phase of contact and extending out into a more or less open thereafter. Finally, the role of repetition and absence is discussed.

Keywords: sense; senses; encounter; affect; corporality; movement; materiality

I Prolog: Bewegung und Begegnungen

In unseren Interaktionen mit Dingen wird Sinn hervorgebracht. Warum die Formulierung im Passiv? Wird Sinn einfach so hervorgebracht? Wer bringt ihn hervor? Sind es nicht eigentlich wir, die tätigen und reflektierenden Menschen, die Akteure, die überhaupt erst Sinn schaffen können? Selbstverständlich, wir Menschen sind es. Zumindest solange wir Sinn klassisch als *gemeinten* Sinn verstehen, als Bedeutung, die Menschen kraft ihrer Vernunft und der Interpretation ihrer Umgebung zuweisen. Dieser Ansatz einer verstehenden Soziologie nach Max Weber ist maßgeblich für sozialwissenschaftliche Forschung, die dem sogenannten interpretativen Paradigma folgt.¹ Doch wo bleiben in solch einer Perspektive die Dinge? Außerhalb. Sie folgen einer eigenen, anderen Logik. Sie können sich in Interpretationen spiegeln, aber als solche, als materielle Dinge verschwinden sie, sobald sie die Schwelle der Interpretation, des Verstehens überschritten haben. Sie werden gelesen, in sprachlich basierte Zeichen oder Begriffe übersetzt. In diesen Zeichen ist das Bezeichnete abwesend.² Im besten Fall bleiben die Dinge Teil eines (sozialen) Prozesses, einer Praxis, und können als solche immer wieder aufs Neue interpretiert werden, sei es im Rahmen eines mehr oder weniger kumulativen Prozesses, in dem immer mehr Wissen über ein Objekt angesammelt wird, oder sei es im Rahmen eines postmoderner gefassten fragmentierten Prozesses, der durch Brüche und Risse gekennzeichnet ist.

Gerade in Anbetracht des Gewichts der Dinge in den Altertumswissenschaften scheint eine solche, auf Schrift, Sprache und Verstehen und damit auf die kognitive Sphäre beschränkte Erkenntnistheorie jedoch als zu leicht, als zu vorschnell. Den Dingen wird so zwar Rechnung getragen, aber sie selbst verschwinden hinter der Zahl oder dem Zeichen. Einem solchen Verständnis soll hier eine andere Vorgehensweise an die Seite gestellt werden. Deshalb die Formulierung im Passiv. Sie soll nicht ausschließen, dass auch wir Sinn hervorbringen. Aber mit der Ergänzung: nicht allein, sondern in sich stetig wandelnden Interaktionen mit den Dingen. Auch im Umgang mit ihnen, nicht nur im Sprechen oder Schreiben über sie. In diesem situierten miteinander Umgehen wird von Dingen und Menschen Sinn etabliert.

Doch was ist gemeint, wenn hier von Sinn geschrieben wird? Es kann sich ja kaum um dieselbe Art von Sinn handeln, die im bereits genannten interpretativen Paradigma vorherrscht. Sinn soll hier also nicht als gemeinter und verstandener Sinn, als Bedeutung verstanden werden. Um die Eigenart von Dingen, ihre Materialität, ihr Gewicht,

1 Weber 1922, § 1. Eine Diskussion des Inhalts und der Grenzen des sogenannten interpretativen Paradigmas innerhalb der qualitativen Sozialforschung findet sich bei Reichertz 2007.

2 Vgl. dazu Jaques Derridas Kritik am Präsenzbegriff in der Phänomenologie Edmund Husserls, z. B. in Derrida 2003, 138.

ihre Größe, ihre Sinnlichkeit angemessener zu begreifen, soll Sinn hier als Richtungssinn, gleichsam als Vektor vorgestellt werden. So wie der Uhrzeigersinn eine Richtung anzeigt, so soll auch der hier präsentierte Sinnbegriff Orientierungen, Ausrichtungen und Anstöße anzeigen. Das Gewicht des Sinnbegriffs verlagert sich dann aus der Sphäre der Symbole und des Kognitiven in das Gemenge der bewegten, leiblich-sinnlich erfahrenen und durchwirkten Welt hinein.³

Diese Verschiebung hat noch weitere produktive Konsequenzen. Eine der wichtigsten Kritiken an der Beschäftigung mit Materialität zielt auf die Gefahr von Essenzialisierungen ab. Wenn die Dinge in ihrer physischen Beschaffenheit, wenn Materialität und Körperlichkeit in den Mittelpunkt rücken und nicht mehr unsere Interpretation derselbe Kern der Auseinandersetzung ist, dann bestünde das Risiko, dass diese als feste, statische und determinierende vorgestellt werden. Man wäre der Körper, der man sei. Wer außerhalb der körperlichen Norm positioniert wird, wäre behindert. Mit der hier präsentierten Verschiebung soll der Sinn von Dingen und Körpern in ihrer Materialität sich aber gerade in ihrer Bewegung etablieren und damit in situirten Begegnungen, im Eintritt und Austritt in unterschiedliche Konstellationen. Materialität und die Beschaffenheit von Dingen bringen also im Rahmen sinnlich erfahrener Begegnungen (neue) Ausrichtungen, (neuen) Sinn hervor. Wie in anderen relationalen Herangehensweisen an Materialität geht es hier also um die dynamische Beziehung zu Dingen, nicht um ihr Wesen an und für sich.

Im Folgenden will ich skizzieren, wie eine solche Perspektivverschiebung erkenntnistheoretisch nutzbar gemacht werden könnte. Das Feld der Altertumswissenschaften ist mir allerdings nur als Laie vertraut. Deshalb muss ich bei denjenigen, die diesen Text lesen, gleichermaßen auf Nachsicht hoffen, wie auf ein Übertragen in eigene Forschungspraktiken bauen. Meine Absicht ist, mögliche Wege aufzuzeigen und dabei neue Bewegungen anzustoßen. Der Verlauf der Argumentation soll dabei dem Umgang mit Objekten parallel gestellt werden: Zuerst geht es darum, wie es zur Begegnung mit den Dingen kommt und wie diese Hinführungen oder Ausrichtungen die nachfolgenden Aushandlungen beeinflussen. Im Anschluss wird der Kontakt mit den Gegenständen thematisiert. Wie werden Dinge erfahren, wie wird mit ihnen praktisch umgegangen? Darauf folgend wird sich dem Nachspiel der Begegnung gewidmet. Welche Richtungen werden weiter verfolgt, welche Prozesse in Gang gesetzt? Zum Abschluss widmet sich der Text kurz der Frage der Abwesenheit. Wenn Materialität thematisiert wird, sollte auch ihr Gegenpol, die Leere oder Abwesenheit, nicht vergessen werden, zumal von dieser eine grundlegend wichtige Anziehungskraft ausgehen kann.

3 Vgl. dazu Frers 2015.

2 Bahnen, Pfade, Spuren: auf dem Weg zum Objekt

Wie gelangen wir zu den Dingen? Der Sinn, die gerichtete Bewegung, die uns in Kontakt mit unterschiedlichen Objekten bringt, prägt auch die Art und Weise, wie wir mit ihnen umgehen, wie sie sich im Wahrnehmungshandeln zeigen, wie sie einige Wege verstellen und andere öffnen. In unserer Bewegung durch den Alltag folgen wir einer Vielzahl von etablierten Bahnen. Zusammen mit anderen kommen wir so in mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt mit einer Vielzahl dinglich-sozialer Konstellation.⁴ Physisch angelegte Routen und die dazugehörigen Mobilitätspraktiken sind dabei ebenso relevant wie inkorporierte Bewegungsmuster, denen wir nach einer Etablierungsphase routinemäßig folgen.⁵ Das Wort Routine verweist auf genau diesen Zusammenhang, also das Anlegen und Erlernen von Routen oder Bahnen, denen dann immer wieder gefolgt wird. Routinen regeln auch den Umgang mit den meisten Dingen, die uns im Alltag und damit auch in unseren professionellen Praktiken begegnen. Dinge haben im Verlauf der Route ihren angestammten Platz. Sie liegen oder stehen an bestimmten Orten, wir nehmen sie in unser Wahrnehmungshandeln auf gewohnte Weise auf und lassen sie später wieder hinter uns. Dinge erhalten im Rahmen dieses geregelten Umgangs ihre spezifische Qualität. Sie dienen als Hintergrund, sie weisen bestimmte, uns bekannte Affordanzen und Widerstände auf, sie zeigen eine bestimmte Gestalt und haben so eine oder mehrere Funktionen.⁶

Im Verlauf einer Bewegung kann deren Sinn aber auch gestört und gebrochen werden. Plötzlich oder allmählich auftauchende Hindernisse können den Weg verstellen und zu kreativen Umgangsformen nötigen, in denen – provisorisch oder dauerhaft – neue Pfade angelegt werden. In diesem Zusammenhang kann auch einem Gegenstand neuer Sinn zukommen. Dieser bekommt eine neue Qualität, wobei grundsätzlich offen ist, ob diese positiv oder negativ oder neutral ist. Entscheidend ist, dass die Sinnhaftigkeit des Objekts als Teil einer Bewegungspraxis sich ändert, indem sie in andere Bewegungs- und Orientierungsmuster eingebunden wird und so auf veränderte Weise Richtung gibt. Dies ist das schöpferische Potential von Störungen im Umgang mit den Dingen, die uns begegnen.⁷ Diese Art von Störungen kann sich in unterschiedlichen

4 Effekte der räumlichen Anordnung, also der Konstellationen selbst werden in diesem Text nur am Rande berücksichtigt. Zu diesem Thema gibt es bereits eine Vielzahl von Arbeiten in der Raum- und Architektursoziologie, in der Humangeographie und in den Science and Technology Studies. Vgl. dazu auch Fischer und Delitz 2009; Frers 2007; Göbel und Prinz 2015; Löw 2001; Steets 2015; Law 2002.

5 Vgl. Cresswell und Merriman 2011.

6 Zum Affordanzbegriff in der ökologischen Wahr-

nehmungstheorie vgl. die klassischen Texte von Costall 1995; Gibson 1979. Für daran anschließende neuere Arbeiten in den Material Culture Studies vgl. Vannini und Taggart 2013; Woodward 2015; Zhang und Crang 2015.

7 Die wichtige reflexive Funktion von Störungen spielt in unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Ansätzen eine Rolle. Die Figur des Krisenexperiments in der Ethnomethodologie (Garfinkel 1984)

Umgebungen abspielen, auf dem Weg zur Arbeit, im Durchgang durch ein Museum, im Durchlauf einer Routine im Labor oder bei der Begegnung mit Dingen im Feld. Bahnen wird also gefolgt, aber sie werden auch verlassen und neue Pfade geschaffen. Die Gerichtetheit der gegenständlichen Praktiken kann also stabil sein oder sich ändern. Damit ändert sich im Rahmen des hier vorgestellten Ansatzes auch ihr Sinn. Die Änderung im Sinn, beispielsweise im Zusammenhang mit der Unterbrechung oder Störung von Routinen, kann zu neuen Begegnungen und zum Anlegen neuer Pfade, neuer sinnlicher Ausrichtungen führen, die dann im Kontakt mit einem bislang vertrauten oder selbstverständlichen Objekt neue Facetten hervorbringen.

Die Störung ist gleichsam eine Art Extremfall und gerade für die Hervorbringung von Sinn im sozial- oder geisteswissenschaftlichen Alltag eher eine Ausnahme – wenn auch eine gewichtige, wie beispielsweise Gaston Bachelard in seiner Diskussion der zentralen Rolle von Hindernissen im Prozess der Bildung des wissenschaftlichen Geistes aufzeigt.⁸ Alltäglicher im Rahmen einer die Dinge erforschenden Annäherung ist vermutlich die Spur. Gibt es etwas in der Annäherung an ein Objekt, in der Umkreisung desselben und in der Bewegung entlang seiner Form, das auf etwas Anderes, etwas Abwesendes verweist? Gibt es eine Spur, der wir folgen können und die uns so auf neue Bahnen bringen kann, die dem Ding so neuen Sinn verleiht? Wir können Spuren suchen, wir können sie finden oder wir können gleichsam über sie stolpern.⁹ Auf der Suche verlangsamen wir unsere Bewegung, konzentrieren sie und lassen sie wiederholt über dieselbe oder ähnliche Stellen gleiten. Die Hoffnung und in vorigen Suchen gemachte Erfahrung ist, dass sich durch nur leicht veränderte Annäherungen etwas zeigt, was bislang unerkannt geblieben ist. Die spürenden Sinne, begleitet und ergänzt durch technologische genauso wie soziale Hilfsmittel ermöglichen einer forschenden Bewegung, offen für Kontakte zu sein, Richtungen einzunehmen, in denen dem forschenden Sinn etwas Klärungsbedürftiges entgegentritt.

Die Spur selbst jedenfalls gibt Richtung, gibt einen eigenen Sinn. Ist sie erst einmal aufgetreten, können wir versuchen, ihr zu folgen. Dieses Folgen ist selbst ist eine eigene, jeweils zu erbringende Leistung. Solange die Spur noch als bloße solche vorhanden ist, muss erst ein passender Weg gefunden werden, der zum Ziel führt – sofern es denn ein solches Ziel gibt, die Spur also einen oder mehrere Urheber hat, die aufgefunden werden können. Es ist genauso möglich, dass die Spur immer als bloßer Verweis, als Hinweis auf etwas Dagewesenes verbleibt und nur in dieser Gestalt Anlass zum Hervorbringen neuen Sinnes ist. Ob dieser Sinn einer Spur direkten Anhalt in der Materialität eines Objekts oder einer Konstellation von Dingen findet, kann also gleichsam offen bleiben.

spiegelt dies wieder, aber auch in anderen Ansätzen lassen sich ähnliche Interpretationsmuster finden (Böhle und Wehrich 2009).

⁸ Bachelard 1984.

⁹ Vgl. zur Phänomenologie des Suchens und Findens Sommer 2002; zur Spur vgl. Krämer 2007.

Entscheidend für den Argumentationsgang ist hier, dass die Begegnung mit der Spur Sinn hervorbringt, dass sie für eine Ausrichtung folgender Bewegungen sorgt – wo auch immer diese hinführen mögen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Weg zum Objekt bereits sinngebend ist. Im Spannungsfeld zwischen routinierter Annäherung an das Ding auf der einen Seite und einer durch Störungen oder die Begegnung mit Spuren sinnlich geöffneten Annäherung auf der anderen können den Objekten neue Qualitäten zukommen oder vorhandene Qualitäten stabilisiert werden. Etablierte und neu geschaffene Bahnen und Pfade sind hier ebenso wichtig wie die Geschwindigkeit, mit der sich dem Objekt genähert wird.

Dabei spielt Intentionalität in jedem Fall eine Rolle. Im hier präsentierten Vorgehen soll Intentionalität dabei aber eben nicht als in die reine Sphäre des Subjekts und seines Geistes verlagert verstanden werden. Intentionalität, Absicht, ist hier vermengt mit Richtungsnahme. Diese Richtungsnahme ist körperlich-materiell und als Teil der Aufmerksamkeit auch sinnlich-kognitiv. Der von Merleau-Ponty inspirierte Phänomenologe Bernhard Waldenfels beschreibt dieses untrennbare Ineinander-verwoben-Sein auch als Aufmerksamkeitsgeschehen, in dem sich ständig Gewichte verlagern und in dem das gezielte Aufmerken auf etwas nicht vom Auffallen von etwas getrennt werden kann.¹⁰ Nichts davon geht ohne das andere.

Mit der Annäherung über bestimmte Bahnen und Pfade, mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten, gehen Ausformungen des Sinnes einher, die für einige Eindrücke offener sind und für andere geschlossener. Wie lassen sich diese Ausformungen fassen? Eine Möglichkeit ist, diese als Prozess der Einhüllung zu begreifen. Der Weg, der zum Objekt führt, bringt eine Art von Hülle hervor, die sinnliche Durchlässigkeiten reguliert und so für bestimmten Sinn öffnend oder schließend wirkt.¹¹ Im Zusammenhang mit der Ausbildung einer solchen Hülle ist die Routinehaftigkeit des Wegs ein weiteres wichtiges Merkmal. Je stärker eine bestimmte Art der Annäherung und der Aufnahme des Objekts ins Wahrnehmungshandeln habitualisiert ist, je stärkere Präferenzmuster sich etabliert haben, desto undurchdringlicher ist die Hülle und desto seltener wird es, dass im Umgang mit dem Objekt neue Sinnesanstöße hervorgebracht werden.

3 in Kontakt

Wie aus dem vorhergehenden Abschnitt implizit hervorgeht, ist die Annäherung an das Objekt schon Teil des Umgangs mit diesem. In der prozesshaften und nicht anzuhalt-

10 Waldenfels 2004, 9–10 und 65–72.

11 Vgl. ausführlich zum Prozess der Einhüllung Frers 2007, 64–83.

tenden Bewegung durch die Welt ist die Annäherung immer auch Teil der Begegnung – man könnte dies so formulieren, dass die Vergangenheit notwendigerweise in die Gegenwart ragt und diese ständig und unaufhörlich berührt, ausrichtet, verschiebt, dreht, und so weiter. So wie es mehr oder weniger etablierte Bahnen der Annäherung an ein Ding gibt, so gibt es auch im Umgang mit diesem übliche Bewegungsmuster. Andrew Pickering kennzeichnet den praktischen Umgang mit den Dingen (speziell in wissenschaftlichen Praktiken) als „dance of agency“, also als Tanz, in dem sich Handlungspotentiale entfalten, bewegen, ändern und auflösen.¹² Dieser Tanz kann unterschiedlichen Choreografien folgen, d.h. er kann unterschiedliche Ausrichtungen und somit unterschiedliche Sinngenesen mit sich bringen. In diesem Tanz kann es eine Vielzahl von Mitwirkenden geben – von der Forscherin und ihren Kolleginnen über Instrumente bis zu dem zu erforschenden Ding oder einer ereignishaften Dingkonstellation. Alle diese Beteiligten bringen eigene Impulse, eigene Geschwindigkeiten und Richtungen in den gemeinsamen Tanz. Ändert sich die Rolle eines Tanzpartners auch nur geringfügig, so kann die resultierende Bewegung völlig andere Muster und somit völlig anderen Sinn hervorbringen.

In diesem Zusammenhang ist auch die spezifische Sinnlichkeit des Geschehens von großer Bedeutung. Wie findet das Ding Eingang ins Wahrnehmungshandeln? Welche Rolle spielen Berührung, Betrachtung, das Abwiegen eines Ganzen oder von Teilen? Heutzutage immer wichtiger ist die Frage, welche Technologien in den Prozess eingehen. Folgt man einer Spur, die sich aus dem weiteren Umfeld eines Dinges ergeben hat, beispielsweise aus Veröffentlichungen über dieses oder ähnliche? Nähern sich die Forschenden zusammen mit einer sinnlichen (Mess)Apparatur an das Ding an? Welches Gewicht hat der sinnlich erfahrende Leib in diesem praktischen Prozess, welche Dynamik bringen andere Teilnehmer mit sich?

Auch hier wird Sinn in Bewegung ausgehandelt. Im Folgen von Routinen, in der unterschiedlichen Dauer und Intensität des Umgangs mit Objekten kann sich Sinn verfestigen. Klassisch formuliert könnte man schreiben, dass sich eine bestimmte Interpretation als passend und/oder gültig erwiesen hat. Im vorliegenden Begriffsregister ist die Formulierung eine andere. Im Umgang mit dem Ding ergibt sich eine immer wieder ähnlich orientierte Bewegung, die so zu stabilen Ausrichtungen, einem stabilisierten Sinn führt. Der dauerhaften Etablierung von Sinn entspricht also die Routinierung oder Habitualisierung einer gerichteten Bewegung.

Dabei besteht immer das Potential, dass eine Bewegung ihre Richtung ändert oder stoppt. Das Staunen im emphatischen Sinn ist dafür eine passende Metapher. Es impliziert ein Innehalten, ein Um-sich-Schauen und Neu-Einordnen des Bestaunten. Dieses Innehalten ist bei näherer Betrachtung kein vollständiger Stillstand, es ist ein Festhalten

12 Pickering 1995, 51.

an etwas, während alles andere sich weiterbewegt – es ist also eine Bewegung relativ zum Fluss der Umgebung. Als solches Festhalten ist es nicht lange aufrecht zu erhalten, bevor das Gewicht eben dieses umgebenden Flusses zu groß wird. Die dabei entstehenden Turbulenzen bergen wiederum das Potential neuer Ausrichtungen – mögen diese sich als lange zu verfolgende und reichhaltig bewegende Pfade oder als Sackgassen erweisen.

4 das Danach: Wiederholungen und Ruhe

Im Kontakt mit dem Objekt können also Richtungsänderungen bzw. -anpassungen stattfinden. Die Stärke dieser Änderungen kann enorm variieren. Gehört das Objekt bereits zum bekannten Durchlauf bestimmter Routinen und weder diese noch das Objekt wandeln sich besonders, so ist eine Änderung nicht notwendig. Gleichet der Kontakt einer überraschenden Kollision, die Verwirrung und Staunen mit sich führt, so ist es weitgehend offen, welchen Sinn die anschließende Bewegung einnimmt. Wie mit dem Begriff der Turbulenz¹³ bereits angedeutet, ist es schwer vorherzusagen, in welche Richtung und mit welcher Intensität es weitergeht – die Strömungsverhältnisse sind (noch) zu chaotisch, um der anschließenden Bewegung eine klare, wiederholte Ausrichtung zu geben.

Deswegen ist das Danach von so großer Bedeutung. Insbesondere, wenn es offen ist, wenn es neue Möglichkeitsräume erschließt. Hier kommt der ursprünglichen Ausrichtung der Bewegung hin zum Objekt wieder Gewicht zu. Ist diese Bewegung bereits eine suchende, spürende, so kann auch die folgende Bewegung diesen Charakter bewahren und nach möglichen Anschlüssen suchen. Ist es eine überraschende Kollision, so kann im entstehenden Chaos sowohl Neues hervorgebracht werden, das Resultat kann aber auch ein Abprallen sein, welches zu einer Bewegung führt, die in eine andere, mehr oder weniger zufällige Richtung leitet und wenig Kontakt zur vorherigen Begegnung mit dem Objekt bewahrt. Welcher Richtung gefolgt wird, ließe sich so im Spannungsfeld zwischen Suchen, Weitermachen und Vergessen verorten.

Hier wird die kontextuelle Verankerung des Sinngeschehens relevant. Finden diese Begegnungen im Feld professioneller Praktiken statt, so ist beispielsweise die Wiederholung eine wichtige Umgangsform mit dem Objekt.¹⁴ Die Begegnung ist keine einmalige, sie wird allein, zusammen mit anderen, mit unterschiedlichen technologischen Ausstattungen wiederholt. Ergeben sich aus diesen wiederholten Begegnungen ähnliche Richtungsmuster, so kann der neu etablierte Sinn großes Gewicht gewinnen bzw. eine

13 Vgl. zum Begriff der Turbulenz Anderson und Wylie 2009; Serres 2010.

14 Siehe dazu auch den Beitrag von Hilmar Schäfer in diesem Band.

deutliche Bahn etablieren, der zu folgen mit weiteren Wiederholungen immer leichter fällt.

Im nächsten Schritt kann eine Überführung des hervorgebrachten Sinns in andere Formen vorgenommen werden. Das Objekt und die zu ihm gehörigen Bewegungs- bzw. Sinnverläufe können in Codes, Symbole, Sprache, Diagramme etc. übersetzt werden und so als „immutable mobiles“¹⁵ transportiert und in andere Kontexte eingebracht werden. Während es Bruno Latour in seinem Artikel zu den „immutable mobiles“ vor allem auf deren schriftlich-bildliche Form ankommt, ist hier eher ihre doppelte Mobilität relevant. Zum einen sind sie mobil und damit transportierbar, zum anderen bringen sie sinnliche Ausrichtungen mit sich. In ihnen sind bestimmte Bahnen und Verläufe festgeschrieben und so können eben diese Sinnverläufe und Ausrichtungen auch in anderen Umgebungen realisiert und eingebracht werden. Je größer die Anschlussfähigkeit für die eingeschriebenen Sinnverläufe im lokalen Kontext – z. B. durch Mitgliedschaft in ein und derselben „community of practice“¹⁶ oder ähnliche Laborausstattungen – desto leichter lassen sich die kodierten Sinnverläufe mit den dazugehörigen Bewegungen und Wahrnehmungshandlungen nachvollziehen. Wiederholung von Sinn wird so zur Erneuerung von Sinn an anderen Orten und in anderen Konstellationen. An dieser Stelle könnte man, ausgestattet mit dem hier vorgeschlagenen Begriffsregister, untersuchen, inwiefern sich unterschiedliche Aufzeichnungs- und Repräsentationsformen mehr oder weniger gut für Sinnerzeugung eignen. Wie leicht lassen sich Bahnen rekonstruieren und nachvollziehen? Ist die Darstellung eigentlich geeignet, Bewegungen und die dazugehörigen Begegnungen zu erfahren oder steht die Verschriftlichung und Fixierung dem eher im Wege? Welche Rolle können neue Medien wie z. B. Virtual Reality Headsets in diesem Zusammenhang haben?

Bislang stand in diesem Abschnitt das Danach derjenigen im Vordergrund, die dem Objekt begegnen. Doch was ist mit dem Ding selbst? Wie stellt sich sein Danach dar? In gewisser Weise zeichnet sich das altertumswissenschaftliche Ding vor allem durch eine Qualität aus: Es ruht. Hier taucht ein weiterer Aspekt von Sinn als Bewegungssinn auf: seine enge Verknüpfung mit Zeitlichkeit. Die Zeitlichkeit des altertumswissenschaftlichen Dings ist durch Ruhe geprägt. Ruhe aber heißt nicht Stasis, bezeichnet also nicht einen gleichsam eingefrorenen Zustand. Die Ruhe des Gegenstands ist relativ zur Bewegung, zum Fluss der Umgebung. Von Seiten des Dings aus erfahren, ist diese relative Ruhe weniger durch die Turbulenzen in der vorbei streichenden Bewegung gekennzeichnet, als durch Reibung und Verwitterung. Die lange Dauer der Ruhe in einer Umgebung, die durch ein mehr oder weniger an Bewegung gekennzeichnet ist, macht ein Ding erst zum einem genuin altertumswissenschaftlichen Objekt. Es unterscheidet sich

15 Latour 2007, 18–20.

16 Wenger 1998.

von anderen Dingen durch die Dauer, durch die unterschiedlichen Phasen von Bewegung und Ruhe, die das Ding durchlebt hat und die sich in Form von Spuren im Ding niedergeschlagen haben. In dieser Spannung zwischen Ruhe bzw. Dauer auf der einen und Veränderung bzw. Verfall auf der anderen Seite gewinnt das Ding seine spezifische Qualität. In eben dieser Qualität stellt das altertumswissenschaftliche Ding sich den Geschwindigkeiten des übrigen professionellen und nicht-professionellen Alltags entgegen und bekommt so besonderen Sinn – es wird zu einer Insel im Fluss der es umgebenden Bewegungen. Als solches kann es dann in musealen Zusammenhängen präsentiert werden: als konserviertes, dauerhaftes, ruhendes Objekt, an dem unser bloßer Blick abperlt wie an der Scheibe, die es schützt. Als solches fordert es auch zu besonderen Untersuchungen auf, die durch eine entschleunigte Art der Annäherung geprägt sind und auf eben die Sonderposition zwischen Ruhe und Verfall Rücksicht nehmen.

5 Epilog – Abwesenheit

Der Ausgangspunkt dieses Beitrags sind Überlegungen zur Materialität gewesen. Die Umdefinition des Sinnbegriffs weg vom Bedeutungssinn und hin zum Bewegungssinn soll es ermöglichen, sich den Dingen und ihrer Materialität auch begrifflich auszusetzen. Die Dynamik des Sinnbegriffs soll parallel zur Dynamik der Dinge verlaufen, anstatt sich in unterschiedliche Sphären aufzuspalten, die unterschiedlichen Logiken folgen.

Doch was ist mit dem Gegenteil der Materialität, der Immaterialität, der Abwesenheit oder Absenz? Im ersten Abschnitt dieses Beitrags wurde bereits die Abwesenheit des Bezeichneten im Zeichen erwähnt. Abwesenheit, nicht aufzulösende Differenz, ist das Emblem für die Dekonstruktion, für die Auflösung und Rekombination des Materiel- len in der Sphäre der Sprache – losgelöst von der Physis, losgelöst vom Leib und seiner Sinnlichkeit. Gleichzeitig ist Abwesenheit ein zentrales Charakteristikum des altertumswissenschaftlichen Dings, denn dieses verweist immer auf einen nicht mehr bestehenden Kontext, auf eine verschwundene Umgebung, die niemals vollständig rekonstruiert werden kann. Insofern ist das altertumswissenschaftliche Ding eine Spur, ein Zeichen, ein Verweis. Gibt es also gleichsam zwei verschiedene Welten, in denen das Ding auftaucht, eine immaterielle Welt der Zeichen, geprägt von Absenz und eine materielle Welt der Dinge, geprägt von Präsenz?

Im Rahmen des hier präsentierten Sinnverständnisses ist diese Zweiteilung nicht zwingend. Im Gegenteil, das Fehlen von etwas wird Teil der Bewegung, der Ausrichtung. Ein erstes Kennzeichen dafür ist eben dieses Ausrichten von Aufmerksamkeit. Diese Ausrichtung ist zentral für die Spur und das Spüren als sinnlich-materielle Praxis. Wie nähere ich mich der Spur an? Welche konkreten Aspekte des Dings machen

es meiner suchenden Bewegung möglich, weiter zu kommen, auf etwas zu stoßen, das wiederum selbst Anstoß für weitere Folgerungen wird. Wie und wo platziere ich das Objekt, um mehr darüber zu erfahren, wer und was begleitet mein Suchen? Eine Vielzahl von körperlich-sinnlichen Praktiken wird im Umgang mit der Spur in Bewegung gesetzt, um das Abwesende zu füllen.

Wird das Abwesende als solches erfahren, als etwas, das fehlt, dann geht von ihm ein Ruf aus. Ohne diesen Ruf ist das Abwesende bloße Leere, die einer suchenden Bewegung keinerlei Anhalt geben könnte. Im Kontext dieses Beitrags geht es um die erfahrende Abwesenheit.¹⁷ Abwesenheit, die erfahren wird, übt eine Anziehungskraft auf. Etwas fehlt – was fehlt? Das Fehlende als solches fordert es ein, gefüllt zu werden, denn sonst wäre es bloße Leere. Diese Anziehungskraft, diese Forderung ist sinnlich verankert. Weil das Konkrete, Greifbare fehlt, müssen diejenigen, die es erfahren, die Leerstelle füllen. Doch womit kann diese Leerstelle gefüllt werden? Nur mit dem, was diejenigen mitbringen, die es erfahren – mit ihren Erinnerungen und verkörperlichten Erfahrungen. Diese werden aufgerufen und in die Annäherung an die Leerstelle eingebracht. Das, womit wir die Abwesenheit füllen, kommt aus uns selbst. Deshalb kann Abwesendes so große Kraft entfalten – es fordert, etwas von uns selbst in die Lücke zu bringen. Die Faszination des Abwesenden ist so gleichsam leiblicher Natur, denn es ist der die Abwesenheit erfahrende Leib, mit all seinem inkorporierten Wissen und damit auch mit seinen Gefühlen und Erfahrungen, der in Bewegung gesetzt wird.

Abwesenheit ist also mehr als das Gegenteil von Materialität. Wird Abwesenheit erfahren, so kann sie eine Anziehungskraft ausüben, Bewegungen auslösen und damit Sinn hervorbringen. Hier tritt noch eine zweite Qualität eines an Bewegung anschließenden Sinnbegriffs hervor, der in diesem Beitrag wenig Platz eingeräumt wurde. Bislang habe ich vor allem die Ausrichtung von Bewegungen und in geringerem Umfang auch ihre Geschwindigkeit berücksichtigt. Aber Bewegungen finden in Kraftfeldern statt. Sie sind Anziehungskräften ausgesetzt und verfügen über eine eigene Masse und damit eigene Anziehungskräfte. Wird das Sinngeschehen in ein Feld von Kräften eingebettet, dann lässt sich noch eine Vielzahl anderer Aspekte von Objekt epistemologien untersuchen wie Macht- und Konzentrationseffekte, Brüche und Ausbrüche, periodische Phänomene, die Teil sich wiederholender Konstellationen sind und vieles mehr.

Ich hoffe, mit dieser kurzen Skizze einige Anstöße vom Rande geliefert zu haben, die möglicherweise in weitere Suchmanöver innerhalb eines Feldes übertragen werden können, das mir selbst wenig vertraut ist und in dem ich mich nicht mit ausreichender Sicherheit bewegen kann.

17 Für eine weitergehende Auseinandersetzung mit dem Abwesenheitsbegriff vgl. Frers 2013.

Bibliographie

Anderson und Wylie 2009

Ben Anderson und John Wylie. „On Geography and Materiality“. *Environment and Planning A* 41.2 (2009), 318–335.

Bachelard 1984

Gaston Bachelard. *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes: Beitrag zu einer Psychoanalyse der objektiven Erkenntnis*. Mit einer Einleitung von Wolf Lepenies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984. ISBN: 3518576607.

Böhle und Wehrich 2009

Fritz Böhle und Margit Wehrich, Hrsg. *Handeln unter Unsicherheit*. E-Book. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009.

Costall 1995

Alan Costall. „Socializing Affordances“. *Theory & Psychology* 5.4 (1995), 467–481.

Cresswell und Merriman 2011

Tim Cresswell und Peter Merriman. *Geographies of Mobilities: Practices, Spaces, Subjects*. E-Book. Farnham: Ashgate, 2011.

Derrida 2003

Jacques Derrida. *Die Stimme und das Phänomen: Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003.

Fischer und Delitz 2009

Joachim Fischer und Heike Delitz. *Die Architektur der Gesellschaft: Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript, 2009.

Frers 2007

Lars Frers. *Einbüllende Materialitäten: Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals*. Materialitäten 5. Bielefeld: transcript, 2007.

Frers 2013

Lars Frers. „The Matter of Absence“. *Cultural Geographies* 20 (2013), 431–445.

Frers 2015

Lars Frers. „Sinnreiche Bewegungen“. In *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur*. Hrsg. von H. K. Göbel und S. Prinz. Bielefeld: transcript, 2015, 243–266.

Garfinkel 1984

Harold Garfinkel. *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge und Oxford: Polity und Blackwell, 1984.

Gibson 1979

James J. Gibson. *The Ecological Approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin, 1979.

Göbel und Prinz 2015

Hanna Katharina Göbel und Sophia Prinz, Hrsg. *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur*. Bielefeld: transcript, 2015.

Krämer 2007

Sybille Krämer. *Spur: Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.

Latour 2007

Bruno Latour. „Visualisation and Cognition: Drawing Things Together“. *Articles de Bruno Latour* (2007). URL: <http://www.bruno-latour.fr/sites/default/files/21-DRAWING-THINGS-TOGETHER-GB.pdf> (besucht am 14. 08. 2018).

Law 2002

John Law. „Objects and Spaces“. *Theory, Culture & Society* 19.5/6 (2002), 91–105.

Löw 2001

Martina Löw. *Raumsoziologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2001.

Pickering 1995

Andrew Pickering. *The Mangle of Practice: Time, Agency & Science*. Chicago: University of Chicago Press, 1995.

Reichertz 2007

Jo Reichertz. „Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? Vermutungen“. *Erwägen Wissen Ethik* 18.2 (2007), 276–293.

Serres 2010

Michel Serres. „Ströme und Turbulenzen: Die Geburt der Physik bei Lukrez“. *Ilinx* 1 (2010), 289–305.

Sommer 2002

Manfred Sommer. *Suchen und Finden: Lebensweltliche Formen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002.

Steets 2015

Silke Steets. *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: Eine Architektursoziologie*. Berlin: Suhrkamp, 2015.

Vannini und Taggart 2013

Phillip Vannini und Jonathan Taggart. „Do-It-Yourself or Do-It-With? The Regenerative Life Skills of Off-Grid Home Builders“. *Cultural Geographies* 21.2 (2013), 267–285.

Waldenfels 2004

Bernhard Waldenfels. *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004.

Weber 1922

Max Weber. *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1922.

Wenger 1998

Etienne Wenger. *Communities of Practice: Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press, 1998.

Woodward 2015

Sophie Woodward. „Object Interviews, Material Imaginings and ‘Unsettling’ Methods: Interdisciplinary Approaches to Understanding Materials and Material Culture“. *Qualitative Research* 16.4 (2015), 359–374.

Zhang und Crang 2015

Jianjun J. Zhang und Mike Crang. „Making Material Memories: Kinmen’s Bridging Objects and Fractured Places between China and Taiwan“. *Cultural Geographies* 23.3 (2015), 421–439.

LARS FRERS

Dr. phil. Darmstadt 2006, seit 2013 Professor für Sozialwissenschaften an der University of South-Eastern Norway in Notodden. Frers forscht zum Themenbereich Raum, Materialität und Bewegung im Zusammenhang mit Fragen von Körperlichkeit und sozialer Kontrolle und unterrichtet in der Lehrerausbildung mit Schwerpunkt auf visuellen und videobasierten qualitativen Forschungsmethoden.

Prof. Dr. Lars Frers
University of South-Eastern Norway
Lærerskoleveien 40
3672 Notodden, Norwegen
E-Mail: frers@usn.no

Hans Peter Hahn

Dinge erkennen. Materialität und die Formierung der Ethnologie als Wissenschaft

Zusammenfassung

Materielle Dinge erscheinen in vielen Wissenspraktiken als die sichere Grundlage der Erkenntnis. Die Ausweitung der Wissensfelder im 19. Jahrhundert brachte es mit sich, dass auch in der Ethnologie die materiellen Dinge als erste und sicherste Erkenntnismöglichkeit fremder Kulturen galten. Die Betrachtung der Dinge und das Nebeneinanderstellen von Artefakten führte schnell zur Bildung neuer weltumspannender Kulturtheorien. Die Dinge wurden nicht um ihrer selbst betrachtet, sondern als Elemente eines übergeordneten ideellen Systems. Erst in der Zeit nach 1950 haben poststrukturalistische Ansätze die Behauptung solcher Evidenzen hinterfragt. Seit dieser Zeit gilt die Einsicht, dass Dinge mehrere Bedeutungen haben, und ihre Rolle abhängig ist von der Form der Einbettung in die jeweilige Kultur. Dinge sind mithin nicht einfach das Spiegelbild einer Gesellschaft, sondern wirken an deren Gestaltung und Weiterentwicklung mit.

Keywords: Epistemologie; Geschichte der Ethnologie; Materialität; Museumsgeschichte; Poststrukturalismus

In many practices of scholarship, material objects appear as the solid foundation of knowledge. The expansion of the knowledge fields in the 19th century entailed that also in cultural anthropology, material things were regarded as the first and most promising means to gain knowledge about cultures worldwide. The close observation of things and the juxtaposition of artefacts quickly led to the formation of global theories of culture. Things were not considered for themselves, but as indicators for more generalizing systems of ideas. It was not before the period after 1950 that, amongst others, post-structuralist approaches did question such claims about evidence. Since that time, it is widely acknowledged that things have multiple meanings and their roles depend on the way they are embedded in the culture. Thus, things should not be considered as mirror of society, but rather as contributing to their actual form and future development.

Keywords: epistemology; history of cultural anthropology; materiality; history of museums; post-structuralism

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objekt epistemologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Who may be an anthropologist? Every man, woman and child that has sense and patience to observe, and that can honestly record the thing observed.¹

I Einleitung

Auf den ersten Blick sind materielle Phänomene eine verlässliche Grundlage der Erkenntnis. Viele (nicht alle) Dinge verändern sich im Laufe der Zeit nur relativ langsam, ihnen ist eine klar umrissene Liste von Eigenschaften zugeordnet, und sie sind einer direkten Untersuchung zugänglich. Eine solche Analyse kann die Funktionen betreffen, die Formen mit ihren Bedeutungen, das Material oder auch Geschichten, die sich auf die mit einem bestimmten Gegenstand verbundenen Ereignisse beziehen. Im Hinblick auf die Beschreibung einer Gesellschaft erscheint das Materielle als eine hervorragend geeignete Basis, um über Lebensbedingungen, innere Struktur sowie über Kontinuität und Veränderung Auskunft zu geben.

Dieser Beitrag möchte die Voraussetzungen und Implikationen einer solchen Auffassung untersuchen. Das Anliegen lautet, die Entwicklungen zu verstehen, die zu solchen Vorstellungen von ‚Information durch die Untersuchung von materiellen Dingen‘ geführt haben. Das Anliegen ist es weiterhin, solche Vorstellungen auch in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit und Grenzen zu hinterfragen. Könnte es nicht sein, dass eine bessere Einsicht in die lebensweltliche Dimension des Materiellen möglich würde, wenn Dinge nicht als sichere Basis positiver Erkenntnis, sondern vielmehr als Herausforderung, als Aufgabe und als Problem aufgefasst würden?

2 Materielle Dinge als Teil einer Ordnung der Welt (westliche Ontologie)

Von der griechischen Philosophie bis zur mittelalterlichen Scholastik hatten die materiellen Dinge stets einen festen Platz in den Erklärungen der Welt. Ob es sich nun um die Idee der vier Grundelemente handelt,² oder um Heraklits Prinzipien des Werdens und Vergehens,³ stets waren die materiellen Dinge zunächst einmal Konkretisierungen universaler Prinzipien. Nicht das einzelne Ding, sondern die Prinzipien der Materialisierung standen im Mittelpunkt solcher Betrachtungen.

1 Otis T. Mason, „What is Anthropology?“ (1883) zitiert in Applegarth 2014, 23.

2 G. Böhme und H. Böhme 1996.

3 Lewis 2009.

In der mittelalterlichen Scholastik lässt sich das besonders gut erkennen: Jedes konkrete Ding ist eine Erfüllung eines göttlichen Plans. In Formen und Funktionen bestätigt die Existenz eines beliebigen Objekts die Idee der Gesamtschöpfung. Nicht das konkrete materielle Objekt steht im Zentrum der Betrachtung, sondern die Erkenntnis der Schöpfung, die für den Menschen allerdings nur in Teilen erkennbar ist.⁴

Ganz offensichtlich ist die lange abendländische Tradition der Gruppierung und Unterordnung unter Geistiges ein schweres Erbe für die Erkenntnis des Materiellen. Eine Epistemologie materieller Kultur hat auf dieser Grundlage mit ganz bestimmten Einschränkungen zu kämpfen.

Dazu gehört erstens eine Hierarchie der Erkenntnisobjekte. Was immer unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung zugänglich ist, wird als geringwertig eingestuft im Vergleich zu ‚geistiger‘ Erkenntnis. Diesem Paradigma zufolge ist es die geistige Erkenntnis, die eine Verbindung zwischen den konkreten materiellen Erscheinungen herstellt. Kurz: Die Welt wird durch Ideen zusammengehalten, nicht durch die konkreten materiellen Gegenstände. Erkenntnis durch materielle Objekte kann es nur auf einer ephemeren Ebene geben; es lohnt nicht, die Dinge über das hinaus zu betrachten, was an ihnen als Artikulation des Geistigen zu erkennen ist.

Ogleich sich diese knappe Skizze sofort als kritischer Kommentar erweist, sei doch darauf hingewiesen, dass die damit kritisierte Einseitigkeit noch lange nicht überwunden ist. Bis in die Gegenwart und gerade auch in aktuellen Studien zu materieller Kultur dauert diese Überordnung des Geistigen fort. Dies ist beispielhaft an der Debatte um den Begriff der „materialisierten Kultur“⁵ zu erkennen. Zurecht haben Kritiker diesen Begriff als Träger neuplatonischen Gedankenguts zurückgewiesen. Das Materielle lediglich als ‚Niederschlag‘ von Geistigem zu denken, damit gewissermaßen eine Vorentscheidung zugunsten eines asymmetrischen Verhältnisses zwischen Geistigem und Materiellen zu treffen, muss als ein Rückfall in die Jahrtausendealte, am Geistigen orientierte Denktradition gesehen werden.⁶

Zum schweren Erbe gehört zweitens die fortdauernde Suche nach Verbindungen und Entsprechungen zwischen Geistigem und Materiellem. Der Status eines ‚wichtigen materiellen Objektes‘, gleich welche inhaltliche Aussage damit verbunden sein mag, kommt demnach nur solchen Objekten zu, denen ein geistiger Inhalt oder eine ideale Bedeutung zuzuordnen ist. Das mag, wie schon erwähnt, eine zeichenhafte oder gar symbolische Bedeutung sein, die in ein Objekt hineingelegt wird. Das kann auch die Verknüpfung mit einer Intention eines Akteurs sein, oder – im entgegengesetzten Sinn – die Eigenschaft, die Realisierung einer Intention zu verhindern. Dinge werden nur

4 Day 1947.

5 Johansen 1992.

6 Münzel 1993; Fischer 1993.

dann wichtig, wenn sie zuvor geformten Denkweisen entsprechen, oder aber, wenn sie sich als ein Hindernis entpuppen.

Aus älteren Denkweisen in der Geschichte der Anthropologie gibt es dafür ein prominentes Beispiel, in dem es um den „psychophysischen Parallelismus“ geht.⁷ Dieser uralte Gedanke, dem zufolge eine geistige Verfassung oder eine spezifische Sensibilität auch mit einer entsprechenden Körpergestalt einhergehen oder zu einer spezifischen Auffassungsgabe führen sollte, hat sich bis hin zur „Völkerpsychologie“ von Wilhelm Wundt fortgesetzt.⁸ Erst in der deutlichen Ablehnung solcher problematischen Vorstellungen von Materie-Geist-Entsprechungen konnte die Ethnologie zu ihrem Arbeitsgegenstand finden und damit zu einer eigenständigen Wissenschaft werden. Im scharfen Kontrast dazu ist die Grundlage der Ethnologie bis heute die Position von Emile Durkheim, der in der Sphäre des Sozialen eine eigenständige Kategorie von Phänomenen erkannte, damit aber auch das Materielle marginalisierte.⁹

Ein anderes Beispiel für die problematische Verknüpfung von Geist und Materie lässt sich in der Geschichte der Alchemie aufzeigen.¹⁰ Dabei handelte es sich um den Versuch, bestimmte Stoffe und die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften miteinander zu verbinden, um daraus einen neuen, hoch geschätzten Stoff („Gold“) herzustellen. Die in diesem Handeln im Laufe der Zeit immer deutlicher werdende Notwendigkeit, Eigenschaften von Stoffen gemäß bestimmten Regeln zu beschreiben, führte – unter Verzicht auf das ursprüngliche Ziel – dann doch zur Herausbildung der Chemie.

Im Kontext der Frage nach der Wahrnehmung des Materiellen sind Parallelen, aber auch Unterschiede erkennbar. In beiden Fällen ist der Ausgangspunkt eine Mischung von geistigen und materiellen Eigenschaften. Die Behauptung der psychophysischen Entsprechung, wie auch die alchemistische Vorstellung unsichtbarer Wandlungskräfte im Material, setzte eine Kontroverse in Gang und führte im weiteren Verlauf der Wissenschaftsgeschichte zu entschiedener Ablehnung. In beiden Fällen mussten unklare Wahrnehmungen des Geistig-Materiellen ausgeschieden werden zugunsten jener Phänomene, die der Prüfung standhielten.

Im Prozess der epistemischen Reinigung sind die beiden hier angeführten Beispiele gescheitert und wurden aussortiert, weil am Anfang der „Völkerpsychologie“ wie auch am Beginn der Vorstellung der Golderzeugung im Grunde nicht die übliche cartesianische Trennung von Geist und Materie stand, sondern deren Verbindung. Beide Beispiele haben unter spezifischen, heute kaum noch überzeugenden Prämissen Geistiges und Materielles miteinander verbunden. Die historisch auf diese Konzepte und Forschungspraktiken folgende radikale Veränderung der Wissensgebiete können im Rückblick als „Prozess der Prüfung und Reinigung“ aufgefasst werden. Dadurch wurde die „unklare

7 Vgl. Wegener 2009.

8 Wundt 1894; Hahn 2013.

9 Durkheim 1975.

10 Frevert 2015.

Vermischung des Geistig-Materiellen“ beseitigt, indem man auf die cartesianische Trennung rekurrierte. Während dieser Prozess der Trennung im Bereich der Völkerpsychologie zur Beschränkung auf die geistigen Phänomene führte (*res cogitans*), entstand aus der Alchemie unter Verzicht auf angenommene immaterielle Stoffeigenschaften die moderne Chemie als Leitwissenschaft der Substanzen (*res extensa*).

Zusammenfassend ist zu den angeführten Beispielen festzustellen, welche außerordentliche Bedeutung die cartesianische Trennung für die Entstehung eines modernen Weltbildes hat. Die Philosophie von René Descartes ist der Kulminationspunkt dieser Entwicklung und ein Meilenstein auf dem Weg zur modernen Ordnung des Wissens.¹¹ Damit wird die Trennung von Geistigem und Materiellem verschärft, weil jeder der beiden Bereiche zu einem eigenen Feld des Denkens und Erkennens aufgewertet wird.

Soweit sind die fatalen Folgen der im westlichen Denken vorherrschenden Dichotomie offensichtlich. Das 19. Jahrhundert war jedoch nicht nur eine Epoche der Durchsetzung bestimmter Prinzipien der Wissenschaftlichkeit, insbesondere der empirischen oder positiven Erkenntnis, sondern auch eine Zeit der Ausweitung des Wissens auf Felder, für die es zuvor keinen wissenschaftlichen Zugang gab. Die Anwendung wissenschaftlicher Praktiken erschien als ein Erfolgsprinzip, das weit über die Kreise der Akademien und Universitäten eine begeisterte Anhängerschaft fand. Gerade für bürgerliche Kreise wurde wissenschaftliches, ‚objektives‘ Wissen zum Schlüssel für eine selbstbewusste Identifikation mit der Gegenwart, wie die Gründung zahlreicher gelehrter Gesellschaften offensichtlich machte.

3 Neuanfänge und eine Re-Justierung des Blicks auf das Materielle

Auf der Suche nach einem Neubeginn der Erkenntnislehre ist es nicht abwegig, in diese Bereiche der Ausweitung, mithin an die Ränder des Wissens zu gehen. Nicht die etablierten Wissensfelder, sondern die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch kaum untersuchten Bereiche eignen sich am besten, um Wissensstrukturen aufzuspüren, die der damals schon etablierten Ordnung zuwiderlaufen und jenseits verfestigter Vorstellungen von Geist und Materie eigenständige Zugänge zum Wissen ermöglichen.

Aufbauend auf die alte Tradition der Reiseberichte markieren die Werke Alexander von Humboldts eine spezifische Entwicklung in Erkenntnisweisen, dessen Bedeutung für den epistemischen Status materieller Kultur im 19. Jahrhundert nicht zu unterschätzen ist. Humboldt vermochte es, in seinem Bericht Pflanzen, Tiere, Landschaften und auch einige ethnografische Objekte unterschiedslos als Quellen der Erkenntnis und als

¹¹ Lauth 2006.

Mittel der Beschreibung heranzuziehen. Sein Anliegen bestand nicht in einer Kennzeichnung oder in der Verknüpfung mit einem geistigen Prinzip. Dafür hätte er auch keine Basis gehabt, da die von ihm bereisten und beschriebenen Regionen, Landschaften und Kulturen in Südamerika zuvor gänzlich unbekannt waren. Er hat vielmehr seiner unmittelbaren Beobachtung vertraut und seine Beobachtungen in schillernden Farben sowie mit äußerster Eindringlichkeit geschildert.

Natürlich gibt es Vorläufer zu diesem Verfahren der Betrachtung, der emphatischen Beschreibung und Verdichtung zu einem Ensemble von Gegenständen. Neben dem Genre des Reiseberichts,¹² über dessen Paradigmen Humboldt jedoch definitiv hinausging, ist auf die Wunderkammer zu verweisen: Die Zusammenstellung all der Dinge, die als fremd, exotisch und über den Horizont des Betrachters hinausreichend galten. Historisch begründete sich die Faszination der Wunderkammer durch die emphatische Einfühlung, die durch die Gegenwart solcher exotischen Objekte hervorgerufen wurde.¹³ Humboldt kehrte das Prinzip der Wunderkammer um, indem er nicht die Dinge nach Europa holte, sondern sich zum Herkunftsort solcher Dinge begab und zudem noch den Eindruck erweckte, diese *in situ* mit noch größerer Genauigkeit beschreiben zu können.

Auch wenn heute vorauszusetzen ist, dass es so etwas wie ‚unvoreingenommene Beschreibung‘ überhaupt nicht geben kann, so wäre dies wahrscheinlich dennoch die beste Bezeichnung für das Anliegen von Humboldt. Wie Oliver Lubrich herausstellt, waren die Zeichnungen der von ihm beobachteten Phänomene von außerordentlicher strategischer Bedeutung für die Anerkennung von Humboldts Werk insgesamt.¹⁴ Humboldt selbst sah sich in der Tradition des wissenschaftlichen Zeichnens von Leonardo Da Vinci bis Johann Wolfgang von Goethe. Er nutzte Kompositionen und Positionierungen, und wenn er es für angebracht hielt, platzierte er auch geschickt europäische Reisende und Indigene in den Bildern. Seine Zeichnungen wurden von ihm ergänzt durch Diagramme und Landkarten, beides ebenfalls Mittel, um Unvoreingenommenheit oder ‚Objektivität‘ in Szene zu setzen.¹⁵

Humboldts epistemisches Prinzip enthält noch weitere implizite Merkmale. Die Beziehung zu bestimmten älteren westlichen Traditionen, der Reisebericht, die Wunderkammer, das wissenschaftliche Zeichnen, wurden bereits herausgestellt. Ebenso wurde Humboldts spezifische Emphase erläutert: der Eindruck der Unvoreingenommenheit, und die Imagination einer möglichst ‚vollständigen‘ und objektiven Beschreibung der beobachteten Phänomene. Gerade die beiden letzten Merkmale sind Neuerungen, die zum Erfolg seiner Publikationen wesentlich beitrugen. In gewisser Weise handelt es sich dabei aber auch um eine Praxis der Aneignung, da seine Dokumentation die behauptete

12 Barnes und Duncan 1992.

13 Bujok 2009.

14 Lubrich 2015.

15 Harvey 1980.

Vollständigkeit und Objektivität nicht erreichen konnte. Vielmehr ist Humboldts Dokumentation durchaus selektiv. Im Lichte der Kritik an imperialen Praktiken ist etwa im Anschluss an Mary Louise Pratt kritisch aufzuzeigen, dass Humboldt die historische Perspektive vernachlässigte und sich damit einer damals weit verbreiteten Technik der Konstruktion von Alterität bediente.¹⁶ Überhaupt ist zu fragen, ob die von Humboldt implizit behauptete ‚Verfügbarkeit‘ der Dinge eine legitime Grundlage hat. Gibt es zu diesen Zeichnungen eine Erlaubnis, sie anzufertigen? Erfährt der Leser irgendetwas über die Bedingungen, durch die solche Zeichnungen ermöglicht wurden? Dem Autor und Zeichner, wie im übrigen auch dem Betrachter des Buches, scheinen sich Pflanzen, Dinge und Menschen ungefragt darzubieten.

Trotz dieser fragwürdigen Vorgehensweise war Humboldts Arbeit ein Erfolg. Seine Art, die Dinge zu sehen, zu beschreiben und zu dokumentieren, wurde zum Leitbild für Generationen von Wissenschaftlern im Laufe des 19. Jahrhunderts und in Disziplinen, die es zu seiner Zeit überhaupt noch nicht gab. Dieser Erfolg kann als Teil eines übergreifenden, in der Renaissance beginnenden und bis zur Gegenwart andauernden Trends gesehen werden, der ganz entschieden die Überlegenheit der Beobachtung als epistemisches Prinzip vertritt.¹⁷

Die sorgfältige Darlegung von Phänomenen aus anderen Kulturen, die Analyse von Formen, Techniken und Materialien von Dingen wurde nach Humboldt und durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch zu einer vielfach nachgeahmten epistemischen Praxis. Genauigkeit der Beobachtung und die beschreibende Dokumentation erwiesen sich als wichtige Faktoren für das Erkennen von Unterschieden und Übereinstimmung, aber auch von ‚Familienähnlichkeit‘ von Dingen. Seine Entsprechung fand diese Praxis im Nebeneinanderstellen ähnlicher oder wenigstens vergleichbarer Objekte im Museum.¹⁸ Im Prinzip handelte es sich dabei um eine kulturrelativistische Vorgehensweise: Alle Objekte hatten den Rang von ‚Zeugen der Kultur‘, zu der sie als ‚zugehörig‘ betrachtet wurden. Darin unterschied sich dieses epistemische Verfahren von der Arbeit in kunsthistorischen Sammlungen, in der es viel mehr um die historische Stellung und die (einzigartige) Qualität der Objekte ging.

Deshalb wurden auch in einem ersten Schritt die fürstlichen Wunderkammern in Naturalien- und Kunstsammlungen aufgeteilt. Während die Kunstsammlung nach ‚Meisterwerken‘ und ‚Epochen‘ sortiert wurden, verfolgte man in den Naturaliensammlungen die Idee einer Zeugenschaft aller verfügbaren Objekte. Eindrucksvoll beschreibt Franz Theodor Kugler, der Kustos der königlichen Sammlungen in Berlin im Jahr 1838, dass es unmöglich sei, die völkerkundlichen Sammlungen mit den historischen oder den Kunstsammlungen zusammenzuführen. Es sei die Aufgabe der völkerkundlichen

16 Pratt 1992.

18 Raffler 2001.

17 Daston und Lunbeck 2011.

Sammlung, eine Beschreibung der Kulturen zu liefern, und nur vereinzelt könnte in solchen Objekten auch eine gewisse „Kunstherrlichkeit“ erkannt werden; die Kunstsammlungen seien hingegen grundsätzlich Zeugnisse von Meisterschaft und Schulung.¹⁹

Wenn damals die ethnografischen Sammlungen vielerorts (London, Paris, New York) als Teil der ‚Naturgeschichte‘ eingeordnet und verwaltet wurden, so geschah dies also zunächst einmal nicht, weil man die Hervorbringer dieser Objekte nicht etwa für Menschen und Kulturwesen im vollen Sinne des Wortes betrachtete. Es hatte auch nichts mit dem später wichtiger werdenden Begriff der ‚Naturvölker‘ zu tun. Vielmehr hatte man ein klares Bild der Sammlungen als Zeugen von Kulturen und Gesellschaften, für die jedoch keine andere Methode der Erkenntnis zur Verfügung stand als die von Humboldt vorgezeichnete und an die Naturwissenschaften angelehnte.²⁰

Die im Laufe des 19. Jahrhunderts entstehenden Museen waren zugleich wissenschaftliche Erneuerung wie auch Institutionen der Erziehung des Publikums. Dies gilt insbesondere aufgrund ihrer hohen Anerkennung als Orte der Wissenschaft und der Repräsentation. Wie Tony Bennett ausführt, ist schon die Anordnung der Dinge im Museum ein wirkungsvolles Instrument, Strukturen des Wissens und damit auch der öffentlichen Ordnung zu definieren.²¹ In dieser Hinsicht ist die marginale und zugleich widersprüchliche Präsentation ethnografischer Objekte hervorzuheben: Diese Sammlungen waren keine Kunstsammlungen, die dort gezeigten Objekte standen nicht für eine politische oder gesellschaftliche ‚Geschichte‘ der Weltgegenden, aus denen sie kamen.

Dennoch wurde von den Amateuren, die im Begriff waren, Völkerkunde zu einer Disziplin zu machen, der Wert der ‚Ding-Beobachtung‘ als Erkenntnisobjekt besonders herausgestellt.²² In sehr allgemeiner Form wäre zu konstatieren, dass der materiellen Kultur in diesem historischen Moment der ‚Verwissenschaftlichung‘ von zuvor außerhalb der Wissenschaft stehenden Bereichen eine ganz spezifische Rolle zukommt. Wie Frances Larson überzeugend dargelegt hat, stellt sie die epistemische Basis dar. Auf der Grundlage der Studie von Larson könnte man sagen, die Dinge galten damals als das Grundgerüst der Erkenntnis über andere Kulturen. Die Dinge repräsentierten eine „Anatomie der Kulturen“.²³

19 Kugler 1838, X; Bolz 2007.

20 Sheets-Pyenson 1988.

21 Bennett 1995.

22 Sera-Shriar 2013.

23 Larson 2007.

4 Akademische Einbettung: Der Platz der Dinge in der frühen ethnologischen Theoriebildung

Die überraschende Aufwertung des Materiellen und die damit zumindest vorübergehend behauptete ‚Erkenntnis aus Dingen‘ hatten ihren Preis: Völkerkunde wurde von den etablierten akademischen Disziplinen skeptisch betrachtet; man misstraute den selbstbewusst vorgetragenen Behauptungen der Amateur-Ethnologen bezüglich der Eigenschaften der fremden Kulturen. Das Scheitern der Ethnological Society of London,²⁴ wie auch die marginale Position der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU)²⁵ sind Indizien für den schwierigen Start einer noch nicht etablierten Disziplin, die sich einem neuen Gegenstand zuwandte (= Kulturen ohne eigene Geschichtsschreibung) und zudem für dieses Wissensfeld eine neue Methode (= Beschreibung von Objekten) reklamierte.

Der eigentliche Erfolg der Ethnologie trat erst in der Zeit ab ca. 1870 ein. Er hat mit einer Einschränkung dieser epistemologischen Offenheit zu tun und basiert auf dem Versuch, sich an die großen Trends der Wissenschaft damals insgesamt anzupassen. Diese Entwicklung ist an erster Stelle durch die Übernahme biologischer Konzepte zu erkennen. Zu jener Zeit hatte das evolutionäre Denken eine außerordentliche Resonanz; bereitwillig machten Ethnologen dieses Konzept zu ihrem eigenen, um darauf aufbauend eine universale Ordnung der von ihnen betrachteten Kulturen zu etablieren. Nach 1870 spielten die materiellen Objekte als ‚Zeugen‘ der Kulturen weiterhin die zentrale Rolle, und bis heute kann man zum Beispiel in dem im historischen Ausstellungsformat erhaltenen Pitt-Rivers-Museum betrachten, in welcher Weise Dinge zur Erzeugung von Evidenz herangezogen wurden. Wie die alten Vitrinen dort auch jetzt noch zeigen, ging es an erster Stelle um das ‚Nebeneinanderstellen‘ von Artefakten. Von der Theorie der Evolution geleitet, bestand das Ziel dieser im Jahr 1884 eingerichteten Ausstellung darin, funktionale Entsprechungen zu finden: Deshalb stehen in einer Vitrine nebeneinander die Waffen, in einer anderen die Hosen, in einer dritten Vitrine finden sich Fallen.²⁶ So wie die Evolution unterstellt, dass jede Technik sich weiterentwickelt, so zeigt jede Vitrine unterschiedliche Grade der Perfektion im Hinblick auf bestimmte Aufgaben oder Problemlösungen.

Ein wenig erscheint das wie ein Rückfall in die Zeit vor der direkten Beobachtung und vor den Ideen von Humboldt: Wieder definiert ein geistiges Prinzip die Ordnung der Dinge; noch einmal sind die Dinge nichts als ein ‚Niederschlag‘ eines zunächst einmal abstrakten Prinzips (= Evolution). In diese Epoche (d.h., die Zeit nach 1870) gehört auch die Karriere des Begriffs der ‚primitiven Völker‘. Schon zu dem Wort selbst gibt es

24 Stocking 1971.

25 Zimmerman 1999; Imeri 2009.

26 O'Hanlon 2015.

keine an Objekten unmittelbar beobachtbare Entsprechung. Ein Faustkeil als solcher ist sicher nicht ‚primitiv‘. Er ist vielmehr außerordentlich raffiniert und stellt das Ergebnis fortgeschrittenen handwerklichen Könnens dar.²⁷ Ein primitives Werkzeug wird der Faustkeil erst durch die Zusammenstellung einer Entwicklungsreihe. Die Logik der evolutionären Theorie, wie sie in prominenter Weise von Edward Tylor dargelegt wurde,²⁸ stülpt sich über die unmittelbare Wahrnehmung und zwingt die Ethnologen, den Objekten Eigenschaften zuzuweisen, die mit den Dingen selbst wenig zu tun haben. Auf diese Weise konnte die Idee des „Überbleibels“ bei Tylor eine prominente Rolle erhalten.²⁹ Aus dem raffinierten Faustkeil wird durch die Technik des ‚Nebeneinanderstellens‘ der am wenigsten komplexe Vertreter einer universalen Kategorie, in diesem Fall der Waffen.

Die erneute Orientierung an übergeordneten Prinzipien galt auch für solche ethnologischen Theorien des 19. Jahrhunderts, die sich eher kulturhistorischen und diffusionistischen Fragen verpflichtet fühlten. Diese, mehr in den deutschsprachigen Ländern verfolgte Forschungsrichtung fragte nach der Entwicklung und Überlagerung von Kulturen. Ähnlichkeit wurde nicht über Funktionen, Materialien oder Techniken bestimmt, sondern durch formale Analyse. Regionen, in denen der äußeren Form nach ähnliche Objekte hergestellt werden, bezeichneten die Ethnologen als ‚Kulturkreise‘. Prominente Vertreter dieser kulturhistorischen Methode, zum Beispiel Leo Frobenius, verweisen gerne auf methodologische Anleitungen aus den Geschichtswissenschaften, um die Gültigkeit ihres Forschungskonzepts zu untermauern. So war Bernheims Handbuch der historischen Methode ein Schlüssel zur Bildung des Formkriteriums und zur Definition des „Kulturkomplexes“.³⁰

Auch hier ist erkennbar, wie sich zwischen die Beobachtung und Beschreibung eine Idee schob, ein globales Konzept, das in diesem Fall von der Geschichtswissenschaft entlehnt war. Die in der Folge eintretende Einseitigkeit wurde bereits hervorgehoben: Es handelte sich lediglich um eine formale Analyse. Die Funktionen, Gebrauchsweisen und Materialien nicht hinreichend beachtet. Folgerichtig musste sich diese verkürzte Sichtweise in Widersprüche verwickeln. Ein Beispiel dafür ist die Debatte um Sitzhocker und Nackenstützen in Afrika. Während einige Ethnologen, angeleitet von der kulturhistorischen Methode, die formalen Ähnlichkeiten hervorhoben, insistierten andere darauf, dass es sich um verschiedene Kategorien von Dingen handle, die nicht miteinander verglichen werden dürften. Tatsächlich sind diese sehr filigranen hölzernen Objekte, insbesondere, wenn es sich um die sogenannte Karyatiden-Form handelt, durch

27 Garrow und Shove 2007.

28 Tylor 1871.

29 Logan 2013.

30 Bernheim 1889; Weakland 1951.

die Betrachtung der Gegenstände selbst nicht eindeutig als „Sitzhocker“ oder als „Nackenstütze“ anzusprechen.³¹ Ähnliche Probleme traten auch bei der Betrachtung der sogenannten „Schlitztrommeln“ auf. Handelt es sich dabei um eine Objektgruppe oder umfasst dieser Name zwei voneinander unabhängige Formkreise?³²

Die theoretische Einbettung in Diskurse großer und angesehener Disziplinen, der Biologie oder der Geschichte, erwies sich für die Ethnologen als eine nützliche Eintrittskarte in die Welt der Wissenschaften. Aber im Hinblick auf den epistemischen Status materieller Kultur fällt die Bilanz eher negativ aus: Die großen Theorien führten zu einseitigen Aussagen über die materiellen Dinge, die im besten Fall auf einer fragmentierten Beobachtung beruhten, letztlich aber zu Widersprüchen führte.

5 Ein Neuanfang: Zugänge zum Materiellen jenseits der großen Theorien

Steinbeile, die ‚primitiv‘ zu sein hatten, aus Holz geschnitzte Objekte, deren Funktion unklar blieb: Die Mängel der theoriegeleiteten Betrachtung des Materiellen im 19. Jahrhundert waren so offensichtlich, dass sich die Ethnologie im frühen 20. Jahrhundert von der materiellen Kultur und von den ethnografischen Sammlungen in den Museen insgesamt abwandte. Eine belastbare Evidenz erwartete man nicht mehr von den in den Vitrinen nebeneinandergestellten Artefakten.³³ Museen mit ethnografischen Sammlungen verloren ihren Status als Orte der Forschung.

Epistemologisch gesehen, durchlief die Ethnologie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert einen Reinigungsprozess, der sich mit den schon geschilderten Prozessen im Umfeld der Alchemie und des psychophysischen Parallelismus vergleichen lässt. Der Status der materiellen Objekte (*res extensa*) wurde abgewertet, und die Ethnologie fokussierte sich auf die Ideen und Denkweisen der untersuchten Gruppen (*res cogitans*). Sicherlich stärkte diese Reinigung die Ethnologie als wissenschaftliche Disziplin. Dennoch blieben Zweifel: Was ist der Teil einer Kultur, der durch die Beobachtung des Materiellen zu erkennen ist? Welche Bereiche der Kultur werden dadurch vernachlässigt?

Neue Impulse kamen aus der Philosophie des 20. Jahrhunderts und auch aus einer konstruktivistisch angelegten Kulturwissenschaft.³⁴ Beide Denkrichtungen sind explizit aus der Kritik an bestehenden Wissensordnungen entstanden. Insbesondere die am Begriff der Lebenswelt orientierte Phänomenologie im Sinne von Edmund Husserl und

31 Vendryes 1999.

32 Nordenskiöld 1929.

33 Kavanagh 1989.

34 Hahn 2014.

seinen Schülern legte Wert darauf, jegliche kategoriale oder gar dichotomische Einordnung (also zum Beispiel das Geistige versus das Materielle) als Verfälschung und Beeinträchtigung einer offenen nicht kategorisierenden Beschreibung zurückzuweisen.³⁵ Beschreibungen von Lebenswelten sollten allein an der Wahrnehmung der materiellen und sozialen Umwelt orientiert sein. Konsequenterweise wurde die Frage der Wahrnehmung zu einem zentralen Problem dieser philosophischen Strömung.

Maurice Merleau-Ponty definierte in seinem Hauptwerk ‚Wahrnehmung‘ als ein Ereignis, das zwischen Betrachter und Betrachteten stattfindet. Man könnte sagen, „entgegen Humboldts Ansatz“ kann es so etwas wie eine objektive Wahrnehmung nicht geben.³⁶ Der Verzicht auf die Möglichkeit einer objektiven Beschreibung brachte einen wichtigen Gewinn mit sich: er ermöglichte die Sensibilisierung für feine Unterschiede. Die lebensweltliche Beschreibung umfasst Dinge und Menschen, Materielles wie Gedachtes und zielt darauf ab, dies in der Verbindung zueinander darzustellen. Alfred Schütz hatte schon einige Jahre vorher versucht, die Formen der Beobachtung näher einzugrenzen. Er unterschied dabei zwischen ‚umweltlicher Beobachtung‘ und ‚mitweltlicher Beobachtung‘.³⁷

Für die Ethnologie ist die letztere Form der Beobachtung von besonderer Bedeutung, weil Schütz damit die Vermischung von Dingen, Personen und deren Intentionen im Strom des Wahrgenommenen bezeichnet. Die Relevanz eines Gegenstands hängt aus der Sicht eines Besitzes oder Benutzers nämlich nicht nur von dem materiellen Ding als solchem ab, sondern auch von den Handlungen, in die ein derartiges Objekt eingebunden ist, sowie von Bewertungen anderer bezüglich des Gegenstands. Die von Schütz vorgeschlagene Differenzierung ist sinnvoll, wenn es gilt, die Einbettung eines Objekts als Teil des kulturellen Geflechts zu verstehen. Die Ausgangsbedingung ist jedoch der Verzicht auf einen kategorialen Zugriff: Es kommt auf das einzelne Ding und auf die individuelle Perspektive an! Kann aus diesem phänomenologischen Ansatz ein neues epistemologisches Prinzip werden, das neue ethnografische Zugänge zum Materiellen ermöglicht? Zumindest würde es einige etablierte Kategorien, wie etwa die der Ferne und der Nähe, infrage stellen.³⁸

Nicht viel anders stellt sich der Zugang zu materieller Kultur auf der Grundlage konstruktivistischer Konzepte dar. Beispielhaft seien dafür die frühen Arbeiten von Roland Barthes genannt, der auf seine schon in den 1950er Jahren entstandenen, kurze Texte eine große Resonanz erhielt.³⁹ Wie Barthes in diesen Texten über Alltagsobjekte zeigt, haben Dinge, in seinem Fall überwiegend alltägliche Objekte der Konsumgesellschaft, durchaus keine ‚Zeugenfunktion‘ in dem Sinne, wie es in den älteren Ansätzen

35 Husserl 1977 [1936].

36 Merleau-Ponty 1966 [1945].

37 Schütz 1932.

38 Hahn 2016b; Hahn 2016a.

39 Barthes 1964.

vorgeschlagen worden war. An die Stelle einer Untersuchung von Eigenschaften und Bedeutungen setzt Barthes eine Beschreibung von Prozessen. Er interessiert sich für die Veränderung von Dingen im Prozess der Einbettung in die Gesellschaft. Dem zufolge hat ein Objekt kaum je eine ‚stabile Bedeutung‘. Richtiger ist die Auffassung, dass materielle Dinge Bedeutungen annehmen, sie transformieren, oder auch Bedeutungen aufgeben.

Weder die Hersteller einer Sache noch dessen Besitzer oder Benutzer haben eine Kontrolle über die Funktionen und die Bedeutungen des betreffenden Objekts. Beides wird vielmehr in einem Geflecht der wechselseitigen Beeinflussung von öffentlichem Sprechen über die Dinge, von Bildern, Texten, Umgangsweisen anderer und natürlich zwischen Dingen herausgebildet. Die sich wechselseitig beeinflussenden Faktoren machen eine dauerhafte Bewertung und Bestimmung von Dingen unmöglich. Wichtiger als eine solche – ohnehin illusorische – ‚Stabilität‘ ist der Prozess der unbegrenzten Semiose: Dieser Begriff bezeichnet das Entstehen und Vergehen von Bedeutungen, die Barthes als Wechselspiel von Denotation und Konnotation beschrieb.⁴⁰

Auf den ersten Blick mag die Behauptung, Dinge seien mit einem Kaleidoskop immer wieder neuer Bedeutungen verbunden, verwirrend sein. Im Lichte des Hauptwerkes von Barthes, das er der „Sprache der Mode“ gewidmet hat, wird sein Konzept aber doch noch sehr anschaulich.⁴¹ Er kann nämlich an bestimmten Kleidungsstücken zeigen, wie deren Bedeutung aus dem Wechselspiel von Bildern, Texten und den Objekten selbst heraus entsteht.

Obgleich seine frühesten Texte zu Zeiten des Strukturalismus publiziert wurden, ist Barthes doch als Poststrukturalist anzusprechen. Seine Untersuchungsgegenstände, überwiegend Konsumgüter des 20. Jahrhunderts, verweigern sich einer klaren und stabilen Einordnung.⁴² An die Stelle von ‚Eigenschaften der Dinge‘ treten Relationen und Kontraste, die für neue Assoziationen oder auch Abgrenzungen sorgen. Ohne von einer Handlungsmacht der Dinge zu sprechen, thematisiert Barthes in überzeugender Weise die Macht der Dinge über den Einzelnen. Materielle Kultur hat die Fähigkeit, die soziale Sphäre zu strukturieren. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, gesellschaftliche Veränderung im Wandel von Objektbedeutungen zu verstehen.

Barthes Studien haben einen wertvollen Beitrag zur größeren Akzeptanz semiotischer Perspektiven in den Kulturwissenschaften geleistet. Dennoch hätte er zweifellos dem einfachen semiotischen Grundmodell, dem Dreieck von Sender, Zeichen und Empfänger, widersprochen: Welche Bedeutungen ein Objekt hat, kann weder vom Sender noch vom Empfänger her bestimmt werden. Wichtiger als eine ‚Bedeutung‘ ist die Mehrdeutigkeit, die ‚Polysemie‘ und insbesondere der Bedeutungswandel.

40 Assmann 1988.

42 Barthes 1966 [1963].

41 Barthes 1985.

Die konzeptuellen Überlegungen von Barthes und die methodischen Erkenntnisse aus der Phänomenologie haben einen Impuls ausgelöst, der zu einer Neubewertung des Materiellen in den Kulturwissenschaften beigetragen hat. In epistemischer Hinsicht ist das zunächst eine neue Verunsicherung. Die Dinge können nun auf den zweiten Blick anders erscheinen, als es zuvor den Anschein hatte. Durch Barthes' Semiotik und im Zusammenspiel mit konstruktivistischen und postmodernen Haltungen könnte das Hin- und Herpendeln zwischen entweder objektzentrierten oder aber geistzentrierten Perspektiven auf Dinge überwunden werden. Vielleicht wurde damit der Boden für eine eingehende Reflexion über die Ontologie und Epistemologie von Dingen bereitet.

6 Schlussbemerkung: Dinge als Herausforderung

Diese Herausforderung der neuen Ansätze hat sich als ein fruchtbarer Neuanfang erwiesen. Beginnend in den 1970er Jahren haben Ethnologen sich vermehrt für die Dinge in der Gesellschaft interessiert. Auch wenn wichtige Ausnahmen zu nennen sind, wie Mary Douglas⁴³, so ist festzustellen: fachinterne ethnologische Traditionen hatten daran nur einen geringen Anteil. Die Inspiration aus poststrukturalistischen und phänomenologischen Ansätzen spielte hingegen eine sehr viel größere Rolle. Die Dinge sind durch diese konzeptuellen Impulse als ‚offene Objekte der Erkenntnis‘ zu betrachten, die in einer Vielzahl von Bereichen befragt werden.

Die Mehrdeutigkeit, die Barthes noch als Provokation gegenüber der früheren Auffassung des Materiellen formuliert hatte, hat sich als Grundlage erwiesen, auf der aufbauend neue Fragen und neue Perspektiven formuliert werden können. Zur Polysemie der Dinge und zur Einsicht die Wandelbarkeit der Bewertung sind einige weitere innovative Aspekte hinzugekommen, die eine vergleichbare Rolle für das aktuell zunehmende Interesse an Dingen spielen.⁴⁴ Drei wichtige Punkte seien hier zum Abschluss noch einmal unterstrichen:

1. Im Kontrast zu früheren Zugriffen auf materielle Kultur steht nunmehr regelmäßig die reflexive Dimension im Vordergrund. Die Verflechtung des Materiellen mit dem Alltag ist ein Phänomen, das in allen Kulturen zu allen Epochen auftritt. Es gibt keinen Grund, Untersuchungen zur Materialität in anderen Gesellschaften anzustellen, ohne zugleich zu fragen, welche Rolle Dinge in der westlichen Konsumgesellschaft des 21. Jahrhunderts spielt.⁴⁵

43 Douglas und Isherwood 1978.

44 Hahn, Eggert und Samida 2014.

45 Hahn 2010.

2. Nachdem die Kulturwissenschaften in den Jahren nach 1950 immer detailliertere Analysen von Diskursen durchgeführt und sich weitgehend an der „Macht der Texte“ orientiert hatten (Michel Foucault), ist neuerdings die Frage nach der Aussagekraft von Kulturen jenseits der Texte in den Vordergrund gerückt. Die Untersuchung der gesellschaftlichen Einbettung der Dinge erscheint als ein Testfeld, um die Reichweite kulturwissenschaftlicher Analysen zu verstehen. Dieser Interessenslage folgend wurden in vielen Studien die Objekte wie Texte analysiert. Allerdings hat sich schnell erwiesen, dass materielle Kultur komplexer ist und eigene Zugänge erfordert. Auch wenn heute noch nicht von einer allgemein anerkannten Theorie der materiellen Kultur die Rede sein kann, so gibt es doch einen Konsens, dass die Dinge in der Umwelt des Menschen einen eigenen Zugriff, eine Vielzahl eigener Methoden der Erkenntnis und ein offenes Konzept über Wissensformen erfordern.⁴⁶

3. Schließlich ist es Teil des neuen Forschungsfelds, den Stellenwert des Materiellen für die Identität des Einzelnen wie für die Gesellschaft insgesamt besser zu verstehen. Nachdem die alten, auf einer Dichotomie basierenden ontologischen Modelle massiv kritisiert wurden, gibt es nun die Möglichkeit, die Struktur einer Ontologie selbst zu einer Forschungsfrage zu erheben. In diesem Kontext wurde die These geäußert, dass Dinge vielleicht doch eine Handlungsfähigkeit haben, und mit Menschen in Netze des Interagierens verstrickt sind.⁴⁷ Diese, vor allem von Bruno Latour vertretene Auffassung ist mittlerweile jedoch mehrfach kritisch kommentiert worden.⁴⁸ Andere Autoren haben gefragt, ob es Bedeutungen gibt, die unmittelbar an Materialität gebunden sind, und deshalb keinen sprachlichen Ausdruck finden. Sicher ist, dass Dinge die Lebenswelt jedes Einzelnen massiv beeinflussen. Aber mit welchen Begriffen dieser Einfluss angemessen beschrieben werden könnte, ist derzeit noch eine offene Forschungsfrage.

Die drei zuletzt genannten Punkte machen deutlich, dass der epistemische Status des Materiellen in der Ethnologie noch ungeklärt ist. In der Summe wäre die Geschichte der an Dinge gebundenen Erkenntnismodelle am besten als die einer zunehmenden Verunsicherung zu beschreiben. Für die Gegenwart gilt: Dinge sind eine Herausforderung für die Sinnbildung des Einzelnen wie für die Gesellschaft. Dies braucht keinesfalls als ein negatives Urteil aufgefasst zu werden: Die größer werdende Verunsicherung geht mit einem gestiegenen Interesse an materieller Kultur einher. Insgesamt gibt es den Optimismus, dass dieses Feld der Erkenntnis dazu beitragen wird, die Bedingungen des Menschen in der Gesellschaft besser zu verstehen. Insofern ist eine positive Bilanz zu

⁴⁶ Bogost 2012; Witmore 2014.

⁴⁸ Hennion 2011; Law 2009.

⁴⁷ Latour 1999; Latour 2004.

ziehen: Das Nachdenken über den Status der Dinge bezüglich unserer Möglichkeiten der Einflussnahme auf Kultur und Gesellschaft birgt die Chance, ein differenzierteres und damit auch überzeugenderes Bild vom Menschen zu entwickeln.

Bibliographie

Applegarth 2014

Risa Applegarth. *Rhetoric in American Anthropology: Gender, Genre, and Science*. Pittsburgh Series in Composition, Literacy, and Culture. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2014.

Assmann 1988

Aleida Assmann. „Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose“. In *Materialität der Kommunikation*. Hrsg. von H. U. Gumbrecht und K. L. Pfeiffer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988, 237–251.

Barnes und Duncan 1992

Trevor J. Barnes und James S. Duncan. „Introduction: Writing Worlds“. In *Writing Worlds. Discourse, Text and Metaphor in the Representation of Landscape*. London: Routledge, 1992, 1–17.

Barthes 1964

Roland Barthes. *Mythen des Alltags*. Original: *Mythologies*, Paris: Seuil, 1957. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1964.

Barthes 1985

Roland Barthes. *Die Sprache der Mode*. Original: *Système de la mode*, Paris: Seuil, 1967. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985.

Barthes 1966 [1963]

Roland Barthes. „Die strukturalistische Tätigkeit“. *Kursbuch* 5 (1966 [1963]). Original: „L'activité structuraliste“, *Lettres Nouvelles*, 1963, I, 1328–1333, 190–196.

Bennett 1995

Tony Bennett. *The Birth of the Museum. History, Theory, Politics*. London: Routledge, 1995.

Bernheim 1889

Ernst Bernheim. *Lehrbuch der historischen Methode mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte*. Leipzig: Duncker & Humblot, 1889.

Bogost 2012

Ian Bogost, Hrsg. *Alien Phenomenology, or What It's Like to Be a Thing*. Minneapolis: Univocal Publishing, 2012.

G. Böhme und H. Böhme 1996

Gernot Böhme und Hartmut Böhme. *Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente*. München: C. H. Beck, 1996.

Bolz 2007

Peter Bolz. „From Ethnographic Curiosities to the Royal Museums of Ethnology. Early Ethnological Collections in Berlin“. In *Adolf Bastian and His Universal Archive of Humanity. The Origins of German Anthropology*. Hrsg. von M. Fischer, P. Bolz und S. Kamel. Hildesheim: Olms, 2007, 173–190.

Bujok 2009

Elke Bujok. „Ethnographica in Early Modern 'Kunstkammern' and Their Perception“. *Journal of the History of Collections* 21.1 (2009), 17–32.

Daston und Lunbeck 2011

Lorraine Daston und Elizabeth Lunbeck. *Histories of Scientific Observation*. Chicago: University of Chicago Press, 2011.

Day 1947

Sebastian J. Day. *Intuitive Cognition: A Key to the Significance of the Later Scholastics*. St. Bonaventure: Franciscan Institute Publications, 1947.

Douglas und Isherwood 1978

Mary Douglas und Baron Isherwood. *The World of Goods. Towards an Anthropology of Consumption*. London: Lane, 1978.

Durkheim 1975

Emile Durkheim. *Textes 1. Eléments d'une théorie sociale*. Original: *La sociologie et son domaine scientifique*, In: *Rivista italiana di sociologia*, 4, 1900, pp. 127–148. Paris: Minuit, 1975.

Fischer 1993

Hans Fischer. „... in leichten Fällen hilft auch die Terminologie“. *Zeitschrift für Ethnologie* 118 (1993), 145–157.

Frevert 2015

Mareike Frevert. *Wissenschaft der Synthese – Ein Ansatz zur wissenschaftsphilosophischen Bestimmung der Chemie*. Kassel: Kassel University Press, 2015.

Garrow und Shove 2007

Duncan Garrow und Elizabeth Shove. „Artefacts between Disciplines. The Toothbrush and the Axe“. *Archaeological Dialogues* 14,2 (2007), 117–131.

Hahn 2010

Hans P. Hahn. „Von der Ethnografie des Wohnzimmers zur ‚Topografie des Zufalls‘“. In *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur*. Hrsg. von E. Tietmeyer. Münster: Waxmann, 2010, 9–22.

Hahn 2013

Hans P. Hahn. „Leo, Frobenius“. In *Theory in Social and Cultural Anthropology. An Encyclopaedia*. Hrsg. von J. McGee und R. L. Warms. London: Sage, 2013, 293–296.

Hahn 2014

Hans P. Hahn. „Ethnologie“. In *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Hrsg. von S. Samida, M. K. H. Eggert und H. P. Hahn. Stuttgart: Metzler, 2014, 269–278.

Hahn 2016a

Hans P. Hahn. „Things in the Back Mirror. Über Wechselwirkungen zwischen ‚Arten zu sehen‘ und Vorstellungen von Dingen“. *ARTES Jahrbuch* 2015/2016 (2016), 76–86.

Hahn 2016b

Hans P. Hahn. „Wahrnehmungsweisen von Dingen. Zu den Herausforderungen der Alltäglichkeit des Materiellen“. In *Dinge befremden. Essays zu materieller Kultur*. Hrsg. von J. Reuter und O. Berli. Wiesbaden: Springer VS, 2016, 11–20.

Hahn, Eggert und Samida 2014

Hans P. Hahn, Manfred K. H. Eggert und Stefanie Samida. „Einleitung: Materielle Kultur in den Kultur- und Sozialwissenschaften“. In *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Stuttgart: Metzler, 2014, 1–12.

Harvey 1980

Paul D. A. Harvey. *The History of Topographical Maps. Symbols, Pictures and Surveys*. London: Thames & Hudson, 1980.

Hennion 2011

Antoine Hennion. „Offene Objekte, Offene Subjekte? Körper und Dinge im Geflecht von Anhänglichkeit, Zuneigung und Verbundenheit“. *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 2.1 (2011), 93–110.

Husserl 1977 [1936]

Edmund Husserl. *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Hrsg. von E. Ströker. Gekürzte Ausgabe. Original: Zuerst in der Zeitschrift: *Philosophia* (Belgrad), 1936, S. 77–176. Hamburg: Meiner, 1977 [1936].

Imeri 2009

Sabine Imeri. „Heimatforschen in der Metropole oder wie regionales Wissen entsteht. Die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin um 1900“. In *Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken*. Hrsg. von A. Davidovic. Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge 50. Münster: LIT Verlag, 2009, 113–138.

Johansen 1992

Ulla Johansen. „Materielle oder materialisierte Kultur?“ *Zeitschrift für Ethnologie* 117 (1992), 1–15.

Kavanagh 1989

Gaynor Kavanagh. „Objects as Evidence, or Not?“ In *Museum Studies in Material Culture*. Hrsg. von S. M. Pearce. London: Leicester University Press, 1989, 125–137.

Kugler 1838

Franz T. Kugler. *Beschreibung der in der Königl. Kunstammer zu Berlin vorhandenen Kunst-Sammlung*. Berlin: Heymann, 1838.

- Larson 2007**
Frances Larson. „Anthropology as Comparative Anatomy? Reflecting on the Study of Material Culture During the Late 1800s and the Late 1900s“. *Journal of Material Culture* 12.1 (2007), 89–112.
- Latour 1999**
Bruno Latour. „On Recalling ANT“. In *Actor Network Theory and After*. Hrsg. von J. Law und J. Hassard. Oxford: Blackwell, 1999, 15–25.
- Latour 2004**
Bruno Latour. „On Using Ant for Studying Information Systems: a (Somewhat) Socratic Dialogue“. In *The Social Study of Information and Communication Technology*. Hrsg. von C. Avgerou, C. Ciborra und F. Land. Republished in *Livres/Books* (XII). Oxford und New York: Oxford University Press, 2004, 62–76.
- Lauth 2006**
Bernhard Lauth. *Descartes im Rückspiegel. Der Leib-Seele-Dualismus und das naturwissenschaftliche Weltbild*. Paderborn: Mentis, 2006.
- Law 2009**
John Law. „Actor Network Theory and Material Semiotics“. In *The New Blackwell Companion to Social Theory*. Hrsg. von B. S. Turner. Oxford: Blackwell, 2009, 141–158.
- Lewis 2009**
Frank A. Lewis. „Form and Matter“. In *A Companion to Aristotle*. Hrsg. von G. Anagnostopoulos. Malden, MA: Wiley-Blackwell, 2009, 162–186.
- Logan 2013**
Peter M. Logan. „On Culture: Edward B. Tylor's Primitive Culture, 1871“. *BRANCH: Britain, Representation and Nineteenth-Century History* (2013). Ed. Dino Franco Felluga. Extension of Romanicism and Victorianism on the Net. Web. URL: http://www.branchcollective.org/?ps_articles=peter-logan-on-culture-edward-b-tylors-primitive-culture-1871 (besucht am 14. 08. 2018).
- Lubrich 2015**
Oliver Lubrich. „Humboldts Bilder: Naturwissenschaft, Anthropologie, Kunst“. In *Das graphische Gesamtwerk*. Hrsg. von A. von Humboldt, O. Lubrich und S. Bärtschi. Darmstadt: Lambert Schneider, 2015, 7–28.
- Merleau-Ponty 1966 [1945]**
Maurice Merleau-Ponty. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Original: *Phénoménologie de la perception*, Paris, Gallimard 1945. Berlin: De Gruyter, 1966 [1945].
- Münzel 1993**
Mark Münzel. „Zur Verteidigung des Materiellen. Zu Ulla Johansens Verteidigung des Materialisierten“. *Zeitschrift für Ethnologie* 118 (1993), 171–176.
- Nordenskiöld 1929**
Erland Nordenskiöld. „Ist die sogenannte Schlitztrommel in der neuen Welt sowohl wie in der alten Welt selbständig erfunden worden?“ In *Ethnologische Studien*. Hrsg. von F. Krause. Leipzig: Asia Major, 1929, 17–28.
- O’Hanlon 2015**
Michael O’Hanlon. *The Pitt Rivers Museum: A World Within*. London: Scala Arts & Heritage Publishers, 2015.
- Pratt 1992**
Mary L. Pratt. *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. London: Routledge, 1992.
- Raffler 2001**
Marlies Raffler. „Sammeln, die ordnende Welt. Aspekte zur historischen Museologie“. *Curiositas: Zeitschrift für Museologie und museale Quellenkunde* 1 (2001), 67–80.
- Schütz 1932**
Alfred Schütz. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Wien: Springer, 1932.
- Sera-Shriar 2013**
Efram Sera-Shriar. *The Making of British Anthropology, 1813–1871*. Pickering & Chatto, 2013.
- Sheets-Pyenson 1988**
Susan Sheets-Pyenson. *Cathedrals of Science. The Development of Colonial Natural History Museums during the Late Nineteenth Century*. Kingston, ON: McGill-Queen’s University Press, 1988.
- Stocking 1971**
George W. Stocking. „What’s in a Name? The Origins of the Royal Anthropological Institute (1837–1871)“. *Man* 6.3 (1971), 369–390.

Tylor 1871

Edward B. Tylor. *Primitive Culture*. London: John Murray, 1871.

Vendryes 1999

Margaret R. Vendryes. „Africa in Repose: Stools and Headrests“. *Record of the Art Museum, Princeton University* 58.1/2 (1999), 38–53.

Weakland 1951

John H. Weakland. „Method in Cultural Anthropology“. *Philosophy of Science* 18.1 (1951), 55–69.

Wegener 2009

Mai Wegener. „Der psychophysische Parallelismus. Zu einer Diskursfigur im Feld der wissenschaftlichen Umbrüche des ausgehenden 19. Jahrhunderts“. *NTM. Zeitschrift der Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 17 (2009), 277–316.

Witmore 2014

Christopher Witmore. „Archaeology and the New Materialisms“. *Journal of Contemporary Archaeology* 1.2 (2014), 203–246.

Wundt 1894

Wilhelm Wundt. „Ueber psychische Causalität und das Princip des psychophysischen Parallelismus“. *Philosophische Studien* 10 (1894), 1–124.

Zimmerman 1999

Andrew Zimmerman. „Geschichtslose und schriftlose Völker in Spreeathen. Anthropologie als Kritik der Geschichtswissenschaft im Kaiserreich“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 47.3 (1999), 197–210.

HANS PETER HAHN

Hans Peter Hahn ist Professor für Anthropologie mit Schwerpunkt Afrika an der Goethe-Universität Frankfurt. Er forscht zu materieller Kultur, Konsum und den Auswirkungen der Globalisierung auf nicht-westliche Gesellschaften. Hahn ist Sprecher des Graduiertenkollegs *Wert und Äquivalent* an der Goethe-Universität Frankfurt. Seine jüngsten Publikationen handeln unter anderem *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen* (2015), von *Marcel Mauss – Schriften zum Geld* (2015) und von *Ethnologie und Weltkulturenmuseum. Positionen für eine offene Weltsicht* (2017).

Prof. Dr. Hans Peter Hahn
Institut für Ethnologie
Goethe-Universität Frankfurt
Norbert-Wollheim-Platz 1
60323 Frankfurt am Main, Deutschland

Gudrun M. König

Sammlungen und das kulturhistorische Präparat

Zusammenfassung

Neben dem Sammeln und Bewahren bringen spezifische Benennungspraktiken, Klassifikationen, Bild-Text-Bezüge und Ordnungsoperationen das Museumsobjekt hervor. Mit Bezug auf Hans-Jörg Rheinbergers „Epistemologica“ kann, so die These, auch im Kontext kulturhistorischer Sammlungen von Objekten als Präparaten gesprochen und das Museumsobjekt als Produkt von Praktiken verstanden werden. Die Konzipierung kulturhistorischer Museumsdinge als Präparate zielt darauf, die Dimensionen der Aufbereitung und Zurichtung systematisch zu fassen, denn museale Handhabungen der natur- und kulturhistorischen Objekte weisen auf parallele Praktiken des Deponierens, Konservierens und Visualisierens hin. Unterschiede und disziplinäre Spezifika werden damit nicht ignoriert, sondern zum Untersuchungsgegenstand gemacht.

Keywords: materielle Kultur; Museumsobjekte; Kulturgeschichte

Drawing on Hans-Jörg Rheinbergers “Epistemologica”, it is argued that museum objects of cultural history are not only created through collecting, but also through naming practices, classifications, and operations of order. Their status as documents or emissaries is relative, rather than fixed on attributes of museum objects. The heuristic concept is intended to recognize and reflect such museum objects in light of their genesis of fabrication and preparation. This includes objects of natural and cultural sciences, which share some techniques of depositing, preserving and visualization. Differences and disciplinary specificities are not excluded, but the argument is stressed, that the museum object of cultural history is a product of practices.

Keywords: material culture; museum objects; cultural history

Ich danke Michaela Haibl und Elisabeth Timm sowie den anonymen Gutachter/innen für wertvolle Hinweise und anregende Kommentare.

1 Sammlungen und das kulturhistorische Präparat

Der Beitrag verfolgt die These, dass kulturhistorische wie naturhistorische Objekte für das und im Museum präpariert werden. Durch die Parallelisierung des Blicks auf differente Objektgenres wird ein Wechsel der Perspektiven für den wissenschaftlich-musealen Umgang mit kulturhistorischen Objekten und Sammlungen vorgeschlagen. Kulturhistorische Museumsobjekte als Präparate zu verstehen, führt zu einer Epistemologie der Rahmungen durch Erwerben, Finden, Aufbewahren und Ausstellen. Entgegen den Konzeptionen als statische Objekte und positivistische Zeugen wird der Fokus auf Praktiken und Prozesse gelenkt. Die Deponierungs- wie die Exponierungsgeschichte hinterlässt Spuren und lagert sich als Sinnschicht am Objekt an. Das Objekt als Quelle und Beleg wird museal hergestellt, abgerufen und verändert.

Die Idee entwickelte sich aus einem Unbehagen an den Definitionen von Museumsobjekten. Die Rede etwa von „Verlust“ oder „Zerstörung eines Primärkontextes“¹ bei der Aufnahme eines Gegenstands in das Museum, ignoriert tendenziell die musealen Praktiken und Funktionen, die Wanderungsbewegungen, die Dinge durchlaufen, und sieht die durchmischten Sphären von Museums-, Waren- und Alltagswelt getrennt. Es mag für viele Objekte stimmen, dass sie aus dem Alltag, von der Expedition oder aus der Grabung direkt ins Museum kommen, andere kommen über Sammlungen oder über den Antiquitätenmarkt ins Museum. Manche wandern vom Museum in Ausstellungen, von Ausstellungen in Museen oder werden aus dem Museum wieder in den Kunstmarkt überführt.

Dieses Unbehagen äußerte sich immer dann, wenn ich Gelegenheit hatte, an Sammlungen und Objekten konkret zu arbeiten. Das war etwa am Archiv für Alltagskulturen am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen möglich,² das zwar immer gepflegt wurde, doch für eine Universitätssammlung weniger kuratorische Daueraufmerksamkeit genoss als eine museale Sammlung. An den universitären Sammlungsobjekten konnte die Veränderung von Forschungsinteressen unmittelbar abgelesen werden: Ordnungen und Umordnungen, Vordergrund und Hintergrund im Depot, leichte und schwere Zugänglichkeit, inventarisierte und nicht inventarisierte, restaurierte und nicht restaurierte Objekte: Die wechselnde Stellung wissenschaftlicher Schwerpunkte brachte die Objekte in Bewegung und zugleich diktierten Materialität und Physikalität Grenzen der Verschiebungen.

Kennzeichnend war die Mobilität im Depot auch ohne die Entnahmen für Ausstellungen. Dies implizierte eine kontinuierliche Neuordnung wie zugleich ein Fortschreiben von Ordnungen.³ Bedeutungsoffenheit korrespondierte mit dieser deponier-

1 Ruisinger 2007, 122.

2 König 2007.

3 Vgl. Bose 2011, 139.

ten Objektauffassung in Bewegung. Achtung, Missachtung und Gleichgültigkeit konturierten Schemata einer dynamischen Ordnung. Das Vorhandene war ebenso Ausdruck von Wissenskonstellationen wie von Zufall. Die Deponate waren Überbleibsel aus Lehr- und Forschungsprojekten und modellierten zugleich neue Perspektiven auf die Fachgeschichte. Diese Dynamik im Depot veranschaulichte die Mehrdeutigkeit der Dinge exemplarisch. Nicht immer waren die Objekte entfunktionalisiert, zuweilen wurden sie umfunktionalisiert oder sie blieben in Funktion: Die Schmuckschatulle diente zur Aufbewahrung von kleinteiligen Abzeichen; der Kartenbehälter hielt die Spielkarten weiterhin zusammen, der Wandschmuck hing an Gemäldegittern einer Zuanlage, allerdings lagerten Kleid und Hemd liegend in säurefreiem Papier. Der Umgang mit der instrumentellen Entfunktionalisierung der Objekte äußerte sich in unterschiedlichen Praktiken und archivierte die Dinge im Depot höchst different. Derartige, wohlbekannte Beispiele sollen hier nur den Zusammenhang von Praktiken, Wissenschaftspositionen und Objektauffassungen illustrieren. Das Missbehagen an den Definitionen der eindeutigen Dinge, die diese Differenzen und Hierarchien ignorierten und Überblendungen erschwerten, steigerte sich bei meinen Studien zum Vergleich von Museumswelt und Warenkultur, in denen ich für einen situativ variablen Dingbegriff, für die Parallelität expositorischer Anordnungen und für die Multiperspektivität im Museum plädierte.

In den Vorbereitungen auf den Berliner Workshop verdichteten sich diese Vorerfahrungen und neue Überlegungen, die ich im Kontext des Forschungsprojektes *Das Unsichtbare und das Sichtbare. Zur musealen Herstellung von Region am Beispiel der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalder* thematisierte. Das Projekt wurde von der Volkswagen-Stiftung im Schwerpunktprogramm *Forschung an Museen* zwischen 2011 und 2015 gefördert, kooperierte mit dem städtischen Franziskanermuseum in Villingen⁴ und integrierte erstmals die beiden Spiegelhaldersammlungen am Badischen Landesmuseum in Karlsruhe sowie am Augustinermuseum in Freiburg unter einer gemeinsamen Forschungsperspektive.

Der Titel des Projekts verweist auf Krzysztof Pomians Überlegungen zum Gegensatz zwischen Blick und Sprache, zwischen Materialität und Bedeutung und eruiert die „Repräsentanten des Unsichtbaren“.⁵ Neben der Sammlung ging es insbesondere um die soziale, politische und wissenschaftliche Bedeutung der Museumspraktiken und ihre Effekte. Damit rückte eine Privatsammlung in den Fokus der Forschung, die zwischen den 1890er und den 1920er Jahren aufgebaut wurde und dann in städtischen bzw. staatlichen Besitz übergang. Im Kontext dieser kulturanthropologischen Forschung konnte

4 Mitgearbeitet haben unter Leitung von Gudrun M. König von der TU Dortmund Michaela Haibl, Zuzanna Papierz und Jan C. Watzlawik und vom

Franziskanermuseum Anita Auer sowie Christina Ludwig.

5 Pomian 1988, 52.

nachgewiesen werden, dass Privatsammler die Musealisierung der Alltagskultur maßgeblich beschleunigten.⁶

Vor dem Hintergrund der Ordnungssysteme des Sammlers und Uhrenfabrikanten Oskar Spiegelhalder aus Lenzkirch im Schwarzwald wurden aus den nachgelassenen Listen, Karteien, Niederschriften, Fotografien und Objekten die Musealisierungs- und Wissenspraktiken analysiert. Spiegelhalders Leidenschaft des detaillierten Dokumentierens produzierte eine außergewöhnlich variantenreiche Quellendichte, die Sammlungsstrategien, Arbeitstechniken und europaweite Vernetzungen aufscheinen lassen. Exemplarisch steht Spiegelhalder für eine Gesellschaft der Sammler um 1900, in der enge Beziehungen zwischen Wissenschaftspolitik, Wissenskommunikation und der Kommodifizierung von Sammlungen und Sammlungsbedarf zu konstatieren sind.

Diese Forschungsarbeit an der Sammlung mit ihren Fragen nach dem Zusammenhang von Praktiken und Objekten sowie von Objekten und Konzepten machte ein lineares Konzept von Entfunktionalisierung und bedeutungsaufgeladener Neufunktionalisierung der Museumsobjekte fragwürdig. Beides sind wichtige Charakteristika, aber sie sind je nach Objekt und Museum, je nach Zeit und Praktik, je nach Intention und Ziel nicht chronologisch-linear, sondern relational und iterativ zu verstehen.

In der Museumsdiskussion muss zwischen Deponat und Exponat geschieden werden. Das Museumsobjekt als Oberbegriff umfasst beide Standortvarianten. Beim Übergang zwischen Alltags- und Museumsobjekt wird der kurzzeitige instrumentelle Funktionsverlust betont,⁷ um neue Funktionszuschreibungen zu erlauben. Der Wissenschaftshistoriker und Museumsdirektor Samuel J. M. M. Alberti stellt weniger den institutionellen Übergang in das Museum als vielmehr den Akt des Sammelns als Übergangsphänomen heraus. Dieser Übergang markiert auch für ihn eine radikale Veränderung: „The prehistory of the object, its original context, changes radically when it is collected.“⁸ Und doch wird dieser Übergang in seiner Ausschließlichkeit irritiert, wenn für Alberti das Museumsobjekt durch Verschiebungen in Status und Bedeutungen instabil ist. Sharon Macdonald schlägt mit der Formulierung der Rekontextualisierung der Dinge in der Sammlung und im Museum als „new stage in their biographies“, eine Phase vor, die „particular technologies of storage, cataloguing and display“ einschließt.⁹ Die Idee von Transformationen kulturhistorischer Artefakte in musealen Sammlungen ist nicht neu. Der Mediävist Peter Strohschneider hat darauf aufmerksam gemacht, dass nicht allein die Auswahl des Sammlungsobjektes ein selektierender und künstlicher Vorgang ist, sondern dass weitere Verfahren wie „Inventarisierung, Präparierung, Konservierung,

6 Vgl. König 2015.

7 te Heesen 2015, 35.

8 Alberti 2005, 562.

9 Macdonald 2011, 82.

Sockelung, Rahmung, Beschriftung, Arrangierung in Kladden, Schränken oder Vitrinen usw.¹⁰ die Artifizialisierung des Museumsobjektes verstärken.

Die Aufnahme in eine private Sammlung sowie die Übernahme in eine staatliche Institution setzen einen zweifachen Akt der Auswahl voraus. Susan M. Pearce bezeichnet diesen Prozess als Herstellung des Museumsobjektes:

Museum objects are created by the act of collecting, usually twice over – firstly through the choices of the individual collector, and secondly, by the willingness of a museum to take the collected assemblage.¹¹

In Summe bedeutet eine solche konsequent integrierte Betrachtung von Objekten und Praktiken, den Übergang zwischen Alltags- und Museumsobjekt nicht mehr als prinzipiell, sondern als akzidentiell zu konzipieren und diesen Übergang genauer zu untersuchen, als das bisher üblich war. Mit dieser Perspektive ergibt sich auch für kulturhistorische Sammlungen eine Epistemologie, welche Dinge nicht mehr prinzipiell von Naturdingen unterscheidet, deren Sammlung aus konservatorischen Gründen stets eine Präparierung erfordern. Bei der gemeinsamen Präsentation von Vorträgen aus dem Kontext der Restaurierungswissenschaften und aus dem Kontext der dingorientierten Kulturwissenschaften bei dem Berliner Workshop „Objekt epistemologien“ lag diese Verknüpfung nahe.¹²

In dem Projekt über den Sammler und Kurator Spiegelhalter (1864–1925) haben wir mit einer solchen historisch-epistemologischen Erweiterung diese Praktiken des Sammelns, Kategorisierens und Inventarisierens exemplarisch untersucht und nach den Zurichtungen sowie Ordnungen jener Objekte gefragt, die auf Ausstellungen und im Museum als historische Zeugnisse zur Anschauung gelangten. Das Projekt führt in jene Jahre um 1900 zurück, in denen sich mehrere Disziplinen rund um kultur- und naturhistorische Museen ausdifferenzierten und institutionalisierten, was, wie neuere wissenschaftshistorische Studien gezeigt haben, durch das Sammeln, Zirkulieren, Erfassen, Ordnen und Hierarchisieren von Wissensbeständen und Objekten vorbereitet, manifestiert und dynamisiert wurde. Wir haben Spiegelhalters Notizen, Inventare, Buchannotationen, Listen und Fotografien untersucht. Seine schriftlichen und bildlichen Hinterlassenschaften entstanden „materiell und an Deutungskontexte gebunden“.¹³ Es sind Artefakte, die der Historiker und Museologe Pomian als „oft sehr bescheiden und anonym“¹⁴ bezeichnet.

Unablässig war Spiegelhalter europaweit in Kontakt mit Museen, Direktoren und Konservatoren in Nürnberg, Wien, Skansen und Prag, wie seine Reiseaufzeichnungen

10 Strohschneider 2012, 21.

11 Pearce 1993, 7.

12 Vgl. Ina Reiche und Kerstin P. Hofmann in diesem

Band.

13 Wolff und Kraus 2010.

14 Pomian 1988, 91.

belegen. Er besuchte und korrespondierte mit Sammlerkollegen wie Oskar Kling. Hier lernte er zu sehen und zu schauen, wenn man Ludwik Flecks Unterscheidung teilen mag: „Wir schauen mit den eigenen Augen, aber wir sehen mit den Augen des Kollektivs“¹⁵ Das Kollektiv, dem sich Spiegelhalter über seine Mitgliedschaft im „Verein der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde Berlin“ zugehörig fühlte, war der „gemeinsame Stil des Denkens“¹⁶ der sich disziplinär etablierenden Volkskunde. Gut ausgebildet und vielgereist, entsprach er dem Sozialmilieu jenes Wirtschaftsbürgertums, das sich um 1900 neben der bildungsbürgerlichen Gruppe der Lehrer und Pfarrer für die Spuren ländlicher, zumeist vorindustrieller Lebensweise interessierte. In beiden Wissensmilieus wurde Sammeln zur Mode, auch wenn die Vorzeichen different sein konnten. Ihn prägte jedoch noch ein zweites Kollektiv, nämlich der Denkstil des Händlers, der Wissenschaftskontakte wie Kunden pflegt, der auf Sichtbarkeit setzt, dokumentiert, bilanziert und die Musealie als Ware auslegt.

Das Objekt als naturwissenschaftliches wie als kulturhistorisches Präparat benötigt mehrere Schichten und insbesondere Operationen der Ordnung in dem Gefüge der Sammlung, um seine wechselnden sozialen Rollen als Dokument, Zeugnis, Verweis, Evidenz und Erkenntnisobjekt auszufüllen. Das Präparat ist vorbereitet, zubereitet und absichtlich gewonnen. Insbesondere anatomische, zoologische, botanische, mineralogische, chemische und pharmazeutische Präparate bedürfen der makro- oder mikroskopischen Zubereitung. Was Hans-Jörg Rheinberger für die experimentellen Wissenschaften als Aufbereitung der Objekte und als eine neue dauerhafte Zurichtung als Präparat charakterisiert, soll im Folgenden durch Beobachtungen an der kulturhistorischen Musealie geprüft sowie Gemeinsamkeiten und Differenzen erläutert werden. Die Beispiele resultieren aus dem kulturanthropologischen Museumskontext, dessen Fundus nach den Spezifika kulturhistorischer Präparate befragt wird. Die folgenden Ausführungen umkreisen das kulturhistorische Präparat in drei Akten: Das Objekt selbst als Präparat, Ordnungssysteme als Präparierungstechnik und das Objekt zwischen Glasplatten in der Vitrine.

1.1 Das Objekt als Präparat

Die natur- und kulturwissenschaftliche Parallelisierung des musealen Blicks schließt an erkenntnistheoretische Überlegungen an, die vor einigen Jahren aus naturwissenschaftlicher Perspektive von Alberti formuliert wurden. Seine Studien zum Objektstatus, zur Museologie der Natur und zu aktuellen Theorien materieller Kultur betonen, „that objects within (and outside) museums are subject to ongoing physical and conceptual

15 Fleck 1983, 157.

16 Fleck 1983, 157.

transformations“.¹⁷ Die Idee eines radikalen Schnitts zwischen Alltags- und Museumsding sowie einer Demarkationslinie zwischen Natur- und Kunstding im musealen Kontext ist somit in Frage zu stellen. Durch die soziale, politische und disziplinäre Produktion von Objekten, Sammlungen und Museen geraten Ähnlichkeiten und Parallelen des Präparierens stärker ins Blickfeld; ‚disziplinäre‘ Unterschiede werden dann nicht mit einem ahistorischen Wissenschaftsbegriff vorausgesetzt, sondern selbst zum Untersuchungsgegenstand. Die Objekte teilen sich disziplinäre Aufmerksamkeit oder Ignoranz sowie die wissenschaftlichen Praktiken der Kategorisierung und Präsentation. Einzelne Disziplinen entwickeln ähnliche Beziehungsverhältnisse zu ihren Objekten.

Sammeln und Bewahren werden als ein vielgestaltiger Vorgang des Präparierens analysiert: die spezifischen Benennungspraktiken, Klassifikationen, Bild-Text-Bezüge und Ordnungsoperationen, die auch das kulturhistorische Museumsobjekt hervorbringen und herstellen. Insofern kann auch im Kontext kulturhistorischer Sammlungen von Präparaten gesprochen werden. Wissenschaftssystematische Horizonte haben das ja schon länger ermittelt, denn die Orientierung kulturhistorischer Systematiken an Paradigmen wie ‚Evolution‘ oder ‚Vererbung‘ ist sammlungshistorisch zu belegen.

Mitte des 19. Jahrhunderts versuchte sich der Architekt und Kunsttheoretiker Gottfried Semper an einem „zukünftigen Cuvier der Kunstwissenschaft“.¹⁸ Zu diesem geplanten Klassifikationssystem hatte ihn der französische Naturforscher Georges Baron de Cuvier vom *Musée nationale d'histoire naturelle* in Paris inspiriert. Semper wollte die bis dahin geltenden Einteilungen in historische, ethnographische und materiale Unterteilungen aufgeben zugunsten eines Systems, das ihm erlaubte, Gegenstände vergleichend zu gruppieren, die durch große Entfernungen und durch die Zeit geschieden sind. Die naturwissenschaftliche ging der kulturwissenschaftlichen Sammlungssystematik voraus, so dass die Methodik etwa „für ethnographische Objekte noch nicht so weit entwickelt [war] wie für naturkundliche Objekte“.¹⁹

Sammeln, Auswahl und Aufbewahrung setzen voraus, die Relevanz der Objekte als Verweise auf historische, soziale, ästhetische oder wissenschaftliche Inhalte zu verstehen. Die Auswahl kennzeichnet die erste Stufe einer Herstellung von Evidenz. Dieser Prozess spielt sich bei kultur- und naturhistorischen Objekten nicht prinzipiell unterschiedlich, sondern ähnlich ab. Gegenstände werden aus einem Zusammenhang des Gebrauchs oder aus dem Naturzusammenhang herausgelöst und in eine neue Ordnung aufgenommen:

17 Alberti 2008, 82.

18 Semper 1884, 263.

19 Pisani 2005, 143.

Dinge werden dadurch Teil einer theoretischen Ordnung und Gegenstand bestimmter epistemischer Praktiken [...] Primär durch diese Umordnung werden sie zu epistemischen Objekten, zu Erkenntnisdingen.²⁰

Selbst die Substanz des kulturhistorischen Sammlungsobjektes bleibt nicht ganz unverändert. Restaurierung und Konservierung reinigen Oberflächen und stellen Funktionen wieder her. Für die Bestimmung von (textilen) Stoffen, von Holzarten oder für Datierungen werden minimal Materialsuren entnommen und unter dem Mikroskop geprüft. Präparierungstechniken mit ihren dauerhaften Zerlegungen und Schnitten „um lebendige Dinge für Erkenntnisprozesse zu fixieren“,²¹ werden jedoch modifiziert eingesetzt. Die Restaurierungsvorgabe eines bestimmten historischen Zustands bei Großobjekten wie Häusern etwa, vernichtet andere historische Zeitschichten. Kleidung, die für Bewegung konzipiert wird, wird auf Puppen in Vitrinen stillgestellt. Der Uhrenspezialist Johannes Graf hat die Sammlung Spiegelhalder auf der Historischen Uhrenaussstellung in Nürnberg 1905 untersucht und gezeigt, wie mehrdeutige Objekte museal eindeutig gemacht wurden. In Kenntnis der Hängung durch Fotografien, der Objekte durch Ausstellungsinventare sowie der Überprüfung an den noch existenten musealen Beständen analysiert er die historische Präsentation:

Indem Spiegelhalder und andere frühe Sammler Holzuhren aus unterschiedlichen Regionen dem Schwarzwald zuschlügen, konnte der ‚genetische Gedanke‘ der Entwicklung vom angeblich Einfachen zum Komplexen auch durch historische Objekte belegt und gestützt werden.²²

Evolutionäre Vorstellungen verbanden im 19. Jahrhundert in kultur- und technikhistorischen Sammlungen diverse Objekte in einer Entwicklungsreihe vom Einfachen zum Komplizierten, vom Ungenauen zum Präzisen, vom Niederen zum Hohen, vom einfachen zum aufwändigen Dekor. Auf diese Weise eliminierten sie soziale Unterschiede und regionale Ungleichzeitigkeiten zugunsten einer fortschreitenden Höherentwicklung. Die Vorstellungen des späten 19. Jahrhunderts, die frühe Schwarzwälder Uhr habe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Holzuhrwerk gehabt und das Schild habe sich von hölzernen über glasgemalte zu gelackten Zifferblättern entwickelt, kreierte spezifische Vorstellungen über die Schwarzwälder Typik und wurde um 1900 glaubhaft gemacht durch Uhren, die aber aus anderen Regionen stammten. Graf weist nach, dass bis in die 1980er Jahre diese objektbasierten Interpretationen nicht in Frage gestellt wurden. Im Fall der Schwarzwalduhr gerät ein Objekt zum Präparat der auf Dauer gestellten

20 Rheinberger 2006, 336.

21 Rheinberger 2006, 337.

22 Graf 2015, 199.

Idee einer Entwicklungsreihe, das durch Sammlungsintentionen zubereitet, fixiert und zur musealen Anschauung gebracht wird.

1.2 Ordnungssysteme als Präparierungstechniken

Die Annahme von Präparierungstechniken im kulturhistorischen Museum sperrt sich gegen oberflächliche, letztlich positivistische Konzipierungen der Dinge als Dokumente und Zeugnisse. Vielmehr ist darauf zu verweisen, dass die Dokumenteigenschaften und Zeugenschaft auf vielschichtigen Ebenen fabriziert und daher zu dekodieren sind. Die Museumsdinge zeugen nicht einfach von historischen Lebensverhältnissen, sondern eben auch von der Arbeit der Antiquitätenhändler, der Kuratoren, der Museumsvereine, der Wissenschaftler, der Archivare, der Restauratoren und der Sammler. Ihre Zeugenschaft ist verknäult in vielfältige, zeitgleiche und zeitungleiche Kontexte und Beziehungen. Sie betrifft alle Personengruppen, die in irgendeiner Form die Hand an das Objekt legten: von der Produktion über die Distribution und den Konsum bis zur Musealisierung und Präsentation. Alfred Gell spricht von der „second-class agency which artefacts acquire once they become enmeshed in a texture of relationships.“²³ Diese Textur der Beziehungen inkorporieren die Objekte gewissermaßen durch Zeichen und Spuren, sie sind in die Geschichte wie auch in Geschichten verstrickt.²⁴

Museale Ordnungssysteme, abhängig von der Institution und der Person, von Raum und Zeit, präparieren die Objekte für ihre Aussage. Das gilt im Depot wie in der Exposition. Sie werden benannt, sortiert, gruppiert, kategorisiert, datiert, betextet und abgebildet. Mit jeder Ebene der Bearbeitung geht ein Akt der Interpretation einher.

Der Sammler Spiegelhalter ließ seine Sammlungen durchfotografieren. Mit dem Arrangement zerschnittener Fotoabzüge von Glasnegativen schuf er visuelle Ordnungen, die unterschiedlichen Prinzipien folgten. Er gruppierte Werkzeuge einzelner Gewerbe und zergliederte das Anlegen der regionalen Kleidung in Sequenzen. Er sortierte Kopfbedeckungen in Zylinderform nach der Größe und suggerierte in sechs Einzelbildern mit einem Pfeil und Jahreszahlen die historische Entwicklung von einem flachen breitkrepigen Hut Mitte des 18. Jahrhunderts zur vertrauten hohen Zylinderform mit schmaler Krempe Mitte des 19. Jahrhunderts. Formale Gleichzeitigkeiten wurden zugunsten der Höherentwicklung ignoriert und ein lineares Fortschrittsprinzip visualisiert. Das Papier mit den beklebten Fotos wird für ihn zum Probeabzug und zum Versuchslabor des Zeigens. Was er hier testet und fotografisch dokumentiert, setzt er in Ausstellungen um. Als Instrument des Visualisierens übernimmt er von den Weltausstellungen das Darstellen in Stuben für seine öffentlichen Ausstellungsbeteiligungen

23 Gell 1998, 17.

24 Vgl. Schapp 1985.

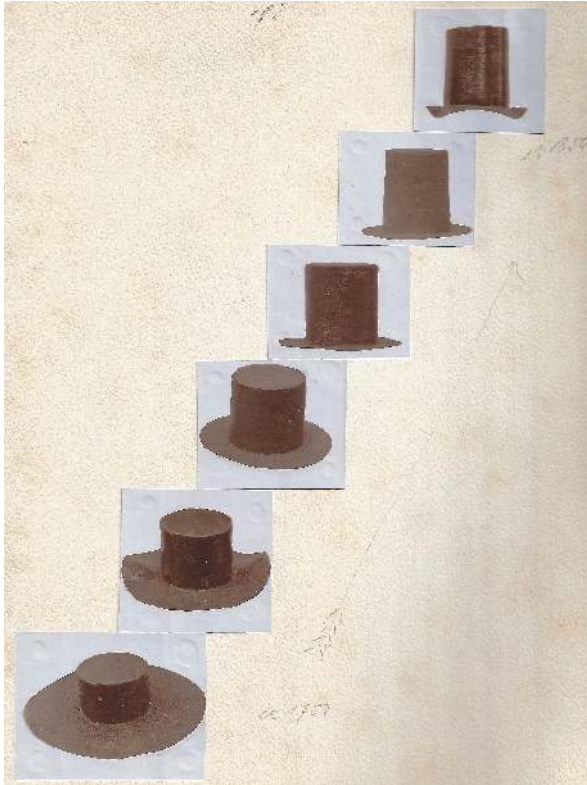


Abb. 1 Der Sammler Oskar Spiegelhalter imaginiert die Entwicklung des Strohzyylinderhutes von 1750 bis 1850, um 1916.

wie etwa eine Uhrmacherwerkstatt, eine Schwarzwaldstube und eine Hutmacherei, lässt diese fotografieren und als Postkarten drucken. Ephemere Objektpräsentationen werden durch die Fotografie auf Dauer gestellt. Das Fotografieren und Arrangieren wird zu einer Technik des Präparierens für einen spezifischen Modus von Aussagen oder anders gesagt: von Erkenntnisinteressen. Das arrangierte Abbild operiert wie ein Sammlungsschnitt, das aus Einzelteilen eine Gesamtaussage herstellt und fixiert.

Rheinberger unterscheidet zwischen anatomischen, botanischen, mikroskopischen und molekularbiologischen Präparaten.²⁵ Gemeinsam ist nun naturhistorischen wie kulturhistorischen Objekten bei differentem Ausgangsmaterial, dass sie im Museum für den „erkennenden Blick“²⁶ stabilisiert werden. Die Zurichtungs- und Fixierungstechniken sind bei beiden Objektklassen vorhanden, jedenfalls dann, wenn man eine verengte Definition ‚materieller‘ Kultur überwindet und die mehrfachen medientechnischen

25 Rheinberger 2006, 66.

26 Rheinberger 2006, 66.

nischen Umkehrungen der Dinge nicht als nachgeordnet, sondern als Teil der Sachen im wörtlichen Sinn begreift.

Das „moderne Exponat“²⁷ war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht erfunden. In der Museums- wie Ausstellungstheorie der Zeit gelten Originale, Modelle und Nachbildungen als gleichwertig. Der Frankfurter und spätere Hamburger Museumsdirektor Otto Lauffer propagiert für das historische Museum im Jahr 1907 den „lehrhaften Wert der Nachbildung“ wie der „museologischen Hilfsmittel“ der Modelle, die insbesondere aufgrund von Größenverhältnissen Lücken der Darstellbarkeit zu schließen hätten.²⁸

Ähnlich argumentiert der Staatswissenschaftler Alfons Paquet in seiner Expositionstheorie für gewerbliche Ausstellungen. Das „Prinzip der Ersetzung“ mache das Original zwar nicht überflüssig, aber Originale, Reproduktionen und „Substitute konkreter gegenständlicher Sichtbarkeitseigenschaften“ wie Modell, Probe und Nachbildung wirkten zusammen und produzierten Stimmungswelten, die zur Anschauung gebracht würden.²⁹ Das Modell ist dem Original gleichwertig, denn der Fluchtpunkt der Argumentation für Lauffer wie für Paquet ist die Vermittlung. Erst die eindeutige museale Bevorzugung des Originals vor anderen epistemologischen Objektformaten zum einen sowie die Idee des Ausstellens als ein Akt der Übersetzung, als Zeigen von Immateriellem zum anderen, produziert das Exponat der Moderne, das Präparierungstechniken inkorporiert.

1.3 Zwischen Glasplatten: Die Vitrine

Naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Präparate teilen sich ebenfalls die Geschichte der Präsentationsweisen im Museum. Donna Haraway hat nuanciert die Geschichte der Naturdarstellung im Museum nachgezeichnet, den Einfluss von Carl Akeley, Naturforscher und Präparator, auf die Entwicklung der Großdioramen geschildert und das Durchtränktsein mit wissenschaftlichen und moralischen Narrationen analysiert.³⁰ Der Kulturanthropologe Franz Boas war zeitgleich mit Akeley am *American Museum of Natural History* beschäftigt und war für ethnographische Dioramen ähnlich einflussreich.³¹ Die Präsentation hinter Glas im Museum und die Verwicklungen der wissenschaftlichen Disziplinen in diesem Prozess sind höchst aufschlussreich.

Die Marbacher Literaturwissenschaftlerin Heike Gfrereis hat gezeigt, dass um 1900 die meisten Museen noch nicht zwischen Dauer- und Wechselausstellung unterschieden haben; Zeigemöbel sind zugleich Verwahrmöbel.³² Die Ganzglasvitrine wurde erst in den 1930er Jahren erfunden. Bis dahin waren Vitrinen mit einer Rahmenkonstruktion

27 te Heesen 2015, 43.

28 Lauffer 1907, 184–185.

29 Paquet 1908, 13.

30 Haraway 1984/1985, 20–64.

31 Glass und Geismar 2006; König 2014, 13–32.

32 Gfrereis 2015, 24.

versehen, beleuchtet wurden sie extern durch Tageslicht oder durch Metallfadenlampen, die den Raum selbst konstant erleuchten konnten, in der Vitrine jedoch Schatten und Reflexionen des Glases bewirkten.³³

Naturwissenschaftliche Präparate werden zwischen Deckglas und Objektträger im Mikroskop zur Darstellung gebracht, anatomische Sammlungen mit Flüssigpräparaten in Glasflaschen gezeigt und chemische Farbstoffsammlungen in Vitrinenschränken archiviert. Die Vitrine übernimmt bei kleinteiligen kulturhistorischen Objekten das Verwahren und Darstellen zwischen Glasscheiben, sofern nicht Größe und Raumarrangement wie Stuben eine Freiaufstellung benötigen. Musealisieren und Präsentieren stellen Bedeutungsschichten her. Im Zeigen werden die Museumsdinge zu pädagogischen Objekten.³⁴

Kulturanthropologische Museen haben um 1900 typologische Reihen in freistehenden Museumsschränken mit Vollverglasung und Profilleisten, in verglasten Wandschränken, in Glasaufsätzen auf Konsolen sowie Handwerksstätten und Stuben als Raumrekonstruktionen ausgestellt. In der Vitrine als Zeigeinstrument scheidet sich die disziplinären Zurichtungen. Das kulturanthropologische Objekt war selten Einzelobjekt, sondern Teil von Reihen, Sequenzen, Ensembles und Serien.

Mit den Objekten ziehen Texte und Beschriftungen in die Vitrinen ein. Brita Brenna hat für das naturhistorische Museum in Bergen nachgewiesen, dass mit den Texten die Objekte illustrativ werden. Brenna bezeichnet die Vitrine als epistemologische Technologie,³⁵ die den Status der Dinge im Museum ändert. Constance Classen und David Howes konstatieren, „glass cases are ideological framing devices within the larger frame of the museum itself“.³⁶ Epistemologisch egalisieren Vitrinen unterschiedliche Sparten von Objekten. Als Zeigeinstrument lenken sie den Blick auf den Demonstrationsgegenstand wie auf die Kuriosität.

Die im Jahr 1905 gegründete Zeitschrift „Museumskunde“ kondensiert die Diskussionen zur Museumsreform zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Das langsame Trennen in Schau-, Studien- und Depotsammlung ist ein Reflex auf den „Abschied von der Utopie der Vollständigkeit“³⁷, wie Griesser-Stermscheg und Monika Sommer darlegen. Die technische Entwicklung der Vitrinen, die Sicht- und Präsentationsverhältnisse stetig verbessern, korrespondiert mit den wissenschaftlichen und theoretischen Reflexionen der Institution und ihrer Aufgaben. Die ‚Museumskunde‘ ist zugleich ein Organ, das die Museen als ökonomischen Faktor deutlich werden lässt.

In Werbeanzeigen von Vitrinen bis zu Präparaten, von Museumsschränken bis zu Regalen, von Mineralien bis zu Porzellan präsentiert sich ein breit aufgestelltes Gewer-

33 Hahn 2001, 41.

34 Bennett 1998, 345–371.

35 Brenna 2014, 50.

36 Classen und Howes 2006, 218.

37 Griesser-Stermscheg und Sommer 2012, 41.

J. F. G. UMLAUFF

Naturalienhandlung und Museum

HAMBURG

Ethnographische Abteilung. Sammlungen ethnographischer Gegenstände aller Völker, wie auch Einzelsachen. Spezialität: Modellfiguren verschiedener Völker und Stämme in künstlerischer und naturgetreuer Ausführung mit Original-Ausrüstung. Zusammenstellung ganzer Gruppen. Photographien stehen davon zur Verfügung. Nicht vorhandene Typen werden auf Bestellung modelliert und angefertigt.

Zoologische Abteilung. Skelette von Säugern, Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fischen, roh und montiert. Bälge von Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Fischen. Spiritusmaterial von Fischen, Reptilien und niederen Tieren (Argonauta und Nautilus, Metacrinus).

Ausgestopfte Säuger, Vögel, Fische und Reptilien. Spezialität: Große Säugetiere.

Lieferung frischer und konservierter Tierkadaver (Spiritus-Formalin) für Anatomen und zoologische Institute. **Neu aufgenommene Spezialität:** Lieferung eingefrorener Kadaver seltener Affen (Gorilla, Schimpanse usw.), Edentaten (Gürtel- und Schuppentiere) auch im Sommer.

Lieferung lebender Reptilien u. Amphibien für zootomische u. physiologische Zwecke, wie auch seltener Arten für Sammler.

Lieferung aller zoologischen Lehrmittel für Schulen und Institute, wie auch für den Zeichenunterricht.

Muschelabteilung. Muscheln für Sammler und für industrielle Zwecke.

Prezedenzen über die einzelnen Abteilungen gratis, Kataloge und Photographien zum Kostenpreise.

Abb. 2 Musealien als Waren.
Werbeanzeige der Firma
J. F. G. Umlauff in der Zeitschrift
Museumskunde, 1907.

be, das sich auf den Museumsbedarf spezialisiert hat. Die Hamburger Firma Umlauff bietet künftige Museumsobjekte als Waren in ihrer ethnographischen und zoologischen Abteilung an.³⁸ Vitrine und Schaukasten haben nicht nur ihre Parallelen in der Konsumkultur, sondern die Vorstellung von strikt getrennten Sphären erweist sich selbst als produziert.

Die Konzipierung kulturhistorischer Museumsdinge als Präparate zielt darauf, die Dimensionen der Aufbereitung und Zurichtung systematisch als Eigenschaft kulturhistorischer Objekte zu fassen. Graduelle Unterschiede und disziplinäre Spezifika werden damit nicht geleugnet, sondern überhaupt erst untersuchbar. Der Akzent liegt damit auf dem Museumsobjekt als ein Produkt von Praktiken außerhalb wie innerhalb des Museums.

38 Umlauff 1907, Werbeanzeige Umschlag.

Wie die Sammlung als Prozess, so ist das Objekt dynamisch zu verstehen, das simultan Umgangsweisen hervorruft, ermöglicht und behindert. Als Materialisierung von vermischten Möglichkeiten sind in ihm gleichzeitig unterschiedliche Aktivierungspotentiale enthalten. Das Museum beziehungsweise Kuratoren, Konservatoren, Restauratoren, Sammler, Händler und Besucher stimulieren auf ihre jeweils spezifische Weise dieses Potential. Insofern sind nicht nur die Spezialisten der Taxidermie, sondern auch das Personal der kulturhistorischen Museen Präparatoren.

Bibliographie

Alberti 2005

Samuel J. M. M. Alberti. „Objects and the Museum“. *ISIS. A Journal of the History of Science* 96.4 (2005), 559–571.

Alberti 2008

Samuel J. M. M. Alberti. „Constructing Nature behind Glass“. *Museum and Society* 6.2 (2008), 7–98.

Bennett 1998

Tony Bennett. „Pedagogic Objects, Clean Eyes, and Popular Instruction: On Sensory Regimes and Museum Didactics“. *Configurations* 6.3 (1998), 345–371.

Bose 2011

Friedrich von Bose. „Im Schaudepot. Die museale Ordnung von innen heraus anfechten“. In *Museum x. Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes*. Hrsg. von F. von Bose, K. Poehls, F. Schneider und A. Schulze. Berliner Blätter 57. Berlin und Stuttgart: Panama, 2011, 131–141.

Brenna 2014

Brita Brenna. „Nature and Texts in Glass Cases. The Vitrine as a Tool for Textualizing Nature“. *NJSTS. Nordic Journal of Science and Technology Studies* 2.1 (2014), 46–51.

Classen und Howes 2006

Constance Classen und David Howes. „The Museum as Scenescape: Western Sensibilities and Indigenous Artifacts“. In *Sensible Objects. Colonialism, Museums and Material Culture*. Hrsg. von E. Edwards, C. Gosden und R. B. Phillips. Wenner-Gren International Symposium Series. Oxford: Berg, 2006, 199–222.

Fleck 1983

Ludwik Fleck. *Erfahrung und Tatsache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1983.

Gell 1998

Alfred Gell. *Art and Agency. An Anthropological Theory*. Oxford: Clarendon Press, 1998.

Gfrereis 2015

Heike Gfrereis. „Archiv“. In *Museen verstehen. Begriffe der Theorie und Praxis*. Hrsg. von H. Gfrereis, T. Thiemeyer und B. Tschofen. Marbacher Schriften. Neue Folge 11. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015, 13–32.

Glass und Geismar 2006

Aaron Glass und Haidy Geismar. *On the Circulation of Ethnographic Knowledge*. Material World. A Global Hub für Thinking about Things. 2006. URL: <http://www.materialworldblog.com/2006/10/on-the-circulation-of-ethnographic-knowledge/> (besucht am 14.08.2018).

Graf 2015

Johannes Graf. „Eine greifbare Geschichte der Schwarzwälder Uhren-Industrie: Die Sammlung Spiegelhalter auf der Historischen Uhrenaussstellung Nürnberg 1905“. In *Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalter als Wissenschaftsamateur*. Hrsg. von M. Haibl, G. M. König, A. Auer und C. Ludwig. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 37. Villingen-Schwenningen: Verlag der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, 2015, 193–203.

Griesser-Stermscheg und Sommer 2012

Martina Griesser-Stermscheg und Monika Sommer. „...nur für Kunsthistoriker und sonstige Sonderlinge: Museologische Debatten zu Dauerausstellungen um 1900“. In *Dauerausstellungen. Schlaglichter auf ein Format*. Hrsg. von B. Habsburg-Lothringen. Bielefeld: transcript, 2012, 33–44.

Hahn 2001

Isabel Hahn. „Aus der Geschichte der Vitrinenbeleuchtung“. In *Das moderne Museum. Die Vorträge der MUTEK 1999*. Hrsg. von Messe München GmbH. München: Müller-Straten, 2001, 41–43.

Haraway 1984/1985

Donna Haraway. „Teddy Bear Patriarchy. Taxidermy in the Garden of Eden, New York City, 1908–1936“. *Social Text* 11 (1984/1985), 20–64.

König 2007

Gu drun M. König, Hrsg. *Anschauungsmaterial. Fachgeschichte als Sachgeschichte*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2007.

König 2014

Gu drun M. König. „Die Schauplätze der Dinge“. In *Schnittstellen. Die Gegenwart des Abwesenden*. Hrsg. von K. Hoins, T. Kühn und J. Müske. Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung 7. Berlin: Reimer, 2014, 13–32.

König 2015

Gu drun M. König. „Die exponierte Privatsammlung und die Beschleunigung der Musealisierung“. In *Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalter als Wissenschaftsamateur*. Hrsg. von M. Haibl, G. M. König, A. Auer und C. Ludwig. Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 37. Villingen-Schwenningen: Verlag der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen, 2015, 35–60.

Lauffer 1907

Otto Lauffer. „Das Historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen. Kap V: Von der Sammelpraxis der Historischen Museen“. *Museumskunde. Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen* 3.3 (1907), 179–185.

Macdonald 2011

Sharon Macdonald. „Collecting Practices“. In *A Companion to Museum Studies*. Oxford: Wiley-Blackwell, 2011, 81–97.

Paquet 1908

Alfons Paquet. *Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft*. Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Jena 5.2. Jena: Gustav Fischer, 1908.

Pearce 1993

Susan M. Pearce. *Museums, Objects, and Collections*. Washington, D. C.: Smithsonian Institution Press, 1993.

Pisani 2005

Camille Pisani. „Der Mensch in der Vitrine. Vom Musée d’Ethnographie du Trocadéro zum neuen Musée de l’Homme“. In *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Hrsg. von A. te Heesen und P. Lutz. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2005, 141–146.

Pomian 1988

Krzysztof Pomian. *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach, 1988.

Rheinberger 2006

Hans-Jörg Rheinberger. *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006.

Ruisinger 2007

Marion Maria Ruisinger. „Schön oder häßlich? Die Ambivalenz medizinischer Museumsdinge“. In *Schönheit: Traum – Kunst – Bildung*. Hrsg. von E. Liebau und J. Zirfas. Bielefeld: transcript, 2007, 119–148.

Schapp 1985

Wilhelm Schapp. *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. Frankfurt a. M.: Klostermann, 1985.

Semper 1884

Gottfried Semper. „Entwurf eines Systems der vergleichenden Stillehre (1853)“. In *Kleine Schriften*. Hrsg. von M. Semper und H. Semper. Berlin und Stuttgart: Spemann, 1884, 259–291.

Strohschneider 2012

Peter Strohschneider. „Faszinationskraft der Dinge. Über Sammlung, Forschung und Universität“. *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 8 (2012), 9–26.

te Heesen 2015

Anke te Heesen. „Exponat“. In *Museen verstehen. Begriffe der Theorie und Praxis*. Hrsg. von H. Gfrereis, T. Thiemeyer und B. Tschofen. Marbacher Schriften. Neue Folge 11. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015, 33–44.

Umlauff 1907

J. G. F. Umlauff. „Werbeanzeige“. *Museumskunde. Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen* 3.3 (1907).

Wolff und Kraus 2010

Frank Wolff und Alexander Kraus. *Notation – Niederschrift – Geschichte. Sondierungen im Lande eines epistemologischen Dreischritts*. 2010. URL: http://www.zeitenblicke.de/2010/2/einfuehrung/index_html (besucht am 14.08.2018).

Abbildungsnachweis

1 Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Best. 2.42.1 Nr. 8 fol. 193. 2 Museumskunde. Zeitschrift für

Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen (3:3), 1907, U 3.

GUDRUN M. KÖNIG

Dr. (Tübingen 1996), Habilitation (Tübingen 2004), ist Professorin am Institut für Kunst und Materielle Kultur an der TU Dortmund. Sie hat ein wissenschaftliches Volontariat am Museum abgeschlossen und forscht zur Kulturgeschichte der Moden, zur Geschichte der Konsumkultur sowie zur Museumsgeschichte.

Prof. Dr. Gudrun M. König
Technische Universität Dortmund
Institut für Kunst und Materielle Kultur
Emil-Figge-Str. 50
44227 Dortmund, Deutschland
E-Mail: gudrun.koenig@tu-dortmund.de

Michael Bender, Thomas Kollatz, Andrea Rapp

Objekte im digitalen Diskurs – epistemologische Zugänge zu Objekten durch Digitalisierung und diskursive Einbindung in virtuelle Forschungsumgebungen und -infrastrukturen

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich zum einen mit dem Diskurs über die Digitalität von Objekten, nimmt also Digitalisate oder Repräsentationen von physischen Objekten als (neue) Entitäten in den Blick. Dabei werden die spezifischen Eigenschaften der Objekte und die sich dadurch eröffnenden epistemologischen Zugänge diskutiert. Zum anderen werden im Hinblick auf diese Zugänge neue Erkenntnis- und Wissensgenerierungsmöglichkeiten aufgezeigt, die computergestützte Untersuchung von digitalen Objekten, ihre Einbindung in die Strukturen virtueller Forschungsumgebungen bzw. -infrastrukturen, die Anwendung diskursiver und kollaborativer Praktiken der Annotation und Vernetzung sowie die Aufbereitung für algorithmische Analysen und Visualisierungsverfahren bieten können.

Keywords: Digitalität; Diskursanalyse; Linguistik; Zeichentheorie; Forschungsumgebungen; Infrastrukturen

The article considers the discourse on the digitality of objects by focusing on digital images or representations of physical objects as (new) entities. The specific properties of the objects and the resulting epistemological approaches are discussed. With regard to these approaches, new cognitive and knowledge-generating possibilities are shown, the computer-aided investigation of digital objects, their integration into the structures of virtual research environments and infrastructures, the application of discursive and collaborative practices of annotation and networking as well as the preparation of object representations for algorithmic analyzes and visualization techniques.

Keywords: Digitality; discourse analysis; linguistics; semiotics; virtual research environments / infrastructures;

1 Einleitung

Im Diskurs um das Thema Objekt epistemologien werden Objekte als Voraussetzung und als Gegenstände von Narrativen beschrieben, insbesondere von „erzählten Vergangenheiten“¹, aber auch als Gegenstände der Gegenwart, die in wissenschaftliche Praktiken, Forschungsprozesse und Diskurse eingebunden sind. Sie bilden demnach die Grundlage der Wissenschaft über das Vergangene.

Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die These, dass neue und erweiterte epistemologische Zugänge dadurch entstehen können, dass im Zuge der Digitalisierung neue Möglichkeiten der diskursiven, (hyper-)textuellen und (hyper-)medialen Einbindung von Objekten in digitale Kommunikations- und Kollaborationsstrukturen – oder allgemeiner: Infrastrukturen – eröffnet werden. Daraus ergeben sich neue, computergestützte Formen der versprochenen, diskursiven Aushandlung von Wissen, das auf Objekte bezogen ist. Diese Aushandlungsprozesse können direkt am digitalisierten Objekt erfolgen, mit Annotations- und Vernetzungspraktiken einhergehen und mit informationstechnisch gestützten Analyseverfahren interagieren.

Digitalisierte Objekte sind Repräsentationen, die verschiedenen Zwecken dienen können: der Rekonstruktion, der Rezeption ohne die Gefahr der Zerstörung des physischen Objekts, der Simulation, Manipulation, Analyse oder dem Experiment. Darüber hinaus können sie digital mit verschiedenen Diskursebenen und -formen vernetzt werden.

Insofern kann man auch von der Hypertextualität bzw. Hypermedialität von digitalen Objekten sprechen. Dabei wird der Aspekt der Textualität jedoch nicht im Sinne des konservativen philologischen Textbegriffs verwendet, Text also nicht als abgeschlossene, kohärente, schriftsprachliche Einheit verstanden, sondern als dynamisches, netzartiges Geflecht von Zeichen und (möglichen) Sinnzusammenhängen. Diese Vorstellung erinnert an Jacques Derridas Verwendung des Begriffs Text im Sinne eines Gewebes aufeinander verweisender Signifikanten, als Verkettung von Spuren,² aus denen unterschiedliche Sinnzusammenhänge hervorgehen können. Digitale Objekte können insofern textuell sein, als sie in der Funktion von Anknüpfungspunkten oder sogar gegenständlichen, inhaltlichen bzw. thematischen Kernen in computergestützte Diskurse integriert werden können. Die digitalen Repräsentationen von Objekten können multiperspektivisch rezipiert, annotiert, kommentiert, kollaborativ bearbeitet und verknüpft werden – mit verschiedenen Diskursebenen (auch mit „erzählten Vergangenheiten“), aber auch mit anderen digitalen Objekten. Die dabei entstehenden expliziten Kohärenzbeziehungen können wiederum Gegenstand von Analysen sein.

1 Hilgert, Hofmann und Simon 2015, 1.

2 Vgl. Derrida 2005, 66.

Voraussetzung dafür ist es, Objekte als Zeichen- und Spurenläger digital erschließen und entsprechende Rezeptions- und Deutungsprozesse durchführen zu können. Einen weiteren Aspekt stellen die Erkenntnis- und Reflexionsmöglichkeiten dar, die die Aufbereitung der digitalisierten Objekte für die computergestützte Verknüpfung und für Analyseverfahren mit sich bringt. Voraussetzung für die digitale Verarbeitung ist beispielsweise die Ausdifferenzierung von trennscharfen Kategorien und Variablen für die Annotation im Hinblick auf algorithmische Verfahren. Diese Perspektiven auf Erkenntnismöglichkeiten im Zuge der digitalen Erschließung und diskursiven Einbindung von Objekten sollen im vorliegenden Beitrag im Mittelpunkt stehen.

Im ersten Hauptteil des Beitrags, Kapitel 2, wird zunächst der Disziplinen übergreifende Diskurs zum Begriff des digitalen Objekts nachvollzogen und die Aspekte Digitalität, Materialität und Authentizität bzw. Originalität werden in diesem Zusammenhang diskutiert.

In Kapitel 3 werden Möglichkeiten der Repräsentation und diskursiven Einbindung digitaler Objekte in virtuelle Forschungsinfrastrukturen beschrieben und gezeigt, wie auf dieser Basis objektbezogenes Wissen ausgehandelt werden kann. Grundlage dafür sind wissen(schaft)stheoretische Überlegungen. Der Fokus wird dabei auf soziologische sowie zeichentheoretische und diskurslinguistische Ansätze gerichtet, in denen davon ausgegangen wird, dass kollektives Wissen nicht allein durch Erkenntnisprozesse generiert wird, sondern in Verflechtung mit sozialen Strukturen entsteht, durch Anerkennung individueller Erkenntnisse als gültiges Wissen in einer Gesellschaft. Die Gültigkeit solchen Wissens wird demnach vor allem durch interessengeleitete Aushandlungsprozesse erzeugt. Diese Perspektive erfordert außerdem, dass auch auf die (hyper-)textuellen bzw. -medialen und diskursiven Merkmale von digitalen Objekten eingegangen wird. Die diskursiven Prozesse werden jedoch auch gespeist aus individuellen Erkenntnisprozessen, die sich aus sprachwissenschaftlicher, insbesondere zeichentheoretischer Perspektive beschreiben und auf Objekte und ihre digitalen Repräsentationen beziehen lassen.

Auf dieser Grundlage können letztlich digital gestützte Praktiken der Kommunikation und Kollaboration diskutiert werden, durch die Wissen generiert werden kann, beispielsweise durch Annotation. Weitere analytische Zugänge, Visualisierungsmöglichkeiten und Erkenntnismöglichkeiten im Rahmen von exemplarischen Anwendungsszenarien der Digital Humanities werden damit verbunden.

2 Der Diskurs zur Digitalität von Objekten

Der Diskurs zum Thema ‚Objektepistemologie‘ bezieht sich auf material präsente, physisch vermessbare und sinnlich erfahrbare Dinge als Objekte, „die als ‚Zeugen‘, ‚Spuren‘ oder ‚Quellen‘ vergangener kultureller Praxis oder naturräumlicher Gegebenheiten konzeptualisiert werden“³ – also zunächst auf analoge Objekte im Sinne von physisch präsenten Dingen. Dieses Verständnis von Objekten wird in diesem Beitrag aufgegriffen. Es stellt hier allerdings nur die Basis dar, von der ausgehend die Merkmale von digitalen Repräsentationen solcher Objekte und die Möglichkeiten ihrer ‚digitalen Vermessbarkeit‘ sowie ihrer Einbindung in digitale Infrastrukturen beschrieben werden können. Der Begriff des digitalen Objekts, wie er in der Informatik gebraucht wird, steht hingegen nicht direkt im Mittelpunkt. Die informatische Begriffsbestimmung bezieht sich vor allem auf genuin digitale Objekte (bestehend aus Bit-Sequenzen), schließt aber auch multimediale Objekte ein, die Repräsentationen von physischen Objekten, also digitalisierte Objekte sein können.⁴ Auch Mischformen und Übergänge kommen vor: bei einer digitalen Rekonstruktion kann es sich bei einigen Komponenten um die Digitalisierung eines Objekts handeln, zum Beispiel mit gescannten Komponenten, bei anderen aber auch um eine Simulation mit genuin digitalen Komponenten ohne tatsächlich vorhandene (oder nur vermutete) physische Entsprechungen. Insofern kann diese Perspektive bei der Beschreibung der Gegenstände dieses Beitrags ebenfalls nützlich sein. Auf dem Gebiet der Informatik sowie der Informations- und Bibliothekswissenschaft, vor allem im Bereich Langzeitarchivierung, wird im Hinblick auf digitale Objekte unterschieden zwischen physischen, logischen und konzeptuellen Aspekten. Als physische Komponente digitaler Objekte wird „die rohe Manifestation der Daten auf dem Speichermedium“⁵ angesehen, als logische Komponente „eine Folge von Bits, die von einem Informationsträger gelesen und als eine Einheit angesehen“⁶ sowie „von einer entsprechenden Software als Format erkannt und verarbeitet“⁷ werden kann, und als konzeptuelle Komponente „die gesamte Funktionalität, die dem Benutzer des digitalen Objekts mit Hilfe von dazu passender Soft- und Hardware zur Verfügung steht“.⁸ Aus technikphilosophischer Sicht wird eine Doppelbewegung vom physisch-kulturellen Objekt zu entsprechenden Daten durch Digitalisierung („datafication of objects“) und von Daten zu Objekten in relationalen bzw. ontologischen Beziehungen („objectification of data“) beschrieben.⁹

3 Hilgert, Hofmann und Simon 2015, 1.

4 Vgl. Coy 2006, IV und 17.

5 Funk 2010, Kap. 7, 3.

6 Funk 2010, Kap. 7, 4.

7 Funk 2010, Kap. 7, 4.

8 Funk 2010, Kap. 7, 5.

9 Vgl. Hui 2012, 389.

Users are producing tremendous amount of data, physical objects are becoming fact-based data, by digitization, RFID tags, and so on; fact-based data are becoming digital objects, meaning that data must be conceptualized as graspable entities by both the human mind and the computational mind.¹⁰

Differenziert werden dabei verschiedene Ausprägungen von Konkretheit bzw. Abstraktheit von Objekt-Repräsentationen im Hypertext und in weiteren, verschiedenen digitalen Formaten, beispielsweise in unterschiedlichen Auszeichnungssprachen und semantisch-ontologischen Netzwerken.¹¹

An diese Differenzierung lässt sich der Fragenkomplex anschließen, der umfasst, wie ausgeprägt die Repräsentation analoger Objekte im Digitalen sein kann (beispielsweise im Hinblick auf Materialität) und inwiefern Authentizität bzw. Originalität vorhanden sind.

Nach Wido van Peursen ist die Erstellung digitaler Objekte (gemeint ist bei ihm die Transformation physischer Objekte in digitale) ein ganz wesentlicher Teil des geisteswissenschaftlichen Forschungsprozesses, insbesondere weil durch die Art der Transformation die Forschungsmöglichkeiten bestimmt werden:

[...] the creation of digital objects [...] is a crucial part of humanities research. [...] This is a fundamental difference between data-bases as they are used in the humanities and those that are used in the natural sciences. The way in which inscriptions are photographed or in which text corpora are transcribed and encoded, is crucial for the way in which these research objects will be studied in the future.¹²

Das zeigt zugleich auch, dass digitale Surrogate physischer Objekte Eigenschaften besitzen, die sie deutlich von ihren analogen Vorlagen unterscheiden. In diesem Zusammenhang ist beispielsweise an Walter Benjamins Vorstellungen von der Aura des Originals und dem Verlust des „Hier und Jetzt“ selbst bei einer „höchstvollendeten Reproduktion“¹³ zu erinnern. Man könnte dem eine neue Aura entgegensetzen, die mit der im Digitalen gesteigerten Verfügbarkeit des Objekts bei gleichzeitiger ‚Entkörperung‘ erreicht wird – gleichsam eine digitale Omnipräsenz. Die zeit- und ortsunabhängige Verfügbarkeit geht zwar einher mit dem Verlust bestimmter haptischer Aspekte sowie damit verbundenen Erlebnisaspekten, die nur durch das Aufsuchen der Objekte an einem besonderen Ort und durch die direkte körperliche und sinnliche Konfrontation mit

10 Vgl. Hui 2012, 388–389.

11 Vgl. Hui 2012, 388–389; vgl. auch Berners-Lee, Hendler und Lassila 2001.

12 van Peursen 2010.

13 Benjamin 2006, 13.

den Objekten ermöglicht werden. Abgesehen davon, dass technologische Entwicklungen rund um virtuelle Realitäten die Grenzen des körperlich Wahrnehmbaren verschieben, gewinnt die Konfrontation mit dem digital(isiert)en Objekt andere, neue haptische Qualitäten und Erlebnisaspekte, in denen wir auch eine neue ‚digitale Aura‘ sehen können. Schweibenz schlägt angesichts der Zunahme digitaler Objekte im Museum vor, „die Wirkkraft von (digitalen) Reproduktionen auf das Publikum und dessen Erinnerungen bei der Erfahrung von Museumsobjekten“ zu erforschen. „Dadurch könnte es nötig sein, das Verhältnis von Original und (digitaler) Reproduktion neu zu bewerten und Auswirkungen einer möglichen Migration der Aura vom Original auf die Kopie eingehender zu untersuchen“.¹⁴

Zwar findet durch die Wahrnehmung über den Bildschirm (bzw. das digitale Präsentationsmedium), der eine Vermittlungs- und Filterinstanz bildet, sowie durch die Kontextualisierung in neuen Präsentationszusammenhängen auf Portalen und in Forschungsumgebungen eine Distanzierung zum Objekt statt. Diese wird jedoch ergänzt durch eine neue Haptik, eine insbesondere bei ‚mobile devices‘ gegebene Taktilität und Veränderbarkeit bzw. Manipulierbarkeit des Objekts, die beispielsweise durch Zoomfunktionen oder Bildbearbeitungswerkzeuge ermöglicht wird.

Diese allgemeine Verfügbarkeit verändert auch den wissenschaftlichen Kommunikations- und Publikationsprozess durch die unmittelbare Überprüfbarkeit bestimmter Aussagen am (digitalen) Objekt. Dadurch gewinnen gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskurse und Aushandlungsprozesse eine neue Qualität.

Die Einschätzung von van Peursen im Hinblick auf die Bedeutung der Art der Transformation von physischen in digitale Objekte betrifft jedoch viel mehr noch die Forschungsmöglichkeiten, die er mit den digital(isiert)en Objekten verknüpft, denn sie bieten wesentlich mehr als Zugänglichkeit und das Betrachten- oder Lesen- und Anschauenkönnen, auch wenn damit bereits sehr viel gewonnen ist.

3 Linguistische Perspektiven auf digitale Objekt epistemologien

3.1 Der diskurslinguistische Wissensbegriff bezogen auf Objekte

Ein Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die diskurslinguistische Bestimmung des Wissensbegriffs und die damit verbundene Theorie zur Konstituierung und Generierung von Wissen. Dabei handelt es sich um einen Ansatz, der auf der Unterscheidung zwischen individuell und kollektiv konstituiertem Wissen beruht, also zwischen Wissen, das an einen einzelnen Träger gebunden ist, der selbst erkennt, und Wissen, das sozial konstruiert

14 Schweibenz 2015, 151.

wird. Auf letzteres ist die diskurslinguistische Perspektive bezogen, aus der die diskursive Verhandlung von Erkenntnissen untersucht wird, die mehr oder weniger öffentlich und in Verbindung mit bestimmten Geltungsansprüchen verhandelt werden, also zu einem gewissen Grad losgelöst vom ursprünglichen Erkenntnisprozess eines bestimmten Urhebers betrachtet werden.¹⁵ Im Mittelpunkt stehen also nicht die individuellen Erkenntnisprozesse, die – etwa im Hinblick auf die Kategorie der Wahrheit – in etablierten Erkenntnistheorien hauptsächlich diskutiert werden, sondern die Aushandlung kollektiven Wissens durch die Anerkennung individueller Erkenntnisse als gültiges Wissen in einer Gesellschaft. Kollektives Wissen wird als in agonalen Diskursen dynamisch verhandelt beschrieben,¹⁶ als allgemein anerkannte Aussagensysteme, die sprachlich bzw. diskursiv als wahr konstruiert sowie argumentativ gerechtfertigt werden und deren Geltungsanspruch distribuiert wird.¹⁷

Für diese Aushandlungs- und Anerkennungsprozesse sowie für die Distribution der Ergebnisse sind Kommunikationskanäle, Austausch-, Publikations- und Dokumentations-Plattformen oder generell: Infrastrukturen erforderlich. Möglichkeiten zur ortsunabhängigen Kollaboration und Kommunikation in unmittelbarer Anknüpfung an das digital(isiert)e Objekt, für multiperspektivische Zugriffs- und Analyseformen, zur Organisation, Vernetzung und Archivierung versprechen einen Mehrwert durch die digitale Umsetzung solcher Infrastrukturen. Das epistemologische Potential der Einbindung digital(isiert)er Objekte in diese Infrastrukturen steht im folgenden Abschnitt 3.2 im Mittelpunkt. Dort ist zunächst – zusätzlich zur diskurslinguistischen Perspektive mit kollektiv konstruiertem Wissen als zentralem Aspekt – auch auf individuelle Erkenntnismöglichkeiten bezogen auf Objekte einzugehen, die aus sprachwissenschaftlicher Sicht beschrieben werden können, sowie auf neue Möglichkeiten durch digitale Erschließungsmaßnahmen in diesem Bereich. Diese Überlegungen nehmen Objekte vor allem als Zeichen und Spuren sowie als Träger von Zeichen und Spuren in den Blick.

3.2 Zeichenhaftigkeit von Objekten – epistemologische Aspekte aus linguistischer Perspektive

Objekte sind, auch in digital(isiert)er Form, Träger von Zeichen und Spuren, die rezipiert, analysiert und anschließend diskursiv verhandelt werden können. Auch ein Objekt als Ganzes kann als Zeichen beschrieben werden. Markus Hilgert bezeichnet Objekte selbst als Spuren des Vergangenen, nicht nur als Träger solcher Spuren.¹⁸ Für die theoretische Grundlegung des Verhältnisses der Begriffe Zeichen und Spur im vorliegenden Zusammenhang, also im Hinblick auf den verwendeten (digitalen) Objektbegriff, wird

15 Vgl. Janich 2000, 136.

16 Vgl. I. Warnke 2009, 114.

17 Vgl. I. Warnke 2009, 118–120.

18 Vgl. Hilgert, Hofmann und Simon 2015.

hier zunächst auf die von Charles Peirce begründete Richtung der Zeichentheorie zurückgegriffen. Peirce definiert Zeichen ganzheitlich – also anders als Ferdinand de Saussure, der einen formal-sprachlichen Zeichenbegriff geprägt hat – und beschreibt einerseits eine Repräsentations- und andererseits eine Erkenntnisfunktion von Zeichen. Jedes Zeichen repräsentiert demnach einerseits ein Objekt, andererseits wirkt es als Mittel der Erkenntnis und Voraussetzung für kognitive Prozesse. Peirce zufolge determiniert das Zeichen einen Interpretanten, der das Objekt auf eine bestimmte Weise repräsentiert,¹⁹ wobei weiteren relativierenden Ausführungen von Peirce zu entnehmen ist, dass es sich bei dem Interpretanten eher um einen Interpretationsspielraum handelt, der durch das Zeichen aufgerufen wird. Die Relation des Zeichens zum Objekt bestimmt Peirce in zweierlei Hinsicht: einerseits beschreibt er eine relativ stabile und unabhängige reale Wirksamkeit des Objekts an sich, andererseits den grundsätzlich durch Zeichen vermittelten und auf Repräsentationen basierenden Erkenntnis-Zugriff auf Objekte.²⁰ Diese triadische Zeichenrelation (zwischen Zeichen, Interpretant und Objekt) wird nicht als jeweils in sich abgeschlossen beschrieben, sondern als Prozess. Die damit verbundene Vorstellung, dass die Bedeutung eines Zeichens in einer endlosen Kette von Interpretanten und Interpretationen konstituiert wird und demnach das eigentlich bedeutungstragende Moment des Zeichens und seine Wirkung ins Unendliche fallen, wird von Peirce in späteren Schriften relativiert bzw. ausdifferenziert, indem er unmittelbare Wirkungen von Zeichen von einer Art finaler Bedeutung eines Zeichens unterscheidet.²¹

Eine existenzielle Beziehung zum Objekt ist in der indexikalischen Zeichenrelation angelegt, die Peirce von der ikonischen und symbolischen Relation unterscheidet. „Genuine Indexikalität“²² bildet nach Peirce das materielle Fundament der Semiosis. Die „epistemologische Pointe“ dieses Konzepts sieht Wirth „in der doppelten Unterstellung“, dass genuine Indices „Bestandteil einer sowohl kausal motivierten als auch nicht-intentionalen Relation sind“ und somit die Voraussetzung dafür darstellen, „dass man Symptome als ‚natürliche Anzeichen‘ deutet“.²³ Ein Indexzeichen steht also in einer direkten, physischen (auch räumlichen und zeitlichen) hinweisenden Beziehung zum bezeichneten Objekt. Insofern ist diese Zeichenrelation für objekt epistemologische Überlegungen im Hinblick auf den Aspekt der Materialität besonders interessant, so beispielsweise Witterungseinflüsse und Verschleiß als Index für Alter und ursprüngliche Umgebungsbedingungen des Objekts, Beschaffenheit als Index für Bau-, Kunst- und Kultur-Techniken der Entstehungszeit des Objekts oder Zerstörungsspuren als Index für Krieg oder Vandalismus. In der Linguistik werden über solche natürlichen Indices hinaus indexikalische Zeichenrelationen einbezogen, die durch Kommunikationssituatio-

19 Vgl. Peirce 1958, vol. 1, 541.

20 Vgl. Peirce 1985, 151 und 155.

21 Vgl. Peirce 1991, 563–566.

22 Peirce 1958, vol. 2, 283.

23 Wirth 2007, 62.

nen und -bedingungen in der Sprachverwendung erzeugt werden. In solchen Theorien wird Indexikalität „als fundamentales Prinzip der Formierung sprachlicher Zeichen“²⁴ verstanden, als grundlegendes Mittel der Sinnkonstitution.

Marcus Müller beschreibt Parallelen zwischen der Kontextualisierungstheorie und dem Zusammenhang zwischen Indices und Symbolen, wie er bei Peirce beschrieben wird. Als gemeinsame Bezüge sieht er, „dass die einen die anderen erstens genetisch voraussetzen, zweitens performativ zur Geltung bringen und drittens kommunikationsgeschichtlich verankern“.²⁵ Dabei verweist er auf Auer, der Kontextualisierung als Verbindung zwischen einem „empirisch gegebenen (beobachtbaren) Datum, das der kontextualisierende Teilnehmer aus einem Zeichenvorrat sprachlicher oder nichtsprachlicher Art auswählt“, und einer „Komponente des Hintergrundwissens“²⁶ bestimmt. Die Rekonstruktion solcher Verbindungen stellt eine wichtige Form des epistemologischen Zugriffs auf Objekte und deren Kontexte dar. Als methodologischer Ansatz wird – im Zusammenhang mit der linguistischen Kontextualisierungstheorie von Müller²⁷ – das ‚Spurenlesen‘ beschrieben und die ‚Spur‘ als epistemologischer (Leit-)Terminus reflektiert. Dabei sind drei Dimensionen zentral: Materialität, Semiotizität und Kontextualität. Eine materielle Dimension weisen Spuren grundsätzlich auf, weil sie auf physische Ereignisse verweisen, die der Wahrnehmungsgegenwart vorausgegangen sind, und zusätzlich auf den biophysischen Wahrnehmungsprozess des Spurenerfassens, des Sehens, Tastens, Hörens oder Riechens. Semiotizität ist als Dimension fundamental, weil Spuren durch einen Deutungsprozess erst konstituiert werden. Kontextualität ist Voraussetzung für solche Deutungspraktiken. Um als Spur erkennbar zu sein, muss die Spur auf soziale Praktiken verweisen. Der Unterschied zum Zeichen besteht zum einen darin, dass Spuren nicht intentional produziert werden, höchstens nicht intendierte Nebeneffekte von intentionalen Handlungen sein können. Zum anderen sind Zeichen auf etwas Vorhandenes bezogen, das lediglich abwesend ist, Spuren hingegen auf etwas, was in der gegenwärtigen Welt nicht mehr vorhanden ist – eine Differenzierung, die von Emmanuel Lévinas geprägt wurde.²⁸ Derrida beschreibt als Merkmal der Spur die Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart sowie das „Raum-Werden der Zeit oder Zeit-Werden des Raumes“.²⁹ Er versteht die Spur als Gleichzeitigkeit vergangener und gegenwärtiger semiotischer Verschiebungen.³⁰ Derrida bezieht den Begriff Spur aber auch auf Sprache. Seine zeichentheoretischen Überlegungen gehen von der strukturalistischen Semiotik nach de Saussure aus, in der das Zeichen einen repräsentativen, diadischen (nicht wie bei Peirce triadischen) Charakter und eine ursprüngliche, wenn auch arbiträre Bedeutung

24 Müller 2015, 51–52.

25 Müller 2015, 51–52.

26 Auer 1986, 24.

27 Vgl. Müller 2015, 53.

28 Vgl. Lévinas 1983, 209–235, und Levy 2007, 145.

29 Derrida 1999, 39.

30 Vgl. Thiering 2012, 386.

hat. Diesem Zeichenbegriff stellt Derrida das Konzept einer unendlichen Zeichenkette intertextueller Verweise und Zitationen entgegen und verwendet dafür die Bezeichnung ‚Spur‘.³¹ So beschreibt er etwa Text als Gewebe von Spuren, die endlos auf andere Spuren verweisen, wobei sich in diesem Gewebe die Trennung von sprachlichem und nichtsprachlichem Kontext vermischt.³²

Müller greift dieses Begriffsverständnis als „radikalhermeneutische Deutung des Spurbegriffs“³³ auf und ordnet ihm Positionen zu, die den Semiotizitätsaspekt von Spuren betonen, in denen es vor allem darum geht, „mittels des Spurbegriffs das Materielle der Kommunikation begrifflich dingfest zu machen, nur um es in einem pansemiotischen Weltbild dem Semiotischen gleichsam zu unterwerfen“.³⁴ Weiter verfolgt er jedoch eine andere Deutungslinie, die den Materialitätsaspekt ins Zentrum rückt – die schon erwähnten Begriffsdifferenzierungen, die auf Lévinas zurückgeführt werden können. Sie führen letztlich zum Verständnis der Spur mit ihrer wahrnehmbaren Präsenz als materielles Substrat jeder Zeichenhandlung, in dem sich die unmittelbare Abwesenheit des unwiederbringlich Vergangenen als konfiguriertes Material formiert.³⁵ In Verbindung mit dem hier bereits referierten Kontextualisierungsbegriff nach Auer kann das ‚Spurenlesen‘, das Müller als epistemologisch dritten Weg zwischen Konstruktivismus und Realismus beschreibt (nach Kogge³⁶), bei dem die Involviertheit des Forschers im Sinne einer „Wissensgenerierung der Nähe“³⁷ entscheidend ist, auch im Rahmen der Objekt epistemologie als neue Zugriffsform genutzt werden. Auer bezieht ausdrücklich nichtsprachliche Zeichen ein, die – auch im veränderten Sinne als Spuren – im Zuge von Kontextualisierungsprozessen mit dynamischen, mentalen, im Sprachgebrauch konstituierten Konstrukten verknüpft werden. Die Erschließung solcher Kontexte von Objekten, sowohl historische als auch aktuelle, können durch digitale Praktiken des Spurenlesens unterstützt werden. Darüber hinaus können digitalisierte Objekte und ihre so erschlossenen Kontexte in digital vermittelte Metadiskurse hypertextuell eingebunden werden, etwa auf Annotations- bzw. Kommentarebenen. Insofern sind Textualitäts- und Diskursivitäts-Merkmale digitaler Objekte relevant.

3.3 Textualität und Diskursivität von digitalen Objekten

Inwiefern kann man im Zusammenhang mit Objekten von Textualität sprechen – insbesondere bei nicht beschrifteten Gegenständen? Diese Frage gilt es im vorliegenden Kontext zu klären. Angesprochen wurde bereits die Möglichkeit der Einbindung digitaler

31 Vgl. Thiering 2012, 386.

32 Vgl. Derrida 1999, 327.

33 Müller 2015, 54.

34 Müller 2015, 54.

35 Vgl. Müller 2015, 55.

36 Vgl. Kogge 2007, 192.

37 Müller 2015, 57.

Objekte in diskursive Kommunikationsstrukturen. Die Textualitätsmerkmale digitaler Objekte selbst wurden jedoch noch nicht untersucht. Voraussetzung ist die Diskussion des Textbegriffs und verschiedener Merkmale für Textualität. Dafür wird zurückgegriffen auf etablierte textlinguistische Modelle und Kategorien – hier vor allem nach Robert de Beaugrande und Wolfgang Dressler³⁸ sowie nach Barbara Sandig.³⁹ Eine Anwendung auf Hypertext erfolgte in der germanistischen Linguistik zum Beispiel recht früh durch Stefan Freisler⁴⁰ und aktueller durch Angelika Storrer.⁴¹ Jüngst wurden diese Kriterien auf wissenschaftliche digitale Editionen in virtuellen Forschungsumgebungen übertragen.⁴²

Als zentrale Textualitätsmerkmale werden allgemein Textfunktion, Thematisierung sowie Kohärenz und Kohäsion angesehen. Es wird davon ausgegangen, dass im Zuge der Rezeption erst nach einer ersten Einschätzung der Textfunktion inhaltlich-thematische bzw. Kohärenzaspekte genauer in den Blick genommen werden, die anhand der Funktion interpretiert und von ihr dominiert werden.⁴³ Allerdings wird auch von Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Dimensionen ausgegangen. Die Kriterien Kohäsion und Kohärenz umfassen (Sinn-)Zusammenhänge, die durch die Wahrnehmung und Verarbeitung der expliziten Textoberfläche einerseits und von semantischen Texttieferstrukturen andererseits erfasst werden können, also durch ‚Spurenlesen‘ und Zeichen-deutung sowie Kontextualisierung. Der Textbegriff wird dabei zwar prototypisch auf Sprache bezogen, prinzipiell kann er in erweiterter Form aber auch „vielfältige Nutzungen anderer Zeichentypen“⁴⁴ einbeziehen. Objekte erfüllen diese zentralen Textualitätskriterien durchaus – auch ohne Schriftanteile. Auf ihre Zeichenhaftigkeit wurde bereits im vorigen Abschnitt 3.2 eingegangen, die Rekonstruktion von Objekt-Funktionen sowie die Zuordnung von Thematisierung und möglichen Kontexten können wichtige Untersuchungsaspekte darstellen. Beispielweise wäre eine mögliche Fragestellung, inwiefern einem bestimmten Objekt eine Gebrauchsfunktion zugewiesen werden kann (zum Beispiel als Werkzeug) oder eine schmückende oder symbolische Funktion. Weitere Textualitätsmerkmale lassen sich ebenfalls im Rahmen dieses erweiterten Begriffsverständnisses Objekten zuordnen. Intertextualität im Sinne von Bezügen zu anderen Einzeltexten einerseits und Textmustern andererseits wird zu den definitorischen Textualitätsmerkmalen gezählt. Es wird davon ausgegangen, dass solche Bezüge immer vorhanden sind, Texte immer auf andere verweisen – es sei an Derridas Spurbegriff erinnert.⁴⁵ Dieser Aspekt ist auch bezüglich objektivistischer Überlegungen entscheidend. Bezüge zu anderen Objekten (auch anderen Textsorten), übereinstimmende

38 Vgl. Beaugrande und Dressler 1981, 50–215.

39 Vgl. Sandig 2006, 307–482.

40 Vgl. Freisler 1994, 19–50.

41 Vgl. Storrer 2008, 315–332.

42 Vgl. Bender 2016, 47–68.

43 Vgl. Sandig 2006, 318.

44 Sandig 2006, 310.

45 Vgl. auch Bender 2012, 407–408.

Merkmalsmuster, Konstellationen mit schriftsprachlichen Komponenten, Einbindung in Umgebungen und Ordnungen – all dies wären mögliche Untersuchungsperspektiven. Ein schon kurz erwähntes und in Abschnitt 3.2 ausführlicher besprochenes Beispiel wären Grabmale, die in einer bestimmten räumlichen Konfiguration angeordnet sind, deren Inschriften Verweisungen enthalten und die bestimmte typologische Eigenschaften aufweisen, auch im nicht-schriftlichen Bereich. Situationalität und Unikalität, also die Aspekte der Abhängigkeit von und Anpassbarkeit an bestimmte Rezeptions- oder Nutzungsszenarien, lassen sich ebenfalls auf Objekte beziehen. Zum einen ist die Rekonstruktion und Simulation ursprünglicher situativer Gegebenheiten bzw. Umgebungen und Nutzungsszenarien ein wichtiger Forschungsaspekt, zum anderen die (Re-)Präsentation sowie die Unterstützung von Rezeptions- und Nutzungsszenarien in aktuellen Umfeldern. An das Objekt als statisches Produkt werden so auch rekonstruierbare oder durch die Erschließung ermöglichte Prozesse des Umgangs mit dem Objekt angeknüpft.

An diese unterschiedlichen Textualitätskriterien lassen sich die Mehrwert-Aspekte der digitalen Erschließung und Einbindung in virtuelle Forschungsumgebungen und -infrastrukturen gut anschließen. Merkmale können computergestützt analysiert, ausgezeichnet und mit denen anderer Objekte sowie mit weiteren textuellen Ebenen vernetzt werden. Ein Modell nach dem Vorbild von Überlegungen zu digitalen Editionen wäre beispielsweise denkbar, das Hans-Walter Gabler „web of discourses“⁴⁶ nennt. Er versteht darunter die Möglichkeit, in digitalen Editionen verschiedene Diskursebenen an den edierten Text bzw. digitale Faksimiles anzuschließen, beispielsweise auf der Apparatur- oder Kommentarebene, und so verschiedene Stimmen bzw. Fachperspektiven direkt am Untersuchungsgegenstand miteinander kommunizieren zu lassen. Diese Form der Aushandlung von Wissen wäre auch auf Sammlungen digitaler Objekte anwendbar.

4 Diskursive Einbindung von Objekten in digitale Infrastrukturen

4.1 Repräsentationen von Objekten in digitalen Infrastrukturen

Für Forschung und Gesellschaft gibt es verschiedene Möglichkeiten der Zugänglichkeit zu den physischen Objekten der Vergangenheit: sie können (vereinfacht dargestellt) *in situ* – an ihrem ‚ursprünglichen‘ Ort zugänglich sein oder sie werden in einer dafür aufgebauten Infrastruktur einer Gedächtnisinstitution wie Museum, Bibliothek, Archiv o. ä. aufbewahrt. Etwas Ähnliches gilt auch für digitale Objekte, die auf ‚privaten‘

46 Gabler 2010, 44.

Kameras, PCs oder Servern liegen oder in institutionell organisierte und abgesicherte, gegebenenfalls ‚öffentliche‘ digitale Infrastrukturen eingespeist werden können. Im wissenschaftlichen Diskurs ist der offene und verlässliche Zugang zu den digitalen Objekten unabdingbar, damit in einer zunehmend digital verfassten Gesellschaft nicht nur wissenschaftliche Fortschritte erzielt werden können, sondern damit überhaupt ein entsprechender wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Diskurs stattfinden kann. Digitale Infrastrukturen sind dabei ebenso wie ihre physischen Äquivalente mehr als reine Aufbewahrungsorte für digitale Objekte (hier im informatischen Sinne verstanden). Einerseits gehört es zu ihren Kernaufgaben, einen sicheren und langfristigen Speicherort für Daten zu bieten (preservation), andererseits geht ihre Rolle im Forschungsprozess weit darüber hinaus. Sie gestalten mit ihrer Form des Zugangs, der gesteuert wird über Metadaten, den damit verbundenen Recherchemöglichkeiten und Visualisierungsangeboten und -kontexten die eigentliche ‚Repräsentation‘ der Forschungsobjekte. Die Nutzenden können durch Authentifizierungs- und Autorisierungskomponenten ausdifferenzierte und mit dem Objekt verbundene spezifische Rollen erhalten und mit anderen Forschenden in Austausch treten, so dass auch die digitalen Infrastrukturen als soziale Infrastrukturen angesprochen werden können. Sie sind demnach auch Orte gesellschaftlicher wie wissenschaftlicher Aushandlungsprozesse und Diskurse.

In den letzten Jahren hat sich der Wissenschaftsrat intensiv mit der Bedeutung, Erhaltung und Weiterentwicklung analoger und digitaler Forschungsinfrastrukturen, darunter auch die Sammlungen und Gedächtnisinstitutionen, befasst und entsprechende Empfehlungen formuliert. Die Rolle der Infrastrukturen im wissenschaftlichen Diskurs wird darin deutlich aufgewertet:

Forschungsinfrastrukturen leisten in allen Wissenschaftsbereichen wesentliche Beiträge zum wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, zur wissenschaftlichen Beantwortung von Fragen gesellschaftlicher Relevanz sowie zur internationalen Anschlussfähigkeit dieser Anstrengungen. Dies gilt für die Geistes- und Sozialwissenschaften ebenso wie für die Natur-, Ingenieur- oder Lebenswissenschaften. Speziell in den Geistes- und Sozialwissenschaften lässt sich seit gut einer Dekade beobachten, dass deren Forschungsinfrastrukturen eine Transformation durchlaufen: sie wandeln sich von tradierenden und Fachinformationen bevorratenden Hilfseinrichtungen zu Inkubatoren für neue und innovative wissenschaftliche Fragestellungen aufgrund von Forschungsdaten, die durch diese Infrastrukturen selbst erst erzeugt werden. Dies gilt nicht nur für die von konkreten Forschungsfragen getriebenen Infrastrukturen, sondern auch für die Systeme der Grundversorgung mit Fachinformationen. Digital aufbereitete Fachinformationen bieten durch ihre Verknüpfung mit Metadaten ganz neuartige Möglichkeiten der forschenden Erschließung von Bibliotheks-, Archiv-

und Sammlungsbeständen. Darüber hinaus etabliert sich in den Geistes- und Sozialwissenschaften – und hier insbesondere im Nachwuchsbereich – eine Kultur des internationalen und zunehmend auch interdisziplinären Austauschs [...].⁴⁷

Infrastrukturen werden nicht mehr nur als ‚Aufbewahrungsort‘ oder als ‚Hilfseinrichtungen‘ der Forschung gewertet, sondern insbesondere durch die digitalen Forschungsdaten als ‚Inkubatoren‘ für innovative Forschungen angesehen. Auch auf internationaler Ebene wird diese umfassende und integrative Rolle (digitaler) Forschungsinfrastrukturen betont.⁴⁸

Bei der Unterstützung von Austauschprozessen und kollaborativen Nutzungsszenarien sind mehrere Anforderungsbereiche zu berücksichtigen, die im Rahmen von Workshops und Nutzerbefragungen im BMBF-Verbundprojekt DARIAH-DE identifiziert werden konnten.⁴⁹ Ein entscheidender Anforderungsbereich ist die Organisation inhaltlicher Komponenten, also beispielsweise digitalisierter Objekte, in einem stabilen computergestützten System – zum Beispiel durch ein Digital Asset Management System mit Schnittstellen zur Anwendungsprogrammierung (APIs) – als Basis für das Anbinden von Werkzeugen. Die Verfügbarkeit von Daten spielt eine entscheidende Rolle, zum einen im Hinblick auf die digitalen Gegenstände selbst, zum anderen auf Daten, die zur Informationsanreicherung genutzt werden können, wie zum Beispiel Normdaten. Außerdem ist der Anforderungsbereich der Beschreibungssprachen von Bedeutung, beispielsweise die Berücksichtigung bestehender Austausch- und Beschreibungsformate wie das Open Data Annotation Model. Über die inhaltliche Organisation müssen die Verknüpfbarkeit (auch mit anderen Gegenständen sowie anderen Diskursschichten) sowie die Importier- und Exportierbarkeit von Inhalten geregelt werden können. Dies muss zum Beispiel die Möglichkeit der Gruppierung und gemeinsamen Referenzierung umfassen, und zwar auch feingranular auf der Ebene einzelner Elemente, also nicht nur hinsichtlich ganzer Dateien. Eine weitere Anforderung an die Organisation der Inhalte besteht darin, verschiedene Erschließungsebenen ein- und ausblenden zu können, Inhalte also nach unterschiedlichen Schichten zu organisieren. Diese Strukturen der inhaltlichen Organisation sind zugleich Voraussetzung für die Organisation von Arbeitsprozessen, auch im Hinblick auf das verteilte, kollaborative Arbeiten. Zentrale Bedarfsaspekte sind Versionierungsmöglichkeiten und feingranulares Zugriffs- und Rechtemanagement unter Berücksichtigung der Akteure wie Individuen, Gruppen, angeschlossene Maschinen und Services, Disziplinen, Öffentlichkeit auf der Basis

47 Wissenschaftsrat 2011, 7.

48 Vgl. Moulin, Nyhan und Ciula 2011, 39–42.

49 Vgl. Lordick u. a. 2016, 1–14.

spezifischer Praktiken, zum Beispiel lesen, verändern, versionieren, löschen, veröffentlichen, drucken, exportieren, weitenutzen. Die aufgeführten Punkte stehen in engem Zusammenhang mit der langfristigen Speicherung von Komponenten und verschiedenen Versionen, die im Workflow entstehen. Einen weiteren entscheidenden Punkt stellen Urheber- und Zugriffs-Rechtefragen dar, ebenso wurden Lizenzen und Datenschutz mehrfach als Bedarfsaspekte in DARIAH-Workshops und im Rahmen von Nutzerbefragungen genannt.⁵⁰

4.2 Objekte als Gegenstände diskursiver und kollaborativer Praktiken und Methoden in digitalen Netzwerken

Objekte werden beispielsweise in der Kunst- und Architekturgeschichte, den Kultur- und Altertumswissenschaften sowie in der Archäologie zu Gegenständen digitaler Methoden und Verfahren. Grundlage und Voraussetzungen für digitale Anwendungsszenarien sind Digitalisate, das heißt häufig zwei- bzw. dreidimensionale digitale Rekonstruktionen der zu analysierenden Objekte. Die Digitalisierung orientiert sich entweder maßstabsgetreu am Aufmaß eines Objekts oder stützt sich auf sekundäre Quellen: Pläne, Skizzen, Fotografien oder historische Ansichten. Die digitale Rekonstruktion ermöglicht die virtuelle und damit prinzipiell zerstörungsfreie Untersuchung oder gar Begehung dieser digitalisierten Objekte. Im digitalen Modell lassen sich sowohl die Raumwirkung verlorener Strukturen (Objekte, Straßen, Plätze, Städte), als auch potentielle Nutzungsszenarien sowie die Entwicklung und Veränderungen der Bausubstanz in aufeinander folgenden Bauphasen in ihrer spatio-temporalen Dynamik nachvollziehen. Architekturhistorische Hypothesen lassen sich experimentell und diskursiv direkt am Modell entwickeln und begründen.⁵¹

In traditionell textbasierten Wissenschaften, den Philologien und den historischen Disziplinen, kommt dem Objekt, hier verstanden als Schrifträger (Pergament, Kodex, Buch) wenn überhaupt eine nachgeordnete Rolle zu, meist ausgelagert in sogenannte ‚Hilfswissenschaften‘. In der Regel richtet sich auch in den digitalen Geisteswissenschaften das Hauptinteresse darauf, Mittel und Wege zu finden, eine Vielzahl schriftsprachlicher Phänomene und Strukturen digital adäquat zu repräsentieren, um Forschungsfragen mittels geeigneter digitaler Methoden und Verfahren beantworten zu können.

Die seit gut drei Jahrzehnten kollaborativ und disziplinübergreifend erarbeiteten Guidelines der internationalen Text Encoding Initiative (TEI) legen hiervon beredtes

50 Vgl. Bender 2016, 201–292.

51 Vgl. Liste digitaler Modelle <http://www.digitale->

kunstgeschichte.de/wiki/Liste_digitaler_Modelle_historischer_Architektur (besucht am 14.08.2018).

Zeugnis ab. Auf digitale schriftliche Texte, die gemäß den Richtlinien der TEI ausgezeichnet sind, trifft im Idealfall zu, was Yuk Hui über die zunehmende Gegenständlichkeit digitaler Objekte sagt, die im strukturierten XML-Format vorgehalten werden:

By concrete here we mean that the concepts of the objects are more well defined and the relations between parts of the objects and between objects are more explicit – that is, no longer limited by hyperlinks but by parsing and comparing well-structured data.⁵²

Immerhin gibt es im umfangreichen Katalog, den die TEI zur Textauszeichnung vorlegt, auch einige Optionen, Objekte in ihrer Funktion als Träger des jeweiligen Textes zu beschreiben: „The objectDesc element is used to group together those parts of the physical description which relate specifically to the text-bearing object, its format, constitution, layout, etc.“⁵³

Doch wird der ‚Object Description‘ verglichen mit dem Kerngeschäft, dem Text Encoding, vergleichsweise wenig Raum eingeräumt. Primäre Aufgabe der TEI ist es, „einen Standard zur Repräsentation von Texten in digitaler Form“⁵⁴ zu entwickeln und zu etablieren. Objekte, die keine Schrifträger sind, stehen naturgemäß nicht im Fokus des umfangreichen Regelwerks. Das Instrumentarium der TEI erlaubt zwar durchaus, Text und Objekt, Schrift und Bild in Beziehung zu setzen, doch stets von der Schriftlichkeit her räsoniert. Eine eigenständige Repräsentation der visuellen Aspekte, der Materialität oder des Objektcharakters kann und will die TEI nicht leisten.⁵⁵ Nach wie vor fehlt eine kollaborative Initiative, die eine den Bemühungen der TEI vergleichbare, verbindliche maschinenlesbare Auszeichnungssprache für Objekte, im Sinne eines sachgerechten Object Encoding erarbeitet.

Anstöße kommen vermehrt aus den objektorientierten Disziplinen, den Kunst- und Bildwissenschaften, aber auch aus den Museen und Institutionen, die der Bewahrung des kulturellen Erbes verpflichtet sind.

Waren Museen zunächst als Orte konzipiert, an denen Besucher vor Ort authentische Erfahrungen am Original machen konnten, brachte die Rede vom ‚immateriellen‘ Kulturerbe Bewegung in die Museumslandschaft. Spätestens seit der 2003 verabschiedeten UNESCO *Resolution zum Immateriellen Kulturerbe* zählen ausdrücklich auch

- a) mündlich überlieferte Traditionen und Ausdrucksformen, einschließlich der Sprache als Träger des immateriellen Kulturerbes; b) darstellende Künste; c)

52 Hui 2012, 389.

53 <http://www.tei-c.org/release/doc/tei-p5-doc/en/html/MS.html#msph1> (besucht am 14.08.2018).

54 <http://www.tei-c.org/> (besucht am 14.08.2018).

55 Vgl. Lordick u. a. 2016, 1–14.

gesellschaftliche Bräuche, Rituale und Feste; d) Wissen und Bräuche in Bezug auf die Natur und das Universum; e) traditionelle Handwerkstechniken⁵⁶

zu den bewahrenswerten Objekten. Neben materiellen und immateriellen Objekten halten nun zunehmend auch digitale Objekte, „denen es ebenfalls an Materialität fehlt“, Einzug in den musealen Raum. „Die Aggregatzustände der Kultur werden erweitert von materiell zu immateriell bis zu digital.“⁵⁸

Auch in der sich formierenden digitalen Kunstgeschichte wird stärkeres Augenmerk auf Form, Gestalt, Haptik und Materialität der Objekte gelegt. Hierauf hat die Kunstwissenschaftlerin Katja Kwastek in ihrer programmatischen Keynote Lecture unter dem Titel *Vom Bild zum Bild – Digital Humanities jenseits des Textes* vorgetragen anlässlich der ersten Digital Humanities Tagung des Verbands *Digital Humanities im deutschsprachigen Raum* 2014 in Passau) eindrücklich hingewiesen:

Jedoch nehmen unsere Forschungen ihren Ausgangspunkt in historischen und zeitgenössischen Artefakten, die (meist) visuell und (noch) zum überwiegenden Teil materiell sind. Daher sind wir natürlich daran interessiert, wie sich diese visuelle und materielle Überlieferung mittels digitaler Technologien analysieren lässt und welche Rolle wiederum visuelle Medien und bildbasierte Technologien – als Medium dieser Analyse selbst – spielen können. [...] Fragt man aber nach den Ursprüngen der digitalen Kunstgeschichte, so schließt diese weder direkt an die textuelle Analyse noch an die Tradition des vergleichenden Sehens an. Ihre Anfänge liegen vielmehr in Versuchen der Bildcodierung, die sich zunächst dem Bildinhalt (der Ikonographie) und darauf der formalen Komposition zuwandten.⁵⁹

Die Anwendung digitaler Methoden auf Bilder, Artefakte und Objekte aller Art setzt den freien Zugang und Zugriff auf Digitalisate und digitale Objekte voraus. Diesem Ziel hat sich *prometheus – Das verteilte digitale Bildarchiv für Forschung und Lehre* verschrieben. Der Verbund, in dem zahlreiche Institutionen, Forschungseinrichtungen und Museen vertreten sind, führt Bildarchive der Kunst-, Architektur- und Designgeschichte, der Geschichte, Archäologie und Theologie zusammen und ermöglicht Bild- und Motivsuche in gegenwärtig 94 Datenbanken und über 1,7 Millionen Bilddateien. Aufbauend auf diesen visuellen Fundus konnten mehrere begleitende Projekte lanciert werden. So gelang es beispielsweise im assoziierten Projekt *Meta-Image*, Bilddiskurse objektübergreifend zu markieren, zu beschreiben und zu verknüpfen.⁶⁰

56 Unesco 2003, §2.

57 Schweibenz 2015, 137.

58 Schweibenz 2015, 150.

59 Kwastek 2015.

60 Vgl. <http://prometheus-bildarchiv.de/projects/meta-image> (besucht am 14.08.2018).

In ähnlicher Weise konnte in enger Zusammenarbeit mit der zeitgenössischen Installationskünstlerin Anna Oppermann (1940–1993) an deren vielschichtigen, komplexen Ensembles eine Software – *HyperImage*⁶¹ – entwickelt werden, „that enables everyone to build or document image networks by linking image details to one another as Aby Warburg did with paper in his Mnemosyne Atlas“.⁶² Warburg hat in seiner Visualisierungsmethode Fotografien auf schwarzes Tuch gepinnt, um dann „mit Wollfäden Beziehungen zwischen Bildmotiven zu kennzeichnen. [...] Ohne die Wollfäden ist es alles andere als trivial, die Kette seiner Bild-Evidenzen zu verfolgen.“⁶³ *HyperImage* hat das papierne, analoge Verfahren Warburgs ins digitale Medium übertragen. „Was wieder erfunden werden musste im Digitalen war der Hypertext-Link für das Bild, die bildhafte Fußnote oder der Querverweis von, mit und auf das Bild. [...] Der Pointer ersetzt den Wollfaden, und es gibt keine Obergrenze der Komplexität eines solcherart aufgespannten Verweisnetzes.“⁶⁴ Auch in der ikonographischen Analyse lassen sich Relationen („Hyperlinks“) zwischen Motiven und Bildinhalten epochenübergreifend aufzeigen. „Gerade das digitale Medium erlaubt es, kunsthistorische Forschung direkt am Bild zu betreiben, nicht mehr Texte über Bilder zu schreiben oder Bildern gegenüber zu stellen, sondern tatsächlich bildbasierte Analysen zu erstellen.“⁶⁵

Annäherung und Entfernung an ein/von einem Ensemble, Nähe und Abstand zu den Objekten, Close Reading und Distant Reading, der bewusste Perspektivwechsel macht das Netzwerk impliziter und expliziter Relationen auf einzigartige Weise erfahrbar und – nicht zu unterschätzen – nachvollziehbar, überprüfbar und im besten Fall nachnutzbar:

A mouse click on any of the depicted objects leads to its full view, again showing other pictures, until the very beginning is reached. Our system allows for marking up parts of images with visual hyperlinks to other images or parts thereof, creating a network of visual association links. In the case of Anna Oppermann's Ensembles, the nodes are the depictions of an image done by the artist; the links are image association links from that depiction to the depicted image itself that becomes the central object of investigation filling the screen after the jump.⁶⁶

Die Raumentsembles der Anna Oppermann sind zusammengesetzt aus einer Vielzahl von mehr oder weniger eng aufeinander bezogenen, ineinander verschachtelten Einzelobjekten (Fotografien, Skulpturen, Zeichnungen). Die Künstlerin reflektiert den dyna-

61 <http://www.hyperimage.ws> (besucht am 14.08.2018).

62 M. Warnke und Wedemeyer 2011, 258.

63 Dieckmann, Kliemann und M. Warnke 2012, 11–12.

64 Dieckmann, Kliemann und M. Warnke 2012, 11–12.

65 Kwastek 2006, 2.

66 Dieckmann, Kliemann und M. Warnke 2012, 13.

mischen Charakter dieser Ensembles sowie den meditativen – wissenschaftlicher Hypothesenbildung durchaus verwandten – Prozess der Annäherung an ein Thema:

„Ensemble“ nenne ich die Sammlung und räumliche Anordnung von Materialien, die entstehen in Anwendung einer bestimmten Methode bei Wahrnehmungsübungen. Das Ensemble soll Erkenntnisvorgänge sichtbar machen, dokumentieren, erleichtern. Jedes Ensemble umschreibt (beschreibt) ein Thema, kreist ein (untersucht) einen Konflikt, ein Problem und ist gleichzeitig Erinnerungshilfe bei weiterführenden Reflexionen [...] Der Anfang ist immer ein subjektives, möglichst spontanes (zum Teil automatisches) Reagieren und Assoziieren auf ein Objekt [...] durch Skizzen, Zeichnungen, Fotos und Zitate. [...] Jedes Objekt kann Grundlage für ein neues Ensemble bilden.⁶⁷

Mit der erfolgreichen Übertragung analoger Verfahren ins Digitale, exemplarisch am Beispiel des HyperImage Software System gezeigt, gelingt es, sowohl Warburgs ikonographische Bildverweisketten als auch Oppermanns „recursive strategy of representation“, ihre „artistic practice of ever re-representing objects recursively: depicting depicted pictures“⁶⁸ in ungeahnter Tiefe und Präzision hypertextuell sichtbar zu machen. Mit dem digitalen Werkzeug gelingt es auch immaterielle Prozesse wie etwa die eigentümliche Arbeitsweise, den Workflow, der Anna Oppermann abzubilden.

Digitalisate ermöglichen nicht nur unverstellten Zugang zu digital repräsentierten bzw. rekonstruierten Objekten, sondern auch deren Analyse, Kontextualisierung und die Visualisierung der komplexen, vielschichtigen Relationen zwischen Objekten.

Dem Neben- und Miteinander von Bild und Schrift, der Synchronität und Asynchronität von Form und Inhalt, dem Verhältnis von Objekt und Sprache, der Relation von Einzelobjekt zum räumlichen Ensemble nachzuspüren, war zentrales Anliegen des interdisziplinären vom BMBF geförderten eHumanities Verbundprojekts *Relationen im Raum – Visualisierung topographischer Klein(st)strukturen (RiR)*. Das Verbundprojekt vereint judaistische Epigraphiker, historische Bauforscher und Kulturinformatiker. Primäres Ziel des Projekts war die Analyse und Visualisierung räumlicher Relationen zwischen Grabmälern historisch jüdischer Friedhöfe. Lagepläne von Friedhöfen, auf denen die einzelnen Grabmale verzeichnet sind, wurden digitalisiert und mit Datenbankinformationen der Epigraphik und historischen Bauforschung im sogenannten *Topographie-Visualisierer* dynamisch hinterlegt.⁶⁹ Den Epigraphikern oblag die philologisch-historische Rekonstruktion der schriftlichen Überlieferung, der Kommentierung und Interpretation der Eulogien, die prosopographische Einordnung der erinnerten Personen so-

67 Wedemeyer, M. Warnke und Terstegge 2009; http://www.uni-lueneburg.de/hyperimage/HI_Umarmungen/#tu509 (besucht am 14.08.2018).

68 M. Warnke und Wedemeyer 2011, 258.

69 <http://spacehumanities.de> (besucht am 14.08.2018).

wie die Datierung der Objekte. Grundsätzlich erfahren (In)schriftenträger in der Epigraphik große Aufmerksamkeit. Texte, geschlagen in Stein, geschnitzt in Holz oder gestickt auf Stoff, liegen in der Regel nur ein einziges Mal vor. Daher finden die Eigenschaften des Materials, die Einflüsse der Witterung oder des Bewuchses bei der wissenschaftlichen Textkonstitution – wenn möglich – Berücksichtigung. Zudem hat die spezifische Form und Gestalt der als Inschriftenträger verwendeten Objekte unmittelbare Auswirkungen auf die Textgestaltung. Begrenzte Breite und Höhe des Grabmals wirken sich direkt auf Zeilenfall und Textlänge aus. Das eingeschränkte Schriftfeld führt zum überdurchschnittlichen Gebrauch von Abkürzungen und Abkürzungen.

Diese spezifische Wechselwirkung von Objekt und Text – deren indexikalischen Relationen (s. o.) – gilt es in der Epigraphik stets zu beachten. Im Rahmen des *RiR*-Projekts konnten die beteiligten Bauforscher zudem ein feingranulares Beschreibungssystem der Schichten (horizontal) und Zonen (vertikal) weiterentwickeln, in denen die Objekte strukturiert ist.

Die Auseinandersetzung mit Friedhöfen bildet für die Historische Bauforschung einen enormen Vorteil: Jedem Objekt mit seinen formalen und konstruktiven Charakteristika ist nicht nur stets ein konkretes Baudatum, sondern auch Informationen zum Auftraggeber sowie seinem geographischen und sozialen Hintergrund zugeordnet.⁷⁰

Jedoch bestand die „Hauptaufgabe für die Baugeschichte [...] vor allem darin, die systematische, mit digitalen Methoden quantitativ auswertbare Beschreibung von architektonischen Objekten im Allgemeinen weiterzuentwickeln“.⁷¹ So ist „die Beschäftigung mit jüdischen Friedhöfen kein Randthema der Historischen Bauforschung, sondern kann als Labor verstanden werden, den Einsatz digitaler Methoden für die Architekturge-schichtsforschung voranzubringen.“⁷²

Selbstverständlich lässt sich das an Grabmalen und dem Friedhof als spezifisches raumrelationales Ensemble entwickelte digitale Instrumentarium auf Fragestellungen weiterer Disziplinen, etwa der Archäologie und der Altertumswissenschaften, übertragen. Im Projektverlauf ist es in exemplarischer Weise gelungen, die unterschiedlichen Perspektiven und disziplinären Ansätze konstruktiv zu verbinden. Insbesondere die Kombination der philologischen Daten mit der baugeschichtlichen Erhebung erwies sich als äußerst fruchtbar. „Die Untersuchung solcher Anlagen erfordert [...] von vornherein die enge interdisziplinäre Kooperation von Bauforschern und Epigraphikern.“⁷³ Erst in der interaktiven Visualisierung im *Topographie-Visualisierer* werden auf Grundlage

70 Arera-Rütenik 2015, 106.

71 Arera-Rütenik 2015, 113.

72 Arera-Rütenik 2015, 114.

73 Arera-Rütenik 2015, 106.

der am Einzelobjekt erhobenen Daten Muster und Regeln (wie auch Ausnahmen) sichtbar nach denen sich aus einzelnen Grabobjekten, Reihen, Felder, Cluster im Raum konstituieren. Auch der zeitliche Wandel der ‚Raumproduktion‘ gerät erst in der Schau auf das Ensemble der Einzelobjekte in den Blick. Auch hinsichtlich des Friedhofs ist „Raum als relationale Anordnung“ auf „regelgeleitetem, routinisierten und über symbolische wie auch materielle Ressourcen stabilisierten Handlungsformen basiert“⁷⁴ definiert.

Projekte wie *Relationen im Raum* führen exemplarisch vor, wie sich der Diskurs über Objekte im digitalen Medium am Digitalisat und unter Anwendung digitaler Methoden und Verfahren vollzieht und zu neuen Forschungsansätzen und -fragen führen kann.

An Digitalisate lassen sich weitreichende Forschungsfragen richten, die mit entsprechenden digitalen Werkzeugen bearbeitet werden können und die bislang nur an den physischen Objekten vorgenommen wurden. Ein Beispiel dafür stammt aus der digitalen Kodikologie: die möglichst präzise Aufnahme der physikalischen Beschaffenheit von Kodizes (Blattgröße, Umfang, Schriftgröße, Linierung, Folierung, Zeilenzahl, Anzahl der Miniaturen, Scholien, Paratexte usw.) gehört zu den zentralen Grundlagen kodikologischer Erschließung und der Einschätzung von Produktions- und Rezeptionsbedingungen, von Provenienzen oder von Veränderungen an Text- oder Wissensbeständen. Ein Verfahren der automatischen Extraktion bestimmter physikalischer Layoutparameter und texttopographischer Merkmale auf einer größeren Zahl digitalisierter Seiten mittelalterlicher Handschriften wurde im BMBF-geförderten Projekt *eCodicology* entwickelt, das auch auf Basis-Infrastrukturkomponenten der digitalen Forschungsinfrastrukturen *TextGrid* und *DARIAH-DE* zurückgreift.⁷⁵ Dieses Beispiel zeigt, dass am digitalen Surrogat Messdaten über das physische Objekt in einer Fülle (hier an rund 170 000 Seiten) erhoben werden können, die am Original nicht mit vertretbarem Aufwand erreichbar wären, und die den Diskurs über das Objekt durch die Bereitstellung neuer Daten(mengen) bereichern.

5 Fazit

Die exemplarischen Beschreibungen von Projekten im Gebiet der Digital Humanities, in denen Objekte digital erschlossen und untersucht werden, haben gezeigt, dass digitale Werkzeuge, Forschungsumgebungen und -infrastrukturen erst in optimaler Weise ermöglichen, den Mehrwert der Objekt-Digitalisierung auszuschöpfen und in Form diskursiver Einbindung in digitale Kommunikations- und Kollaborationsstrukturen für

74 Löw 2010, 238 und 235.

75 Embach u. a. 2013, 172–178.

die Aushandlung und Generierung von Wissen verfügbar zu machen. Verschiedene digital gestützte Verfahren der Wissensgewinnung bezogen auf Objekte, ihre Umgebungen und Kontexte sowie mit ihnen verbundene Prozesse und Kulturen konnten vorgestellt werden. Grundlage für systematische Beschreibungen neuer, digital gestützter objektepistemologischer Zugänge ist die theoretische Fundierung der Interaktionsprozesse mit und der Diskurse zu digitalen Objekten anhand zeichentheoretischer sowie text- und diskurslinguistischer Ansätze. Einerseits können individuelle Erkenntnismöglichkeiten im Zuge von Zeichendeutung und Spurenlesen am Objekt computergestützt weiterentwickelt werden. Andererseits können, darauf aufbauend und an die Zeichen- bzw. Spurenebene anknüpfend, Prozesse der sozialen Konstruktion von Wissen im Zuge sprachlicher Aushandlungsprozesse digital unterstützt werden – als zusätzliche Diskursebenen, die im Rahmen von informationstechnischen Infrastrukturen an digitalisierte Objekte oder ganze Objekt-Konstellationen oder -Netzwerke angelagert werden können, in Form der (hyper-)textuellen und (hyper-)medialen Einbindung von Objekten in digitale Kommunikations- und Kollaborationsstrukturen oder allgemeiner: Infrastrukturen. Die Entwicklung von Netzwerken wird ermöglicht. Ein Netzwerk entsteht, indem „Netze im performativen Vollzug als Handlungs- wie Beschreibungsmodell soziale und kulturelle Wirkungskraft gewinnen“.⁷⁶ Erst durch die performative und kollaborative Nutzung im Rahmen eines Netzwerks aus Digitalisaten, Metadaten, angeknüpften Inhalten und Nutzer/inne/n kann Wissen sinnvoll, nachhaltig und langfristig diskursiv verhandelt und generiert sowie langfristig verfügbar gemacht werden.⁷⁷ So kann um digitale Objekte eine virtuelle Forschungsumgebung, ein virtueller Wissensraum mit neuen Erkenntnismöglichkeiten entstehen.

76 Gießmann 2006, 18.

77 Vgl. Rapp und Bender 2013, 64.

Bibliographie

Arera-Rütenik 2015

Tobias Arera-Rütenik. „Bauforscher – Epigraphiker – Informatiker. Flächendeckende Gesamterfassung des Jüdischen Friedhofs in Berlin-Weißensee zur Vorbereitung eines Antrags zum UNESCO-Welterbe und seine Folgeprojekte“. In *Bericht über die 48. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bau-forschung vom 28. Mai bis 1. Juni 2014 in Erfurt*. Hrsg. von Vereinigung für Baugeschichtliche Forschung e.V. Koldewey-Gesellschaft. Dresden, 2015, 106–115.

Auer 1986

Peter Auer. „Kontextualisierung“. *Studium Linguistik* 19 (1986), 22–47.

Beaugrande und Dressler 1981

Robert de Beaugrande und Wolfgang Dressler. *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer, 1981.

Bender 2012

Michael Bender. „Text“. In *Lexikon der Raumphilosophie*. Hrsg. von S. Günzel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012, 407–408.

Bender 2016

Michael Bender. *Forschungsumgebungen in den Digital Humanities. Nutzerbedarf, Wissenstransfer, Textualität*. Sprache und Wissen 22. Berlin und Boston: De Gruyter, 2016.

Benjamin 2006

Walter Benjamin. *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006.

Berners-Lee, Hendler und Lassila 2001

Tim Berners-Lee, James Hendler und Ora Lassila. *The Semantic Web. A New Form of Web Content That Is Meaningful to Computers Will Unleash a Revolution of New Possibilities*. Scientific American 1. 2001. URL: https://www-sop.inria.fr/acacia/cours/essi2006/Scientific%20American_%20Feature%20Article_%20The%20Semantic%20Web_%20May%202001.pdf (besucht am 07.09.2018).

Coy 2006

Wolfgang Coy. *Perspektiven der Langzeitarchivierung multimedialer Objekte*. 2006. URL: http://files.dnb.de/nestor/materialien/nestor_mat_05.pdf (besucht am 14.08.2018).

Derrida 1999

Jacques Derrida. *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen Verlag, 1999.

Derrida 2005

Jacques Derrida. „Semiologie und Grammatologie. Gespräch mit Julia Kristeva“. In *Texte zur Theorie des Textes*. Hrsg. von S. Kammer und R. Lüdeke. Stuttgart: Reclam, 2005, 55–70.

Dieckmann, Kliemann und M. Warnke 2012

Lisa Dieckmann, Anita Kliemann und Martin Warnke. „Meta-Image – Forschungsumgebung für den Bilddiskurs in der Kunstgeschichte“. *cms-journal* 35 (2012), 11–17.

Embach u. a. 2013

Michael Embach, Celia Krause, Claudine Moulin, Andrea Rapp, Francesca Rindone, Danah Tonne und Philipp Vanscheidt. „eCodicology – Algorithms for the Automatic Tagging of Medieval Manuscripts“. In *The Linked TEI: Text Encoding in the Web. TEI Conference and Members Meeting 2013. Book of Abstracts*. Hrsg. von F. Ciotti und A. Ciula. Rom, 2013, 172–178.

Freisler 1994

Stefan Freisler. „Hypertext – eine Begriffsbestimmung“. *Deutsche Sprache* 22 (1994), 19–50.

Funk 2010

Stefan Funk. „Digitale Objekte und Formate“. In *nestor Handbuch – Eine kleine Enzyklopädie der digitalen Langzeitarchivierung, Version 2.3*. Hrsg. von H. Neuroth, A. Oßwald, R. Scheffel, S. Strathmann und K. Huth. Göttingen: Werner Hülsbusch, 2010, Kap.7:3–Kap.7:8.

Gabler 2010

Hans Walter Gabler. „Theorizing the Digital Scholarly Edition“. *Literature Compass* 7.2 (2010), 43–56.

Gießmann 2006

Sebastian Gießmann. *Netze und Netzwerke. Archäologie einer Kulturtechnik. 1740–1840*. Bielefeld: transcript, 2006.

Hilgert, Hofmann und Simon 2015

Markus Hilgert, Kerstin Hofmann und Henrike Simon. *Objektepistemologien. Zum Verhältnis von Dingen und Wissen in ‚multiplen Vergangenheiten‘. Workshop des Berliner Antike-Kolleg am 21. Juli 2015*. Berliner Antike-Kolleg. 2015. URL: <https://www.berliner-antike-kolleg.org/-/conference-objektepistemologien> (besucht am 14.08.2018).

Hui 2012

Yuk Hui. „What Is a Digital Object?“ *Metaphilosophy* 43.4 (2012), 380–395.

Janich 2000

Peter Janich. *Was ist Erkenntnis?* München: C. H. Beck, 2000.

Kogge 2007

Werner Kogge. „Spurenlesen als epistemologischer Leitbegriff. Das Beispiel Molekularbiologie“. In *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Hrsg. von S. Krämer, W. Kogge und G. Grube. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, 182–221.

Kwastek 2006

Katja Kwastek. „PETAL und Hyperimage: die Idee eines bildbasierten Forschungsnetzwerks“. *zeitenblicke* 5 (2006). URN: urn:nbn:de:0009-9-6531.

Kwastek 2015

Katja Kwastek. *Vom Bild zum Bild – Digital Humanities jenseits des Textes Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities*. Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 1: Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities. 2015. DOI: 10.17175/sb001_002.

Lévinas 1983

Emmanuel Lévinas. *Die Spur des Anderen*. Freiburg im Breisgau und München: Alber, 1983.

Levy 2007

Ze'ev Levy. „Die Rolle der Spur in der Philosophie von Emmanuel Lévinas und Jaques Derrida“. In *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Hrsg. von S. Krämer, W. Kogge und G. Grube. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, 145–154.

Lordick u. a. 2016

Harald Lordick, Rainer Becker, Michael Bender, Luise Borek, Canan Hastik, Thomas Kollatz, Beata Mache, Andrea Rapp, Ruth Reiche und Niels-Oliver Walkowski. „Digitale Annotationen in der geisteswissenschaftlichen Praxis“. *Bibliothek – Forschung und Praxis* 40.2 (2016), 1–14.

Löw 2010

Martina Löw. *Soziologie der Städte*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2010.

Moulin, Nyhan und Ciula 2011

Claudine Moulin, Julianne Nyhan und Arianna Ciula. *ESF Science Policy Briefing 43: Research Infrastructures in the Humanities*. 2011. URL: http://archives.esf.org/fileadmin/Public_documents/Publications/spb42_RI_DigitalHumanities.pdf (besucht am 24.09.2018).

Müller 2015

Marcus Müller. *Sprachliches Rollenverhalten. Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Sprache und Wissen 19. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015.

Peirce 1958

Charles Peirce. *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1958.

Peirce 1985

Charles Peirce. *Die Festigung der Überzeugung und andere Schriften*. Frankfurt a. M. und Berlin: Ullstein, 1985.

Peirce 1991

Charles Peirce. *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991.

Rapp und Bender 2013

Andrea Rapp und Michael Bender. „Die Memex-Idee. Vannevar Bush und die maschinelle Erweiterung des Denkens“. *Zeitschrift für Ideengeschichte* VII.4 (2013), 53–64.

Sandig 2006

Barbara Sandig. *Textstilistik des Deutschen*. Berlin und New York: De Gruyter, 2006.

Schweibenz 2015

Werner Schweibenz. „Museum analog, Museum digital. Die Virtualisierung des Museums und seiner Objekte“. In *Wenn das Erbe in die Wolke kommt – Digitalisierung und kulturelles Erbe*. Hrsg. von E. Bolenz, L. Franken und D. Hänel. Klartext, 2015, 137–151.

Storrer 2008

Angelika Storrer. „Hypertextlinguistik“. In *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Hrsg. von N. Janich. Tübingen: Narr, 2008, 315–332.

Thiering 2012

Martin Thiering. „Spur“. In *Lexikon der Raumphilosophie*. Hrsg. von S. Günzel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012, 385–386.

Unesco 2003

Unesco. *Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes*. 2003. URL: https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-03/2003_%C3%9Cbereinkommen_zur_Erhaltung_des_immateriellen_Kulturerbes_0.pdf (besucht am 14.08.2018).

van Peursen 2010

Wido van Peursen. „Text Comparison and Digital Creativity: An Introduction“. In *Text Comparison and Digital Creativity*. Hrsg. von A. van der Weel, E. Thoutenhoofd und W. van Peursen. Leiden und Boston: Brill, 2010, 1–28.

I. Warnke 2009

Ingo Warnke. „Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen“. In *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks „Sprache und Wissen“*. Hrsg. von E. Felder und M. Müller. Berlin und Boston: De Gruyter, 2009, 113–140.

M. Warnke und Wedemeyer 2011

Martin Warnke und Carmen Wedemeyer. „Documenting Artistic Networks: Anna Oppermann’s Ensembles Are Complex Network“. *Leonardo. Journal of the International Society for the Art, Sciences and Technology* 44.3 (2011), 258–259.

Wedemeyer, M. Warnke und Terstegge 2009

Carmen Wedemeyer, Martin Warnke und Christian Terstegge. *Ein hypermediales Bild-Text-Archiv zu den Ensembles von Anna Oppermann in der Hamburger Kunsthalle*. 2009. URL: http://www.uni-lueneburg.de/hyperimage/HI_Kunsthalle/ (besucht am 14.08.2018).

Wirth 2007

Uwe Wirth. „Zwischen genuiner und degenerierter Indexikalität: Eine Peircesche Perspektive auf Derridas und Freuds Spurbegriff“. In *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Hrsg. von S. Krämer, W. Kogge und G. Grube. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, 55–81.

Wissenschaftsrat 2011

Wissenschaftsrat. *Empfehlungen zu Forschungsinfrastrukturen in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Empfehlungen des Wissenschaftsrates 10465-11. 2011. URL: <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10465-11.pdf> (besucht am 14.08.2018).

MICHAEL BENDER

Dr. phil. (Darmstadt 2016), ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft der TU Darmstadt, Fachbereich Germanistik – Digitale Linguistik. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: digitale Diskurs- und Korpuslinguistik, Annotation und Kommentierung aus linguistischer Perspektive, Wissenschaftskommunikation, empirische sprach- und sozialwissenschaftliche Methoden, Nutzerforschung zu digitalen Infrastrukturen.

Dr. Michael Bender
Technische Universität Darmstadt
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Dolivostraße 15
64293 Darmstadt, Deutschland
E-Mail: mbender@linglit.tu-darmstadt.de

THOMAS KOLLATZ

drs (NL), ist seit 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte in Essen. Arbeitsschwerpunkte sind die hebräische Grabsteinepigraphik (epigraphische Datenbank „epidat“) und die digitalen Geisteswissenschaften (insbesondere das BMBF-Verbundprojekt DARIAH-DE). Seit 2017 ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter dem Team der Digitalen Akademie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz beigetreten.

Thomas Kollatz
Digitale Akademie
Akademie der Wissenschaften und der Literatur
Geschwister-Scholl-Str. 2
55131 Mainz, Deutschland
E-Mail: thomas.kollatz@adwmainz.de

ANDREA RAPP

Dr. phil. (Trier 1996), ist Professorin für Germanistik – Computerphilologie und Mediävistik an der Technischen Universität Darmstadt und dort seit 2017 Vizepräsidentin für wissenschaftliche Infrastruktur. Sie ist Mit-Initiatorin der Infrastrukturprojekte TextGrid und DARIAH-DE. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Varianz und Varietäten, Digitale Forschungsinfrastrukturen, Buch- und Bibliotheksgeschichte, (digitale) Kodikologie und Paläographie.

Prof. Dr. Andrea Rapp
Technische Universität Darmstadt
Dolivostr. 15
64293 Darmstadt, Deutschland
E-Mail: rapp@linglit.tu-darmstadt.de

PRAKTISCHE ANWENDUNGEN

Matthias Jung

Das objektepistemologische Potential des Affordanzkonzeptes James Gibsons und seine Bedeutung als Grundlage von ‚Objektbiographien‘: Methodologische Anmerkungen und exemplarische Fallstudie

Zusammenfassung

Ziel des Beitrages ist es, die hinter dem Verfassen von ‚Objektbiographien‘ archäologischer Gegenstände stehenden Intentionen aufzunehmen und zugleich die mit derartigen ‚Biographien‘ verbundenen Schwierigkeiten, insbesondere die Anthropomorphisierung von Objekten und deren Aufwertung zu Handlungsinstanzen, zu vermeiden. Zu diesem Zweck werden die objektepistemologischen Potentiale zum einen der sozialwissenschaftlichen Methodologie der Objektiven Hermeneutik und zum anderen des wahrnehmungspsychologischen Affordanzkonzeptes von James Gibson herausgearbeitet und anhand einer Fallstudie erläutert.

Keywords: Affordanz; Objektbiografie; Objektive Hermeneutik; Klapphocker; Nordische Bronzezeit

The aim of this paper is to adopt the intentions behind writing ‘biographies’ of archaeological objects and to avoid the pitfalls associated with these ‘biographies’, i. e. an anthropomorphization of objects and their interpretation as provided with agency. To this end, I explicate the potential regarding an epistemology of objects of the methodology of objective hermeneutics on the one hand and of James Gibson’s theory of affordances on the other. Concluding, this approach is exemplified by a case study.

Keywords: affordance; biography of objects; objective hermeneutics; folding chair; Nordic Bronze Age

I Einleitung: ‚Objektbiographien‘, Affordanz, objektive Möglichkeiten

Dieser Beitrag nimmt Bezug auf andere, die Problematik von ‚Objektbiographien‘ diskutierende Texte¹ und enthält als methodologische Präzisierung eine Auseinandersetzung mit dem objektivistischen Potential der Affordanztheorie James Gibsons sowie eine Exemplifizierung des methodischen Vorgehens anhand eines archäologischen Gegenstandes.

Die Attraktivität ‚objektbiographischer‘ Ansätze für Archäologen hat vor allem zwei Gründe. Einerseits verheißen sie eine Möglichkeit, das Antiquarische im engeren Sinne, also Datierung und vergleichende Einordnung, zu transzendieren und so von der Prähistorie in historische Dimensionen vorzustoßen. ‚Objektbiographien‘ ist das Versprechen inhärent, über bloße Beschreibungen hinaus ‚Lebensgeschichten‘ von Zeugnissen materieller Kultur zu verfassen und so den Prozesscharakter ihrer Praxiseinbettungen und die damit verbundenen Bedeutungsveränderungen sichtbar zu machen. Damit zusammenhängend, setzen ‚Objektbiographien‘ andererseits einen narrativen Plot, der analog zu biographischen Erzählformen das Ausloten unterschiedlicher zeitlicher Schichten gestattet.

Diesen beiden scheinbaren Vorzügen, Überschreiten des Antiquarischen und Setzen eines narrativen Plots, stehen zwei Schwierigkeiten gegenüber. Zunächst einmal gerät schnell aus dem Blick, dass ‚Objektbiographie‘ eine anthropomorphisierende Metapher ist, denn nur Menschen können eine Lebensgeschichte im Sinne eines Bildungsprozesses haben. Objekten hingegen fehlt eine Handlungsmitte, weshalb sie nicht selbst Lebenspraxis sein können, sondern nur Bestandteil anderer Lebenspraxen. Und außerdem erweist sich die „convenient narrative structure“² von ‚Objektbiographien‘ als problematisch, wenn, insbesondere bei archäologischen Gegenständen, zur inhaltlichen Füllung dieser Struktur quellenbedingte Lücken kompensiert werden müssen.

Nichtsdestoweniger steht hinter den ‚Objektbiographien‘ die berechtigte Intention einer Rekonstruktion der Bedeutungen, die ein Gegenstand in unterschiedlichen Praxiseinbettungen haben kann, und der Veränderungen, die er in der Abfolge dieser Einbettungen durchläuft. Als eine Alternative, welche diese Intentionen aufnimmt, ohne der Versuchung der Anthropomorphisierung zu erliegen, habe ich ein zweistufiges Verfahren vorgeschlagen. In einem ersten Schritt sind die jeweiligen Affordanzen oder, mit Max Weber³ gesprochen, die ‚objektiven Möglichkeiten‘ der Verwendung eines Objektes zu rekonstruieren, sein Aufforderungs- oder Angebotscharakter. Das heißt, aus

1 Jung 2012; Jung 2015.

2 Joy 2009, 544.

3 Weber 1988b.

seiner Morphologie sind die Handlungen zu erschließen, deren Ausführung von ihr nahegelegt werden. Diese Affordanz, die bei Artefakten viel reichhaltiger ist als die in ihre Herstellung eingegangenen Absichten, muss als invariant und unabhängig von den Bedürfnissen und Wahrnehmungen potenzieller Nutzer verstanden werden. Der zweite Schritt besteht dann in der Betrachtung der faktischen Aneignungen⁴ des Objektes, die nicht notwendig seiner Affordanz gemäß sein müssen – derartige Erklärungsbedürftigkeiten konfigurieren sich aber erst vor dem Hintergrund einer vorgängigen Affordanzrekonstruktion.⁵

Dieses Vorgehen versteht sich als methodologische Operationalisierung von zwei praxisstrukturierenden Parametern, wie sie in der Methodologie der Objektiven Hermeneutik ausgearbeitet wurden und der Methode der Sequenzanalyse zugrunde liegen.⁶ Der erste Parameter („Optionsparameter“) umfasst die Bedingungen der Möglichkeit von Praxis. In Interaktionen besteht er in den bedeutungserzeugenden Regeln, welche die möglichen Anschlüsse des Handelns bzw. Sprechhandelns festlegen, bezogen auf Objekte entspricht er ihrer Affordanz in dem beschriebenen Verständnis.⁷ Der zweite Parameter („Auswahlparameter“) dagegen meint die (individuelle oder kollektive) Entscheidungs- und Handlungsinstanz, die aus den regelerzeugten Möglichkeiten in einer gegebenen Situation eine auswählt und ihr entsprechend handelt. Die Affordanz von Objekten lässt sich dem Optionsparameter analogisieren, das Objekt konstituiert qua Affordanz Handlungsoptionen, ohne aber selbst Entscheidungen und Handlungen (und damit Praxis) zu vollziehen.⁸ Bezugnehmend auf diese beiden Parameter lassen sich zwei Begriffe eines Objektes unterscheiden: Ein analytischer Begriff, der die Affordanz, die objektiven Möglichkeiten seiner Verwendung umfasst, und ein deskriptiver, der seinen faktischen Gebrauch, wie er typischerweise zu konstatieren ist, abbildet.⁹ Der

4 Zum Begriff der Aneignung vgl. Hahn 2011.

5 Die naheliegende Frage, ob unter Affordanz neben den Möglichkeiten eines konkreten physischen Umgangs, der Handhabung von Objekten, auch mögliche Symbolbedeutungen derselben verstanden werden sollen, ist dann zu bejahen, wenn nicht Zuschreibungen gemeint sind, die aus kulturell spezifischen Deutungssystemen resultieren, sondern ein metaphorischer oder metonymischer Gebrauch bezeichnet wird, zu dem gegenstandsinnliche Eigenschaften auffordern (vgl. Jung 2005).

6 Einführend zur Methodologie der Objektiven Hermeneutik vgl. Garz und Raven 2015; Oevermann 2000; Sutter 1997; Wagner 2001; Wernet 2009; zur Geschichte der Methode vgl. Franzmann 2016.

7 Es sei ausdrücklich betont, dass dies eine methodologische Analogisierung ist – Objekte ‚sind‘ keine Regeln wie die universellen sozialitätskonstituierenden, sondern historisch konkrete Gebilde, die bestimmte Handlungsmöglichkeiten eröffnen und andere ausschließen – Thomas Loer spricht in diesem Zusammenhang von „Einflussstrukturen“ oder „Fallstrukturen ohne Handlungsmitteln“ (Loer 2007, 16). Objekte sind auch nicht dazu in der Lage, regerleitet zu handeln – schon an diesem Faktum brechen sich Versuche, Objekte zu Handlungsträgern zu promovieren. Dies begründet die grundlegende ontologische Asymmetrie zwischen Akteuren und Objekten (vgl. Preda 2000).

8 Zur Unterscheidung der beiden Parameter vgl. Oevermann 2000, 64–68.

9 Als Gewährsmann für den analytischen Begriff lässt sich Charles Sanders Peirce (Peirce 1965) anführen, nach welchem der Begriff eines Gegenstandes gedankenexperimentell, durch Explikation der möglichen

deskriptive Begriff bezieht sich ebenfalls auf eine objektive Bedeutung, nämlich die der beobachtbaren Verwendung, auch er rekuriert nicht auf subjektive Dispositionen und Intentionen der Handelnden.¹⁰

2 Das Affordanzkonzept Gibsons und seine Rezeption

Das aus der Wahrnehmungspsychologie Gibsons stammende Konzept der „Affordanz“ steht in einer gestaltpsychologischen Tradition – so hat Kurt Lewin bereits 1926 den „Aufforderungscharakter“ von Dingen herausgearbeitet: „Das Buch lockt zum Lesen, der Kuchen zum Essen, der See zum Schwimmen, der Spiegel zum Hineinsehen, die verworrene Situation evtl. zum Dreinschlagen“¹¹. Allerdings galt sein Interesse nicht den solcherart ‚auffordernden‘ Objekten, sondern den auf sie reagierenden Probanden. Der „Aufforderungscharakter“ beschreibt daher nicht eigentlich Eigenschaften der Objekte, sondern eine situationsabhängige Relationsfigur. Er „pflegt keineswegs konstant zu sein“¹², sondern sei von den momentanen Bedürfnissen einer Versuchsperson abhängig und könne sich unter Umständen rasch wandeln. Dies erläutert Lewin am Beispiel eines „Leckerbissens“, der bei eintretender Sättigung rasch seinen Aufforderungscharakter als zum Verzehr einladend verliert.¹³ Gibson nun konzipiert in Abgrenzung zu der Gestaltpsychologie das mit dem Neologismus „Affordanz“ belegte Phänomen der von Gegenständen ausgehenden Angebote als von den Wahrnehmungen eines Probanden unabhängige, unveränderliche Eigenschaften derselben, was seine Überlegungen für eine Objekt epistemologie interessant werden lässt:

lichen praktischen Wirkungen des Gegenstandes, erschlossen werden kann, für den deskriptiven Begriff kann man dagegen auf Ludwig Wittgensteins Diktum verweisen, dass die Bedeutung eines Wortes in seiner (faktischen) Verwendung liege (Wittgenstein 1984, 262).

- 10 Weber hat unglücklicherweise in seinen Ausführungen zu den methodischen Grundlagen der Soziologie Gegenständen nur insofern Sinn zugebilligt, als sie an einem subjektiv gemeinten Sinn eines menschlichen Akteurs partizipieren, sei es bezogen auf die Intentionen, die zu ihrer Herstellung führten, oder bezogen auf die, welche ihrer Verwendung zugrunde liegen. Lassen sie sich nicht auf einen derartigen subjektiven Sinn beziehen, werden sie als „sinnfremd“ beurteilt: „Jedes Artefakt, z. B. eine ‚Maschine‘, ist lediglich aus dem Sinn deutbar und verständlich, den menschliches Handeln [...]

der Herstellung und Verwendung dieses Artefakts verliert [...]; ohne Zurückgreifen auf ihn bleibt sie gänzlich unverständlich“ (Weber 1980, 3). An anderer Stelle spricht Weber freilich vom „Verhalten“ von Artefakten (Weber 1988a, 471), und in seinen materialen Arbeiten hat er in Widerspruch zu den zitierten methodischen Reflexionen stets wie selbstverständlich der Dimension des objektiven Sinnes Rechnung getragen.

- 11 Lewin 1926, 351.
 12 Lewin 1926, 351.
 13 „Der Leckerbissen, der noch vor kurzem einen starken Reiz ausgeübt hat, wird neutral, sobald die betreffende Person gesättigt ist. Bei Übersättigung tritt sogar typisch ein Aufforderungscharakter mit entgegengesetztem Vorzeichen ein: Was noch eben gelockt hat, stößt ab“ (Lewin 1926, 352).

The concept of affordance is derived from these concepts of valence, invitation, and demand but with a crucial difference. The affordance of something does not change as the need of the observer changes. The observer may or may not perceive or attend to the affordance, according to his needs, but the affordance, being invariant, is always there to be perceived. An affordance is not bestowed upon an object by a need of an observer and his act of perceiving it. The object offers what it does because it is what it is.¹⁴

Die Affordanz eines Stuhles besteht (unter anderem) darin, eine Sitzgelegenheit zu sein, selbst wenn in einer gegebenen Situation niemand das Bedürfnis hat, sich auf ihm niederzulassen – zwar kann Affordanz nur von Subjekten wahrgenommen werden, sie ist aber dennoch nicht subjektiv¹⁵. Mit dieser Aufwertung der Objekte, die Gibson gegenüber der gestaltpsychologischen Tradition vornimmt, vermag sein Verständnis von Affordanz die Analyse der Wahrnehmung von und des Umgangs mit Gegenständen gleichsam zu ‚erden‘: Dies lässt sie auch als Widerpart zu den Vereinseitigungen konstruktivistischer Positionen, beispielsweise in der Technikforschung, attraktiv erscheinen.¹⁶ Allerdings bergen Gibsons Ausführungen eine Reihe von Missverständlichkeiten hinsichtlich des ontologischen Status der Affordanz:

An important fact about the affordances of the environment is that they are in a sense objective, real, and physical, unlike values and meanings, which are often supposed to be subjective, phenomenal, and mental. But, actually, an affordance is neither an objective property nor a subjective property; or it is both if you like. An affordance cuts across the dichotomy of subjective-objective and helps us to understand its inadequacy. It is equally a fact of the environment and a fact of behavior. It is both physical and psychical, yet neither. An affordance points both ways, to the environment and to the observer.¹⁷

Mit Händen zu greifen sind hier Gibsons Schwierigkeiten bei dem Versuch einer positiven Bestimmung von Affordanz durch Abgrenzung von dem, was sie nicht ist. Das dritte neben Subjektivem und Objektivem, Psychischem und Physischem, das Gibson kategorial nicht adäquat zu fassen vermag, ist die Dimension des objektiven Sinnes, das heißt von objektiven Bedeutungsstrukturen, die unabhängig davon sind, ob und wie sie von Subjekten mental repräsentiert werden.¹⁸ Diese Bedeutungsstrukturen sind

14 Gibson 1979, 138–139.

15 Reed 1988, 293.

16 Vgl. hierzu Hutchby 2001; dagegen Rappert 2003.

17 Gibson 1979, 129.

18 Zum Begriff der „objektiven Bedeutungsstrukturen“ im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik und ihrer Abgrenzung insbesondere von „latenten Sinnstrukturen“ vgl. Loer 2016.

nicht physisch, sie haben keine Ausdehnung im Raum, sie sind aber auch nicht metaphysisch, sondern empirisch und damit methodisch rekonstruierbar. Affordanz meint eine objektive Bedeutungsstruktur, von der erstens der Gegenstand als der physisch-materiale Träger der Affordanz sowie zweitens deren Wahrnehmung durch ein Subjekt zu unterscheiden ist. So wie ein grammatisch korrekt gebildeter Satz eine objektive, durch sprachliche Regeln konstituierte Bedeutung hat, so hat ein Artefakt eine objektive Bedeutung im Sinne seiner Affordanz. Zwar betont Gibson ihren Charakter als Gegenstandseigenschaft, es finden sich aber immer wieder auch Formulierungen, die relationistische Lesarten, in welchen Affordanz als Beziehung von Objekt und Subjekt verstanden wird, zumindest nicht mit hinreichender Deutlichkeit ausschließen.¹⁹

Ein weiterer Kritikpunkt betrifft die Übertragung von Affordanz auch auf andere Subjekte:

Behavior affords behavior, and the whole subject matter of psychology and of the social sciences can be thought of as an elaboration of this basic fact. Sexual behavior, nurturing behavior, fighting behavior, cooperative behavior, economic behavior, political behavior – all depend on the perceiving of what another person or other persons afford, or sometimes on the misperceiving of it.²⁰

Diese Übertragung auf Sozialität kann sich zwar auf gestaltpsychologische Vorläufer berufen,²¹ als sozialwissenschaftliche Konstitutionstheorie aber wäre das Affordanzkonzept von vornherein hoffnungslos unterbestimmt, weil man in ihm das regelgeleitete Handeln als Spezifikum humaner Sozialität allenfalls residual abbilden kann.

Und schließlich bleibt, bezogen auf ein Affordanz wahrnehmendes Subjekt, die Rolle kulturellen Hintergrundwissens klärungsbedürftig, wie sich an Gibsons oft kritisiertem, von Kurt Koffka entlehnten Beispiel des Briefkastens ablesen lässt. Nach Koffka ist der „demand charakter“ eines Briefkastens abhängig von den Bedürfnissen eines Subjektes, das heißt, er wird dann akut, wenn dieses einen Brief verschicken möchte. Gegen diese Annahme wendet Gibson ein:

19 So beispielsweise in den folgenden Ausführungen: „An affordance as I said, points two ways, to the environment and to the observer. So does the information to specify an affordance. But this does not in the least imply separate realms of consciousness and matter, a psychophysical dualism. It says only that the information to specify the utilities of the environment is accompanied by information to specify the observer himself his body legs hands, and mouth. This is only to reemphasize that exteroception is accompanied by proprioception – that to

perceive the world is to coperceive oneself. This is wholly inconsistent with dualism in any form, either mind-matter dualism or mind-body dualism. The awareness of the world and of one's complementary relations to the world are not separable“ (Gibson 1979, 141). Allerdings thematisiert der Abschnitt, dem dieses Zitat entnommen ist, ausdrücklich die Wahrnehmung von Affordanzen, nicht diese selbst.

20 Gibson 1979, 135.

21 Koffka 1935, 7; dazu Jung 2015, 48.

For Koffka it was the phenomenal postbox that invited letter-mailing, not the physical postbox. But this duality is pernicious. I prefer to say that the real postbox (the only one) affords letter-mailing to a letter-writing human in a community with a postal system. This fact is perceived when the postbox is identified as such, and it is apprehended whether the postbox is in sight or out of sight. To feel a special attraction to it when one has a letter to mail is not surprising, but the main fact is that it is perceived as part of the environment – as an item of the neighborhood in which we live. Everyone above the age of six knows what it is for and where the nearest one is. The perception of its affordance should therefore not be confused with the temporary special attraction it may have.²²

Bemerkenswert ist die Zurückweisung der Unterscheidung von phänomenalem und physischem Briefkasten. Die Affordanz eines Briefkastens finde in einem Subjekt nicht nur im Moment der Wahrnehmung Resonanz, sondern auch dann, wenn sie als einmal wahrgenommene in einer gegebenen Handlungssituation für das Subjekt aktualisiert wird und „temporary special attraction“ gewinnt. Wie ist das mit der Behauptung einer direkten, nicht über kognitive Prozesse vermittelten Wahrnehmung in Einklang zu bringen? So postuliert Gibson ja, nicht ein Gegenstand werde wahrgenommen, sondern dessen Affordanz, und die Erkenntnis des Gegenstandes für sich sei Produkt einer von der Affordanz abstrahierenden Reflexion. In der zitierten Passage dagegen geht es, ohne dass es klar markiert wäre, um mentale Repräsentationen von Affordanz und deren situationsabhängige Aktualisierungen. Außerdem ist das Beispiel des Briefkastens unglücklich gewählt, weil seine Affordanz eine in hohem Maße kulturell tradierte und mithin durch Sozialisation erworbene ist. Sie gibt sich eben nur „a letter-writing human in a community with a postal system“ zu erkennen:

The ‘non-Westerner’ has access to only the ‘containership’ affordance of the box; a process of further exploration is required in order that such a person comes to discriminate ‘containership’ in general from the special form of containership that this item affords.²³

Bereits Koffka hatte festgestellt, dass die Bedeutung eines Briefkastens sich nicht unmittelbar erschließe, sondern erlernt werden müsse, bevor sie das Handeln beeinflussen kann.²⁴ Dass die Affordanzwahrnehmung in diesem Fall erworben ist, berücksichtigt Gibson auch, indem er das Wissen um den Gebrauch eines Briefkastens erst ab einem Alter von sechs Jahren behauptet, während er zuvor gerade die kindliche Wahrnehmung

22 Gibson 1979, 139.

23 Noble 1991, 208.

24 „I must have learned that these objects are letter

boxes, in other words these objects must have acquired a definite relation to my behavior“ (Koffka 1935, 354).

als Modell der Affordanzwahrnehmung eingeführt hat.²⁵ Bezeichnenderweise bleibt er eine am Gegenstand selbst ansetzende Affordanzrekonstruktion schuldig. Eine solche würde vermutlich ergeben, die Affordanz besteht darin, etwas entsprechend den Abmessungen der Öffnung in diese einzubringen, ohne es wieder herausnehmen zu können. Dass es sich dabei aber um Postsendungen handelt, ist durchaus nicht zwingend:

Gibson argued that the physical characteristics of the post-box announce its function in a direct and unmediated way. But what of other similar-sized receptacles with letter-sized slots, such as litterbins? Do not these also afford the posting of letters, in purely physical terms?²⁶

Kritiker Gibsons haben daher das als Veranschaulichung von Affordanz wenig tragfähige Briefkastenbeispiel immer wieder aufgenommen.²⁷ Aus der direkten Wahrnehmbarkeit der Affordanz lässt sich auch eine Sparsamkeitsmaxime im Hinblick auf die Frage ableiten, welche Eigenschaften eines Gegenstandes seine Affordanz ausmachen und welche nicht. Selbstverständlich kann er auch über ‚nichtaffordierende‘ Eigenschaften verfügen und praktisch in einer Weise verwendet werden, die nicht seiner Affordanz entspricht. Als deren Bestandteile wären also nur diejenigen Eigenschaften anzusprechen, die tatsächlich direkt wahrzunehmen sind.²⁸

Die drei genannten Kritikpunkte – der unklare ontologische Status von Affordanz, die Übertragung auf Kosubjekte und die unzureichende Unterscheidung von direkter und kulturell bzw. durch Sozialisierung vermittelter Affordanzwahrnehmung – begünstigten in der Rezeption die Neigung, die für eine Objektepistemologie instruktive strikte Objektbezogenheit der Affordanz wieder zu verwässern und sie um soziale und kulturelle Aspekte zu erweitern. „However, somewhere in its use or overuse ‘affordance’ has lost some of its original meaning and intention“²⁹, und das Ergebnis ist ein weitgehend unscharf abgegrenzter Affordanzbegriff.

Die Lesart, die Affordanz eines Gegenstandes sei keine ihm immanente Konstante, sondern stelle sich im Verhältnis von Objekt und Handelndem her, was wiederum ihre

25 „The affordance of an object is that the infant begins by noticing. The meaning is observed before the substance and surface, the color and form, are seen as such“ (Gibson 1979, 134).

26 Knappett 2007, 44–45.

27 Stephen Palmer weist darauf hin, dass dies auch für andere von Gibson angeführte Beispiele gilt. So sei der unmittelbaren visuellen Wahrnehmung nicht zu entnehmen, dass Äpfel zum Essen und Bleistifte

zum Schreiben auffordern (Palmer 1999, 411).

28 Deshalb ist es widersinnig, wie William Gaver von „hidden affordances“ (vgl. Gaver 1991, 80) zu sprechen – zwar bestehen, wie er zu Recht feststellt, Affordanzen unabhängig von ihrer faktischen Wahrnehmung, nicht aber von ihrer grundsätzlichen Wahrnehmbarkeit.

29 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004, 81.

Wandelbarkeit bedinge, hat Einzug in einschlägige Lehrbücher gehalten.³⁰ Prononciert wird sie auch von Carl Knappett vertreten:

Rather than being constant, an artefact's affordances may change according to the situation in which they are found. The notion of relationality is absolutely key to understanding the affordances concept, and has been highlighted by others.³¹

Eine Gleichsetzung von Affordanz mit ihrer Wahrnehmung, wie sie sich prominent in Texten von Donald Norman findet (siehe unten), verspielt jedoch die objektepistemologischen Möglichkeiten der Theorie Gibsons. Außerdem verkennt sie, dass die Untersuchung der Relationen zwischen Akteur und Objekt eine immanente Affordanzrekonstruktion insofern voraussetzt, als sich erst vor dieser Folie die Bedeutung des an der Affordanz Wahrgenommenen und in Handeln Umgesetzten erweist. Die wahrgenommenen Aspekte der Affordanz sind aufschlussreich erst im Kontrast zu denen, die *nicht* wahrgenommen wurden, deren Identifizierung wiederum zwingend eine Affordanzrekonstruktion erfordert, die von faktischen Perzeptionen zunächst abstrahiert – so wie in einer objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse erst einmal die objektiven Möglichkeiten des Handelns oder Sprechhandelns an einer gegebenen Sequenzstelle expliziert werden (Parameter 1) und dann erst die aus diesen auswählende Instanz (Parameter 2) konsultiert wird. Auch hier manifestiert sich die Bedeutung des faktischen Handelns nur vor dem Hintergrund der nicht gewählten Handlungsoptionen.

In der Literatur, die sich mit Gibsons Affordanzbegriff beschäftigt, wird dieser häufig als defizitär bezüglich der Dimension der Sozialität kritisiert und ein „Socializing Affordances“ – so der Titel eines Artikels von Alan Costall³² – gefordert. Damit ist die Berücksichtigung sozialer Prozesse gemeint, in welchen den Objekten Bedeutungen zugeschrieben und Handlungsrountinen im praktischen Umgang mit ihnen erworben werden, sowie umgekehrt die Funktion der Affordanz innerhalb sozialer Prozesse. „This is an aspect that Gibson barely elaborated, and his formulation of affordances can certainly be criticized for being asocial“.³³ Diese Kritik hätte eine gewisse Berechtigung, wäre sie gegen die subjektzentrierte Konzeption des Verhältnisses von Mensch und Objekt in der gestaltpsychologischen Tradition gerichtet, die Gibson mit seinem objektbezogenen Verständnis von Affordanz gerade zu überwinden suchte. Gegen Gibson gerichtet,

30 So heißt es in einer Einführung von Rainer Guski (Guski 2000, 76): „James Gibson [...] bezeichnet mit dem Begriff ‚Affordanz‘ ein spezifisches Wechselverhältnis zwischen dem wahrnehmenden Organismus und seinen Handlungsmöglichkeiten einerseits und

der ökologisch definierten Bedeutung des Wahrnehmungsobjektes andererseits.“

31 Knappett 2007, 46.

32 Costall 1995.

33 Knappett 2007, 46.

entgeht den Kritikern auch hier die Pointe des Konzeptes: damit die Relevanz von Gegenständen in und für soziale Interaktionen und Beziehungen rekonstruiert werden kann, ist eine vorgängige Bestimmung der Affordanz und damit eine analytische Unterscheidung von Affordanz und tatsächlicher Verwendung erforderlich, vor allem auch für die Erschließung eines Gebrauches der Objekte, der nicht mit ihrer Affordanz übereinstimmt oder dieser sogar entgegensteht. In einem von Costall angestellten Vergleich der Affordanzrekonstruktion mit dem Vorgehen von Archäologen artikuliert sich diese Problematik anschaulich:

Typically, then, in trying to make sense of affordances, we are not in the position of an archaeologist trying to determine the meaning of a 'defunct' object. We experience objects in relation to the community within which they have meaning. A child, for example, is not simply left to 'discover' the function of a cup or spoon; rather, the learning situation involves careful structuring by the parent, through the removal of distractions, presentation of the utensil in the right orientation, and so on.³⁴

Sich Objekten in einer archäologischen Einstellung zu nähern, würde demnach bedeuten, sie zunächst einmal dekontextualisiert zu betrachten in, „künstlicher Naivität“³⁵, wie diese Einstellung in der Methodologie der Objektiven Hermeneutik genannt wird. Erst in einem zweiten Schritt wären dann die Ergebnisse der auf diesem Wege gewonnenen heuristischen Affordanzrekonstruktion mit den tatsächlichen Verwendungskontexten des Gegenstandes abzugleichen. Die von Costall genannten kulturell determinierten ‚richtigen‘ Verwendungen, welche die Kinder durch Sozialisation (und nicht durch entdeckende Eigenleistung) erwerben, bergen, so interessant sie für sich fraglos sind, die Gefahr, dass sie die Affordanz als Gegenstandseigenschaft eher verdecken, weil ihre Evidenz eine umfassende Erschließung derselben unterbindet. Anders gesagt: gemäß dem zweistufigen, an der Unterscheidung der beiden Parameter orientierten Verfahren ist die Affordanz sensu Gibson nicht eine Alternative zu, in Knappetts Worten, „relationality“ und „sociality“ ihres Gebrauches, sondern deren Rekonstruktion ist vielmehr methodologische Voraussetzung der Analyse.

Während Gibson „Affordanz“ vergleichsweise restriktiv verwendet und damit einen begrenzten und klar umrissenen Begriff des so bezeichneten Phänomens gewinnt, wird dieser in den Versuchen einer Fortschreibung erweitert und damit beliebiger. Katherine Loveland³⁶ etwa unterscheidet drei Kategorien von Affordanzen:

34 Costall 1995, 471–472.

35 Oevermann 1993, 264.

36 Loveland thematisiert Affordanz im Kontext der Beschreibung von Störungen aus dem autistischen

Spektrum, die sich unter anderem in einer Blindheit gegenüber der Affordanz eines Gegenstandes und der Präferenz idiosynkratischer Verwendungen äußern.

1. Affordances for physical transactions with the environment (e.g., grasping, walking, eating) [...].
2. Specific, culturally selected affordances that reflect preferred but not necessary interactions (e.g., socks afford wearing on one's feet). Socks also afford use as containers for small objects and as handkerchiefs, but the latter are not preferred affordances. Preferred affordances are selected from among the very rich set of possible affordances available to the perceiver.
3. Social and communicative affordances that reflect the meaning of human activity for other humans [...]. These include not only the affordances of symbolic behavior such as human conversation and writing [...] but also the affordances of nonsymbolic activity such as facial expressions [...], gesture [...], body postures and movements [...], tone of voice [...], and the direction of gaze [...] that provide information about the actor as well as about other aspects of the environment.³⁷

In dem unter 1. und 2. Angeführten werden die beiden Parameter zusammengezogen, denn anstatt zwischen der Affordanz eines Gegenstandes und den von einer Entscheidungsinstanz selektiv angeeigneten und in Handeln umgesetzten Aspekte derselben zu unterscheiden, wird beides unter den Begriff „Affordanz“ subsumiert. Während dieser bei Gibson nur erst eine dem Gegenstand immanente Potentialität bezeichnet, verwendet Loveland ihn darüber hinaus zur Beschreibung von Aktualitäten, nämlich den historisch konkreten Realisierungen der Affordanz in der Praxis. Die Unterscheidung von Affordanz und ihrer praktischen Verwirklichung wird damit ersetzt durch die von „possible affordances“ und „preferred affordances“. Eine solche Entdifferenzierung des Affordanzbegriffes ist ein Einfalltor für Missverständnisse, wie sie sich in der an Gibson geübten Kritik äußern, sein Affordanzkonzept vernachlässige die Dimensionen des Sozialen, Kulturellen und Historischen. Wenig hilfreich erscheint es, von Affordanz nicht nur in Bezug auf Objekte, sondern auch auf die unter 3. genannten nonverbalen menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten zu sprechen, weil es terminologisch hochgradig verwirrend ist, Analoges, aber kategorial Verschiedenes mit derselben Vokabel zu belegen.

Ein im Zusammenhang mit Affordanzrekonstruktionen in archäologischen Kontexten häufig angeführtes ‚Experiment‘ ist das von dem Archäologen Duncan Garrow und der Soziologin Elizabeth Shove unternommene:

Our method was simple: we each selected a piece of material culture and gave it to the other person to ‘analyse’. We adopted this strategy in order to make ourselves think critically about the selected objects and about archaeology and

37 Loveland 1991, 100–101.

sociology. In 'applying' distinct approaches, we expected to reveal different methods of conceptualizing and describing each object, and to use any surprising and intriguing observations to reveal otherwise taken-for-granted features of our own ways of working.³⁸

Im Zuge der Durchführung dieses hier etwas euphemistisch als „method“ bezeichneten Planes erhielt die Soziologin aus der Hand des Archäologen die Klinge eines neolithischen Steinbeiles, während sie ihm umgekehrt eine rezente Zahnbürste überließ. Beide Objekte wurden gut sichtbar in den Arbeitsräumen beider verwahrt und gaben so allerlei Anlass für Kontemplationen und Kommentare seitens der Protagonisten wie auch deren Besucher. Erklärtes Ziel war es, Aufschluss über fachspezifische Voreingenommenheiten und Deutungsroutrinen zu erlangen, die sich in der archäologischen und soziologischen Beschäftigung mit materieller Kultur auswirken: „In confronting the axe and the toothbrush, we both enacted and tacitly reproduced many normally unspoken conventions of description and analysis“³⁹. Das Ergebnis ist wenig überraschend. Der Archäologe neigt zu einer intensiveren Betrachtung des Gegenstandes als solchem bzw. zu einem Vergleich mit ihm ähnlichen Objekten und weniger zu Überlegungen bezüglich seiner ehemaligen Praxiseinbettungen, während diese umgekehrt im Mittelpunkt der Überlegungen der Soziologin stehen. Aufgrund der Reichhaltigkeit des Materials ist in der Soziologie im Normalfall eine klar fokussierte Fragestellung erforderlich, damit sich die Untersuchung nicht in dieser Reichhaltigkeit verliert, während im Gegenstandsbereich der Archäologie wegen der quellenbedingten Selektivität der Gegenstände erst ihre genaue Analyse zu erweisen hat, welche Fragestellungen ihnen überhaupt angemessen sind. Die ‚Gegenstandsferne‘ der Soziologie artikuliert sich in der Behauptung, die Beilklinge sei ohne adäquate Fragestellung „nichts“⁴⁰, so als ob erst die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Objekt ihm Bedeutung verleihe. Diese Behauptung ist Ausdruck eines verbreiteten konstruktivistischen Fehlschlusses, in welchem die Rekonstruktion der Bedeutung eines Gegenstandes, die fraglos eine Konstruktionsleistung des jeweiligen Forschers ist, auf diese Bedeutung selbst projiziert wird. Vor dem Hintergrund dieser konstruktivistischen Hybris wird die Vernachlässigung der Objekte geradezu Programm, und es ist nicht verwunderlich, dass sie als relevant nur „as part of some other narrative“⁴¹ wahrgenommen werden.

„The stone could figure in a number of these stories: globalization, family relations, identity and innovation are all possibilities, but which is an appropriate frame? If the

38 Garrow und Shove 2007, 118.

39 Garrow und Shove 2007, 127.

40 „Analysis cannot proceed without a question and without some line of enquiry the stone is nothing. This is normal. In sociological and anthropologi-

cal writing, material artefacts are important not in their own right, but as part of some other narrative“ (Garrow und Shove 2007, 120).

41 Garrow und Shove 2007, 120.

stone is some kind of evidence, then what is it evidence of?“⁴² Die Antwort auf diese Frage muss Shove schuldig bleiben – bevor es aufschlussreich wird, die Rahmungen zu untersuchen, ist das Gerahmte selbst in den Blick zu nehmen, und dafür mangelt es an einer geeigneten Methode. Als Ergebnis wird festgehalten, dass die Soziologin das Handtuch, in welches die Beilklinge bei der Übergabe gehüllt war, „as odd as the rock“⁴³ und als Bestandteil des Gegenstandes interpretierte – was eher als Produkt der unklaren Versuchsanordnung bzw. unzureichenden Verständigung über den Charakter der zu tauschenden Objekte im Rahmen des Experimentes denn als Ausdruck disziplintypischer Herangehensweisen zu qualifizieren ist. Gemeinsam ist dem Vorgehen des Archäologen wie dem der Soziologin, dass eine tatsächliche Bestimmung des jeweiligen Gegenstandes im Sinne einer immanenten Rekonstruktion seiner Affordanz unterbleibt, wie überhaupt ein methodisch halbwegs geregeltes Verfahren beiden nicht zur Verfügung steht, weshalb sich die Analysen im Assoziativen erschöpfen. Gewiss sind Assoziationen zur Formulierung von Lesarten wichtig, aus denen der Chance nach ernstzunehmende Hypothesen folgen können, dazu bedürfen sie aber einer systematischen Geltungsbeurteilung, die das bloß Assoziative übersteigt.⁴⁴ Zugespitzt gesagt, übertragen Garrow und Shove das aus einem Mangel an einer Methode, die diesen Namen tatsächlich verdienen würde, resultierende Unvermögen zu einer adäquaten Gegenstandserschließung auf die Objekte, und so bleibt es bei einem mehr oder weniger unverbindlichen Räsieren über mögliche Rahmungen und Kontexte von Zahnbürste und Beilklinge.

In seiner Diskussion des Textes von Garrow und Shove führt Knappett ausdrücklich den Affordanzbegriff ein: „If affordances for skilled, directed action are to a large extent contextual and relational, then it will clearly be difficult to understand an object’s identity when its relations are removed or obfuscated“⁴⁵. Damit unterläuft er die objektepistemologischen Möglichkeiten des an den Objekten selbst ansetzenden Affordanzverständnisses Gibsons zugunsten einer relations- und kontextvermittelten Herangehensweise. Das Setting des Experimentes von Garrow und Shove dagegen erinnert Knappett an Werke von Surrealisten, an ein „objet trouvé“, bei dem ein Alltagsobjekt aus seinem Gebrauchszusammenhang herausgenommen und wie ein Kunstwerk präsentiert wird, und er fragt: „Is this playful displacement of an artefact [...] a step towards a ‘surrealist’ methodology in the social sciences?“⁴⁶. Nun kann der Verfremdungseffekt einer solchen Dekontextualisierung dabei hilfreich sein, eine „künstliche Naivität“ dem Gegenstand gegenüber einzurichten und so Aspekte an ihm zu entdecken, die eingebettet in Handlungszusammenhänge, gewöhnlich verborgen bleiben. Unerlässlich ist

42 Garrow und Shove 2007, 120.

43 Garrow und Shove 2007, 119.

44 Vgl. Jung 2003, 100–102.

45 Knappett 2007, 136.

46 Knappett 2007, 136.

dazu aber ein Verfahren, mit welchem er dann auch methodisch angeleitet ausgewertet werden kann. Artefakte in Quarantäne zu nehmen, wie es im Titel des Kommentars von Knappett treffend heißt, ist kein Selbstzweck, sondern nur erst Vorbedingung einer solchen Auswertung.

Einen expliziten Bezug zur Objektiven Hermeneutik stellt Hans Peter Hahn in seinem Kommentar des „Experimentes“ her. Die Gemeinsamkeit mit dem Vorgehen von Garrow und Shove sieht er in dem Bemühen um eine immanente, das heißt von fallspezifischem Vor- und Kontextwissen absehbende Interpretation: „[...] the parallels with the interdisciplinary experiment of the present authors are obvious. The merits of ‘objective hermeneutics’ are close to what the authors call ‘making the present unfamiliar’“⁴⁷. Diese Parallelen sind gewiss vorhanden, doch beschränkt sich, anders als Hahn suggeriert,⁴⁸ die Analyse im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik nicht in der immanenten Interpretation. Vielmehr bildet sie die Grundlage dafür, den Kontext, die praktischen Rahmungen des Gegenstandes, geregelt in die Analyse einzubeziehen. Und während bei Garrow und Shove „method“ nur eine Metapher ist, handelt es sich bei der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse um eine Methode im buchstäblichen Sinne, also um ein methodisch kontrolliertes und methodologisch begründetes Verfahren.

Ebenfalls in Zusammenhang mit Affordanzrekonstruktionen thematisiert Jennifer Bagley das „Experiment“ von Garrow und Shove.⁴⁹ Ihr Bezugspunkt bei dem Versuch, die Zuschreibung von Bedeutungen an neolithische Steinbeile nachzuvollziehen, ist allerdings nicht das Affordanzkonzept Gibsons, sondern das von Norman, der den Begriff der Affordanz „mit leichten Modifikationen in die Design-Theorie eingeführt“⁵⁰ habe. Tatsächlich führen diese Modifikationen zu einer Schwerpunktverlagerung von der objektimmanenten Affordanz zu der Wahrnehmung der Affordanz und damit zu einer Unterbietung des bei Gibson angelegten objektivistemologischen Potentials.⁵¹ Normans Abwandlungen des ursprünglichen Verständnisses von Affordanz waren folgenreich – „this conception has become so widespread that perceptibility is now taken as the sine qua non of affordance“⁵² – und werden verständlich, wenn man sich den Kontext vergegenwärtigt, in welchem Norman Affordanz behandelt: Bezogen nämlich

47 Hahn 2007, 133.

48 „Overmann and his disciples voluntarily strip an object of any accompanying text or oral explanation. Thus they achieve an objectivity, which, they claim, is of universal relevance, which applies for people in any society“ (Hahn 2007, 133).

49 Bagley 2015, 205–206.

50 Bagley 2015, 194.

51 Norman selbst hat rückblickend die unglückliche terminologische Gleichsetzung von ‚Affordanz‘ und ‚wahrgenommener Affordanz‘ korrigiert: „PO-

ET [The Psychology of Everyday Things (Norman 1988), M.J.] was about ‘perceived affordance’. When I get around to revising POET, I will make a global change, replacing all instances of the word ‘affordance’ with the phrase ‘perceived affordance’. The designer cares more about what actions the user perceives to be possible than what is true“ (Norman 1999, 39). In demselben Text betont er außerdem die Differenz der Affordanz zu Konventionen des Umgangs mit ihr (Norman 1999, 42).

52 John und Sutherland 2005, 407.

auf die Handlungsprobleme von Designern, deren Aufgabe es ist, Affordanz planend zu antizipieren und Gebrauchsgegenstände derart zu gestalten, dass sich einem Benutzer die Affordanz unmittelbar erschließt.⁵³ Joanna McGrenere und Wayne Ho exemplifizieren die beiden unterschiedlichen Affordanzbegriffe Gibsons und Normans anhand der Affordanz einer Tür:

Consider a door with no handle and no flat panel. Without prior knowledge of how the door operated, an actor would find it difficult to know the direction of opening. Following Gibson's definition, the fact that the door can be opened by a given actor is sufficient to determine that it has an affordance. [...] There does not need to be any visual information specifying the correct direction to the actor for there to be an affordance. According to Norman's use, on the other hand, the affordance would only exist if there was information to specify the possibility for action and the actor had learned how to interpret the information. In this case, there would need to be a door handle that signaled the direction of opening to the actor.⁵⁴

Zur Verdeutlichung der Differenz des Affordanzverständnisses Gibsons zu dem Normans ließe sich ein Experiment⁵⁵ zur Bedeutung des kulturellen Hintergrundwissens bei der Wahrnehmung von Affordanz am Beispiel der Stellung von Lichtschaltern anschließen. US-amerikanische Probanden deuteten heruntergedrückte Schalter überwiegend anders als britische: „The study clearly shows that UK subjects thought the down position of a light switch indicates it is ‘ON’; for their US counterparts it was ‘OFF’“⁵⁶. Während für Gibson die Affordanz des Schalters darin läge, mittels eines Wechsels der Stellung eine Veränderung herbeizuführen, bei der es für die Affordanz des Schalters zunächst unerheblich wäre, worin diese besteht, könnte man nach Norman von Affordanz nur dann sprechen, wenn an dem Schalter selbst deutlich würde, welche Veränderung ein Umlegen bewirkt.

Bagley versteht in der Nachfolge Normans Affordanz als relationales Phänomen und geht davon aus, dass, wie es in Bezug auf das „Experiment“ von Garrow und Shove heißt, „die Beziehung (oder affordance) zwischen Mensch und Objekt eine wechselseitige Verbindung darstellt“⁵⁷. Dieses Verständnis hat zur Folge, dass sie eine Rekonstruktion der Affordanz der Steinbeile,⁵⁸ um die es ihr zu tun ist, gar nicht mehr durchführt bzw. sie auf einige sehr allgemeine Anmerkungen reduziert:

53 Umgekehrt zeigen die Forschungen zu den Weisen kultureller Aneignung eindrucksvoll, in welchem Maße im Zuge von Aneignungsprozessen Affordanz von Artefakten in der Praxis aufgenommen werden, die nicht den Intentionen ihrer Hersteller entsprechen, welche sie zur Erfüllung anderer Funk-

tionen anfertigten (vgl. Hahn 2011).

54 McGrenere und Ho 2000, 181.

55 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004.

56 Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004, 81.

57 Bagley 2015, 206.

58 Zu Ansätzen zu einer solchen vgl. Jung 2012, 377.

Die Mehrheit der neolithischen Steinbeile wurde als multifunktionales Werkzeug eingesetzt, vor allem in der Verarbeitung von Holz. Die Schäftung erfolgte dabei je nach Form des Beiles oder der Axt auf unterschiedliche Arten. Neben dieser vorrangigen Nutzung deuten einige Funde und Befunde auf eine Verwendung als Waffe sowie auf eine Bedeutung in sozialen und religiösen Kontexten hin, als potenzieller Prestigemarker, als Statussymbol und Kultobjekt.⁵⁹

Die Kategorisierung als „multifunktionales Werkzeug“ kann eine präzise Affordanzrekonstruktion nicht ersetzen, und ohne eine solche verlieren sich die Thematisierungen der tatsächlichen Verwendungskontexte in relativistischer Beliebigkeit, in der Buntheit der Welt der Erscheinungen, ohne dass das ihnen Gemeinsame noch nachvollziehbar wäre.

Wie man bei einer detaillierten Rekonstruktion der Affordanz archäologischer Objekte prozedieren kann, hat Arnica Keßeler anhand von traditionell als ‚Spinnwirtel‘ angesprochenen Gegenständen demonstriert, die bei Ausgrabungen in dem neolithischen/äneolithischen Tell Monjukli Depe in Turkmenistan gefunden wurden.⁶⁰ Das Gelingen einer solchen Rekonstruktion gründet bei ihr darin, dass sie Gibson beim Wort nimmt und die Affordanz als dingimmanente Eigenschaften begreift. Daraus zieht Keßeler die Konsequenz, die Untersuchung mit einer Explikation eben dieser Eigenschaften zu beginnen, was sie auch davor bewahrt, bei der Deutung über die Intentionen der Hersteller dieser Objekte zu spekulieren und aus diesen Intentionen deren Bedeutung ableiten zu wollen.⁶¹ Problematisch sind hingegen terminologische Bestimmungen Keßelers bzw. deren Implikationen:

Im Fall des ‚Fundstücks‘ definiert erst das Auffinden das Ding und lässt sich nicht davon trennen. Der Begriff impliziert, dass die Funde erst mit dem Auffinden durch ArchäologInnen ihren Sinn erhalten bzw. erfüllen, also erst gefunden werden müssen. Bedingung für das Verständnis des Dinges als ‚Gegenstand‘ ist seine Wahrnehmung, ein Erkennen als Gegenüber, um eine Interaktion überhaupt erst zu ermöglichen. Das bedeutet, eine menschliche AkteurIn wird mit der Bezeichnung ‚Gegenstand‘ immer mitgedacht.⁶²

Diese Argumentation, so könnte man sagen, verstrickt sich in den Aporien der Subjekt-Objekt-Opposition Kantischer Prägung, ohne aber zugleich die Vorzüge einer transzendentalen Betrachtung geltend machen zu können. Zwar verweisen die gewählten Begrifflichkeiten auf die Unterscheidung von ‚Ding an sich‘ einerseits und Erfahrungsgegenständen andererseits, gedacht wird aber in der Immanenz konkreter Wahrnehmun-

59 Bagley 2015, 195–196.

60 Keßeler 2016.

61 Keßeler 2016, 346.

62 Keßeler 2016, 343.

gen von Gegenständen durch Akteure und auf der Grundlage dieser Wahrnehmungen stattfindender „Interaktionen“. Es geht also nicht um das Verhältnis eines transzendentalen Wahrnehmungs- und Erkenntnissubjektes zu Gegenständen möglicher Erfahrung, ganz unabhängig davon, ob sie auch faktisch erfahren werden. Keßlers an Bruno Latour angelehnte Bestimmungen sind in ihrem Konkretismus zu restriktiv, als dass sie eine wahrhaft transzendentalpragmatische⁶³ Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit von Praxis gestatten würden.

Der Begriff „Fundstück“ impliziert mitnichten, „dass die Funde erst mit dem Auffinden durch ArchäologInnen ihren Sinn erhalten bzw. erfüllen“⁶⁴, vielmehr handelt es sich um ein vorläufiges Prädikat, das einem unbekanntem Gegenstand zugeordnet wird, dessen weitere Bestimmung noch aussteht. Mit „Fundstück“ wird ein derartiger Gegenstand daher nicht definiert, es wird vielmehr nur die eine bekannte Eigenschaft desselben benannt.⁶⁵ Die Behauptung, erst das Handeln der Archäologen verleihe ihm Sinn, erinnert an Shoves „without some line of enquiry the stone is nothing“⁶⁶. Tatsächlich hat ein Ding einen objektiven, in seiner Affordanz liegenden Sinn, der unabhängig davon ist, ob er wahrgenommen wird oder nicht; zu seiner unmittelbaren Wahrnehmung durch Akteure und seiner expliziten Rekonstruktion durch Archäologen bedarf es gewiss erkennender Subjekte, die aber eben ein bereits Vorhandenes, den objektiven Sinn, wahrnehmen und rekonstruieren. Selbstverständlich gibt es auch subjektiv-ideosynkratische Sinnzuschreibungen, die aber den objektiven Sinn nicht tangieren und eher etwas über die Subjekte als über die Objekte aussagen.

Misslich ist ferner die Rede von „Interaktion“, weil eine solche mindestens zwei Handlungsinstanzen voraussetzt, während hier nur eine gegeben ist. Ein mit oder an einem Gegenstand Handlungen vollziehender menschlicher Akteur konstituiert Interaktionen höchstens in einem metaphorischen Sinne. Es wäre ein Kategorienfehler, die Struktur der sprachlichen Darstellung, in welcher Gegenstände als Satzsubjekte in der Tat Handlungen zu vollführen scheinen, umstandslos auf die Realität projizieren zu wollen, wie Latour dies unternimmt.⁶⁷

63 Die von Karl-Otto Apel entwickelte Transzendentalpragmatik reflektiert, wie auch die Universalpragmatik Jürgen Habermas' (Habermas 1976), die Bedingungen der Möglichkeit sprachlicher Verständigung, nicht die humaner Praxis in toto, weshalb sie in früheren Texten auch zutreffend als „transzendental Sprachpragmatik“ (z. B. Apel 1976) bezeichnet wurde.

64 Keßler 2016, 343.

65 Insofern könnte man das so verstandene ‚Fundstück‘ mit den „epistemischen Dingen“ Hans-Jörg Rheinbergers parallelisieren; an diesen allerdings ist pro-

blematisch, dass Eigenschaften des Erkenntnisprozesses dem zu Erkennenden zugeschrieben werden: „To say that epistemic objects have a fragile and fluctuating existence is to say (correctly) that our understanding is a fluctuating and changing thing“ (Bloor 2005, 311).

66 Garrow und Shove 2007, 120.

67 Vgl. Jung 2012, 381; Jung 2015, 40–42. Damit einer geht ein Aufweichen des Handlungsbegriffs, das dazu führt, dass das Handeln von Menschen nicht mehr den Normalfall ausmacht, sondern als „emphatisches Handeln“ als ein Grenzfall von Handeln

Keßeler fährt fort:

Die Beschreibung von materiellen Hinterlassenschaften als Objekte verweist hingegen auf die Dichotomie der Subjekt-Objekt Trennung. Das Objekt wird im klaren Gegensatz zum Subjekt konzipiert; beide bedingen sich zwingend gegenseitig. Der Mensch wird zumeist als Subjekt dem Ding gegenübergestellt, wobei er, zumindest in der westlichen, dem Humanismus verhafteten Welt, als hervorgehoben, einzigartig und damit überlegen aufgefasst wird, Dinge hingegen zumeist als unterlegen und/oder nachrangig verstanden werden [...]. Hiermit wird eine Rangordnung terminologisch gefestigt, die den Menschen an erste und Dinge an zweite Stelle stellt. Diese wird oft noch weiter unterteilt und ist letztlich normativ belegt.⁶⁸

Diese Kritik bleibt in der von ihr kritisierten Subjekt-Objekt-Dichotomie gefangen. Davon abgesehen, dass das Postulat einer Überhöhung des Subjektes auch etymologisch⁶⁹ bedenklich ist, da ein solches ja wörtlich genommen ein ‚Unterworfenes‘ ist, besteht ungeachtet des wechselseitigen Bedingungsverhältnisses auch eine fundamentale Asymmetrie: Das Subjekt kann das Objekt erkennen und es handelnd in seine Praxis einbeziehen, während das Objekt umgekehrt weder erkennen noch handeln kann. Sicher können Objekte bestimmte Praxisformen ermöglichen und andere verschließen, handeln als Vollzug im Sinne von Parameter 2 können aber nur Subjekte. Keßelers Kritik an monströsen Überhöhungen dieser Asymmetrie mag man zustimmen, sie wird problematisch, wenn mit dieser Kritik auch die Asymmetrie als solche ideologiekritisch geleugnet wird.⁷⁰ Anders gesagt: Schief wird die Argumentation dann, wenn aus dieser Konstellation abgeleitet wird, Subjekt und Objekt begegneten sich gleichsam auf Augenhöhe,⁷¹ was bedeute, dass jene auch für diese Angebote bereithalten. Keßelers Folgerung daraus lautet: „Angebote sind somit den Dingen immanent; Möglichkeiten entstehen erst in der Interak-

überhaupt verstanden wird (vgl. hierzu die instruktive Diskussion in Roßler 2016, 84–124). In diesem Sinne haben Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer einen gradualisierten Handlungsbegriff vorgeschlagen, doch verfehlt die von ihnen postulierte Aufstufung des Handelns von Kausalität über Kontingenz zu Intentionalität (Rammert und Schulz-Schaeffer 2002, 48) gerade die *differentia specifica* des Handelns, nämlich seine Regelgeleitetheit. Zur Vermeidung eines „Quasi-Animismus“ unterscheidet Bernhard Waldenfels „zwischen unadressierten und adressierten Aufforderungen“ (Waldenfels 2015, 65).

68 Keßeler 2016, 343–344.

69 Im Übrigen verweist auch ‚Ding‘ immer schon auf menschliche Akteure, insofern damit ursprünglich eine (Gerichts-)Versammlung bzw. Verhandlung bezeichnet wurde, ehe diese Bezeichnung metonymisch auf die dort verhandelte Sache übergegangen ist; vgl. hierzu auch Martin Heideggers extensive, die ursprüngliche Wortbedeutung überdehnende Interpretation in Heidegger 1954.

70 Zu der wichtigen Unterscheidung von ontologischer und methodologischer Asymmetrie vgl. Preda 2000.

71 In Überbietung des Ansatzes von David Bloor (Bloor 1991, 175–179) wird diese Position programmatisch von Latour (Latour 2008) vertreten.

tion und sind nicht den Dingen immanent⁷². In den sogenannten ‚Interaktionen‘ von Mensch und Gegenstand werden Möglichkeiten übersehen, ignoriert, wahrgenommen oder verwirklicht, aber nicht konstituiert. Die objektiven Möglichkeiten sind in der Tat dem Gegenstand immanent, sofern dieser ein Gegenstand möglicher Praxis ist.⁷³

3 Exemplarische Fallstudie

3.1 Methodologische Vorbemerkungen

Eine zentrale und nur scheinbar triviale Schwierigkeit bei der Auswertung archäologischen Materials liegt in seiner *Nichtsprachlichkeit*, die zugleich eine Differenz zu den Quellen der Geschichts- und Sozialwissenschaften markiert, welche auf schriftliche Quellen zurückgreifen können, in denen die beispielsweise für die Sozialstruktur und Sozialgeschichte relevanten Sachverhalte immer schon begrifflich gefasst sind. Die Archäologie⁷⁴ dagegen steht vor der Aufgabe, ihre Gegenstände allererst in eine sprachliche Beschreibung überführen zu müssen, ohne dass dabei Vorannahmen, Vorurteile und Deutungsmuster mechanisch übertragen werden, welche dem Alltagsvokabular oder der übernommenen Terminologie anderer Fächer innewohnen.⁷⁵ Das unterscheidet die Archäologie auch von einer Disziplin wie der Ethnologie, die rezente Zeugnisse materieller Kultur untersucht, bei welchen im Normalfall die Bezeichnungen und Verwendungen seitens der Praxis, in die sie eingebettet waren, zumindest der Möglichkeit nach ebenfalls überliefert sind.

Als weitere Eigenheit des archäologischen Materials ist seine hohe *Selektivität* zu nennen, die mindestens drei Mechanismen geschuldet ist:

1. Den Eigenlogiken der verschiedenen Fundgattungen, die Ausdruck menschlicher Tätigkeit sind und in der Archäologie traditionell mit der Unterscheidung von Siedlungs-, Gräber- und Hortfunden umschrieben werden.

72 Keßeler 2016, 349.

73 Keßelers Unterscheidung von Angebot und Möglichkeit erinnert an Überlegungen von John Searle, der zwischen Eigenschaften und Funktionen von Objekten differenziert. Die Eigenschaften, die es erlauben, einen Gegenstand beispielsweise als Schraubendreher zu verwenden, seien objektiv, die Zuschreibung einer Funktion sei dagegen relativ zu einem Beobachter bzw. Benutzer (Searle 2011, 19).

74 ‚Archäologie‘ bezeichnet im Folgenden stets, auch wenn dies nicht ausdrücklich markiert wird, die Prähistorische Archäologie.

75 Diese basale Problematik wird auf den unterschiedlichsten Aggregierungsniveaus virulent, von der Funktionsbestimmung eines einzelnen Gegenstandes bis hin zu ethnischen Deutungen archäologischer Relikte in großräumigen Arealen.

2. Den durch natürliche Zersetzungsprozesse bewirkten Transformationen, das heißt die Selektivität aufgrund der unterschiedlichen Erhaltung von Materialien.
3. Den Zufälligkeiten und Unwägbarkeiten bei seiner Auffindung und Bergung, die Selektivität aufgrund der Kontingenz dessen also, was überhaupt entdeckt wird.

Diese drei Selektionsmechanismen lassen sich mit dem Protokollbegriff der Objektiven Hermeneutik⁷⁶ neu formulieren. Bezüglich der Protokollierungshandlungen, die mit dem protokollierten Gegenstand oder Ereignis immer auch selbst protokolliert sind, können analog zu den Selektionsmechanismen drei Ebenen unterschieden werden, von denen die erste und dritte Ebene die sinnstrukturierten Anteile des Protokolls beschreiben:

1. Ebene: Die vergangene Realität, in der ein Gegenstand hinterlassen wird, sei es als Resultat einer Überlieferungsentention oder nicht.
2. Ebene: Die organisch-chemischen Veränderungen der Stofflichkeit der Gegenstände.
3. Ebene: Die Handlungen, die mit der Ausgrabungs- und Dokumentationstätigkeit verbunden sind und die zu der konkreten, schließlich auswertbar vorliegenden Ausdrucksgestalt führen.

Wie bereits dargelegt, ist im Methodenmodell der Objektiven Hermeneutik die Unterscheidung von zwei elementaren, die Praxis determinierenden Parametern zentral: Parameter 1 erzeugt qua geltender Regeln wohlgeformte Anschlussmöglichkeiten an einen Handlungsverlauf, Parameter 2 wählt aus diesen objektiven Möglichkeiten eine konkrete aus und verwirklicht sie. Die von Parameter 1 als Bedingung der Möglichkeit von Praxis entfalteten Handlungsoptionen bilden so die Grundlage für den Vollzug von Praxis durch Parameter 2.⁷⁷ In der Abfolge der Auswahlentscheidungen konstellierte sich die Fallstruktur einer historisch konkreten Lebenspraxis – eines Individuums, einer Familie, einer Institution, einer politischen Vergemeinschaftung etc., und das Erkenntnisinteresse der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse richtet sich auf die innere

⁷⁶ Oevermann 2004.

⁷⁷ Claude Lévi-Strauss als Vertreter des älteren Strukturalismus neigte dazu, die Handlungsinstanz des Parameters 2 lediglich auf einen Appendix der sozialitätskonstituierenden Regeln des Parameters 1 zu reduzieren, bei dem ihn kritisierenden Pierre

Bourdieu dagegen findet sich die komplementäre Vereinseitigung, insofern er mit dem „Habitus“ den Parameter 2 mit Eigenschaften des Parameters 1 versieht und so die Ermöglichungsbedingung von Praxis mit dieser selbst zusammenzieht.

Gesetzlichkeit einer solchen Fallstruktur. Bei einer Operationalisierung der beiden Parameter für eine Anwendung auf materielle Kultur wird nun die Frage virulent, worin hier eigentlich die zu rekonstruierende Fallstruktur besteht. Begreift man ein archäologisches Datum als Ausdrucksgestalt einer vergangenen Lebenspraxis, dann ist diese darin in einem umfassenden Sinne verkörpert, jedoch außerordentlich fragmentarisch. Insofern bildet auch diese Lebenspraxis in ihrer Totalität die zu rekonstruierende Fallstruktur.⁷⁸ Wegen der Fragmentarität der Daten wären Fragen zum Beispiel nach Sozialstrukturen wie Verwandtschafts- oder Herrschaftsorganisationen viel zu selektiv. Während es bei einem typischen Gegenstand soziologischer Analyse (wie etwa einem biographischen Interview) unabdingbar ist, vorab eine präzise Fragestellung zu formulieren, muss sich bei archäologischem Material erst im Verlauf der Analyse erweisen, welche Fragestellungen es überhaupt zulässt, zumal auch die Praxis- und Interaktionseinbettungen der Gegenstände zumeist unbekannt ist.

Bezogen auf den Parameter 1 ist überdies die Beschaffenheit der seinerzeit geltenden generativen Regeln unbekannt – verfügt ein Soziologe bei der Analyse von Aspekten der Gegenwartsgesellschaft sozialisationsvermittelt über ein (implizites, aber rekonstruier- und damit explizierbares) Wissen über diejenigen Regeln, welche auch seinen Forschungsgegenstand konstituieren, so stellt sich bezogen auf die materielle Kultur vergangener Epochen die Frage, welche Gemeinsamkeiten bei ihrer Analyse überhaupt in Anspruch genommen werden können, auf welche Allgemeinheiten die Interpretation rekurrieren kann. Auch wenn sich Postulate anthropologischer Universalien allzu oft als Übergeneralisierungen kulturspezifischer Phänomene erweisen, lassen sich dennoch Universalien auf drei Ebenen postulieren.⁷⁹ Erstens die zur Gattungsausstattung des Menschen zählenden epistemischen Strukturen, zweitens die mit der menschlichen Anatomie gesetzten Möglichkeiten und Grenzen in der Nutzung der Naturgesetze sowie drittens ‚pragmatische‘ Universalien in Gestalt universeller, aber je kulturell konkret zu bearbeitender Handlungsprobleme. Neben der materiellen und sexuellen Reproduktion sind beispielsweise die folgenden zu nennen: Herstellung und Aufrechterhaltung von Gerechtigkeit, insbesondere der Verteilungsgerechtigkeit, Sozialisation von Nachwuchs, Regelung des Übergangs zum Erwachsensein, Bewältigung von Krankheit und außeralltäglichen Krisen, Verabschiedung und Bestattung der Verstorbenen. Diese pragmatischen Universalien können als Orientierungs- und Ordnungsprinzipien bei der For-

78 Darin ist auch der Grund dafür zu sehen, dass die Tradition der deutschsprachigen ur- und frühgeschichtlichen Archäologie die ausdrückliche Frage nach der Erschließbarkeit distinkter Kulturen aus archäologischen Quellen häufig wie selbstverständlich übersprungen und gar nicht eigens als Fraglichkeit diskutiert hat. In dem Bemühen um eine ethnische

Deutung archäologischer Gegenstände ist implizit mitgesetzt, dass der ihr vorgelagerter Schluss von materialen Hinterlassenschaften auf Kulturen im Prinzip unproblematisch ist. Zum Komplex der ethnischen Deutung vgl. grundlegend Brather 2004.

79 Zu kulturellen Universalien vgl. Antweiler 2007.

mulierung heuristischer Fragen dienen und ermöglichen überhaupt erst die Einrichtung von Vergleichsoperationen.

Bei der Analyse ist fallspezifisches Vor- und Kontextwissen zunächst einmal zurückzustellen zugunsten einer extensiven gedankenexperimentellen Bestimmung und Ausbuchstabierung der objektiven Möglichkeiten bzw. der Affordanz eines Gegenstandes. Dieses immer wieder zu Missverständnissen Anlass gebende Vorgehen⁸⁰ hat nichts mit einer ‚Wesensschau‘ zu tun, es ist auch keine Selbstzweck, sondern Bedingung dafür, den Kontext im Anschluss methodisch geregelt in die Analyse einbeziehen zu können. Auch im Verlauf einer immanenten Analyse mag es zuweilen aus pragmatischen Gründen geraten erscheinen, Kontextinformationen zu konsultieren, wichtig ist jedoch, dass dies explizit und vor dem Hintergrund von Fraglichkeiten geschieht, die in der Analyse selbst aufgetreten sind.

Ein Problem der traditionellen archäologischen Gegenstanderschließung liegt darin, dass eine solche immanente Betrachtung nicht durchgeführt wird und stattdessen zu schnell Vergleiche angestellt werden, ohne dass an dem zu Vergleichenden hinreichend bestimmt wäre, woraufhin es eigentlich verglichen werden soll.⁸¹ Nur vor dem Hintergrund der immanenten Rekonstruktion zeichnet sich bei der Einbeziehung des Kontextes Erklärungsbedürftiges ab. Fraglos ist Vor- und Kontextwissen wegen des selektiven und fragmentarischen Charakters des Materials in den archäologischen Fächern enorm wichtig, damit Lücken geschlossen werden können – es wird aber problematisch dann, wenn es darum geht, Lücken überhaupt festzustellen. Mit dem hier vorgeschlagenen methodischen Vorgehen würde man also stets von einem konkreten Gegenstand ausgehend sich den Kontexten „von innen“, auf der Grundlage einer Affordanzrekonstruktion, nähern und sie schrittweise einbeziehen. Ein Archäologe würde dagegen eher „von außen“ ansetzen, beginnend etwa mit dem Wissen über eine bestimmte Epoche, über eine archäologische Kultur, Fundgattung, Form und Materialart. Es handelt sich dabei um eine fortschreitende Subsumtion, bei dem gegenläufigen Verfahren jedoch um eine sukzessive Rekonstruktion, in deren Verlauf auch das falsifikatorische Potential der verschiedenen Etappen der Erschließung zur Geltung gebracht werden kann. Mit Karl Marx⁸² könnte man sagen, dass die Archäologie typischerweise den Weg vom Abstrakten zum Konkreten nimmt, das hier propagierte Verfahren dagegen den vom Konkreten zum Abstrakten.

Was die Generalisierbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse über einen Fund oder Befund angeht, kann auf die Operation der Strukturgeneralisierung verwiesen werden.⁸³

80 Vgl. Jung 2015, 51–58.

81 Vgl. hierzu exemplarisch Jung 2004b und ausführlich Jung 2006.

82 Marx 1961, 632.

83 Zur Strukturgeneralisierung siehe Oevermann 1981; Oevermann, Schuster und Simm 1985, 276–293; Oevermann 1996, 13–19; Oevermann 2000, 116–129.

Jede Fallrekonstruktion ist, im Unterschied zu einer bloßen Fallbeschreibung, als solche die Bestimmung eines allgemeinen Typus, ungeachtet seiner empirischen Häufigkeit. Ein Grab etwa ist nicht bloß eine besondere Merkmalsausprägung oder -kombination, sondern als Typus zu rekonstruieren, denn es ist keine Stichprobe aus einer Grundgesamtheit. Überhaupt ist es kaum möglich, aufgrund der Kontingenz dessen, was den Archäologen zur Kenntnis gelangt, unabhängige Stichproben zu erheben und empirische Generalisierungen durchzuführen. Freilich können quantifizierende Techniken heuristisch hilfreich sein und zum Beispiel einen abkürzenden Überblick über komplexe Fundkonstellationen verschaffen, was eine Typenrekonstruktion aber nur ergänzen, nicht ersetzen kann.

Das komplexe Verhältnis von Funktionalität, Ästhetik und Symbolbedeutung wäre am konkreten Gegenstand zu diskutieren, an dieser Stelle daher nur einige abstrakt-allgemeine Anmerkungen.⁸⁴ Eine klassifikatorische Aufteilung in Funktionalität einerseits und Ästhetik andererseits wäre bei Gebrauchsgegenständen offensichtlich unsinnig, denn funktionale und ästhetische Momente sind faktisch immer amalgamiert und vermittelt. Gleichzeitig besteht jedoch auch ein konstitutionslogisches Einbettungsverhältnis des Ästhetischen in das Funktionale, denn die ästhetische Gestaltung, die Wahlmöglichkeiten in der Ausführung voraussetzt, ist gebunden an Kultur, während Funktionalität als Ausnutzung naturgesetzlicher Gegebenheiten dem immer schon vorausgeht. Gewiss kann eine Brechung von Funktionsgesetzen durch ästhetische im Sinne einer bewussten Verzerrung nicht ausgeschlossen werden, eine solche Annahme ist aber gemäß der Sparsamkeitsmaxime zurückzustellen, bis sich am Gegenstand selbst Indikatoren hierfür namhaft machen lassen. Eine vergleichbare Einbettungsrelation ist auch für das Verhältnis von Funktionalität und symbolischer Bedeutung anzunehmen. Die Symbolbedeutung stellt sich dann als Umrahmung einer funktionalen Primärbedeutung dar, die es zuvor zu bestimmen gilt.⁸⁵

Im Folgenden soll die Affordanz eines archäologischen Gegenstandes anhand eines Protokolls exemplarisch rekonstruiert werden.⁸⁶ Bei dem Protokoll handelt es sich um eine Zeichnung (Abb. 1), die, anders als ein sprachlicher Text, nicht in sich sequentiell verfasst ist, was aber für eine Sequenzanalyse kein grundsätzliches Problem bedeutet, da die Zeichnung für eine Auswertung ohnehin in eine sprachliche Beschreibung überführt werden muss und sich auf dieser Ebene Sequenzialität herstellt.⁸⁷ Die Reihenfolge,

84 Verwiesen sei auf die folgenden ausführlichen Fallanalysen zu diesem Komplex: Jung 2004a; Jung 2005; Jung 2009; Jung 2012.

85 Vgl. Jung 2005.

86 Die Fallstudie geht auf einen Vortrag zurück, den ich auf der Tagung *Strukturanalyse auf den Ebenen der Meso- und Makroaggregation* der Arbeitsgemeinschaft

Objektive Hermeneutik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im September 1999 gehalten habe.

87 Gewiss wäre das beste Protokoll eines Gegenstandes der Gegenstand selbst, der aber in archäologischen Kontexten für eine Autopsie und erst recht einen haptischen Umgang zumeist nicht zur Verfügung

in welcher die Komplexe Konstruktion, Gestaltung sowie Material und Abmessungen behandelt werden, ist nicht zwingend, sondern nur zweckmäßig.⁸⁸ Der Gegenstand soll in seiner ‚Totalität‘ bestimmt werden, was aber nicht umfangslogisch misszuverstehen ist, sondern im Sinne der Rekonstruktion seiner Fallstruktur als der für ihn kennzeichnenden Formel – etwas altertümlich ausgedrückt, könnte man sagen, es geht um die Explikation seines Begriffes.

Die Zeichnung als Protokoll bedeutet eine abstrahierende, hochstilisierte Gegenstandsdarstellung. Die Klarheit der Linienführung lässt bestimmte Details hervortreten, so zum Beispiel das aus drei Bändern gebildete Muster auf der dem Betrachter zugewandten, oberen horizontalen Leiste, sie bedingt zugleich auch Unentscheidbarkeiten, denn der zeichnerischen Repräsentation des Musters ist nicht zu entnehmen, ob es geschnitzt oder aufgemalt ist oder ob es sich um Intarsien handelt, was beispielsweise aus einer Farbfotographie unmittelbar hervorgehen würde. Auch bei den Linien der vier zu den Enden hin sich verjüngenden Elemente wird aus der Zeichnung nicht deutlich, ob sie vereinfachend Abschattierungen wiedergeben oder aber dem Gegenstand selbst geschuldet sind und auf eine Maserung des Materials verweisen. Dieses Material selbst kann auf der Grundlage der Zeichnung allein ebenfalls nicht zweifelsfrei identifiziert werden, im Falle einer Maserung wäre Holz als Werkstoff naheliegend, dieser könnte aber auch zum Beispiel Elfenbein sein. Die Information zu dem Material wird auf der die Zeichnung wiedergebenden Bildtafel angeführt, oberhalb ihrer ist „Holz“ ohne weitere Spezifizierungen vermerkt; als einzige weitere schriftliche Information ist der Maßstab der Zeichnung angegeben, der ein Drittel der natürlichen Größe beträgt. Die Zeichnung ist kein Kunstwerk im Sinne der Entfaltung einer eigenlogischen fiktionalen Realität, sie bezieht sich vielmehr auf eine vorausgesetzte Wirklichkeit außerhalb

steht. Im Normalfall ist man auf photographische oder zeichnerische Dokumentationen angewiesen, und deshalb soll eine solche auch dieser exemplarischen Analyse zugrunde gelegt werden. Im Übrigen ist es auch dann, wenn der Gegenstand vorliegt, erforderlich, als Voraussetzung der Analyse eine sprachliche Beschreibung anzufertigen. Für einen methodisch geregelten Erschließungsprozess ist es wichtig, dass man überhaupt anhand eines Protokolls mit der Auswertung beginnt, sich über dessen Eigenheiten Rechenschaft ablegt, es extensiv ausschöpft und Fragen und Hypothesen bezüglich des Protokollierten formuliert, die sich dann mit Hilfe anderer Protokolle möglicherweise beantworten lassen. Eine Zeichnung wie die vorliegende hat einer Fotografie gegenüber einige Vorzüge: Details lassen sich besser akzentuieren, Profile und Querschnitte darstellen. Außerdem sind Zeichnungen

in Publikationen einfacher zu reproduzieren. Die Zeichnung als „das visualisierte Pendant zur Beschreibung eines archäologischen Sachverhaltes“ (Wendowski-Schünemann 2013, 1) ist daher nach wie vor der dominante Modus wissenschaftlicher archäologischer Fundvorlagen, während Photographien vor allem ergänzenden Charakter haben.

- ⁸⁸ So wäre es unzweckmäßig, mit den Abmessungen unter Ausblendung von Form und Gestaltung zu beginnen. An der Tatsache, dass sich Größe (oder Kleinheit) nur schwer ohne vorgängige Bestimmung des ‚was‘ der Gestalt, interpretieren lässt, kann man auch ablesen, dass qualitative und quantitative Aspekte konstitutionslogisch nicht auf derselben Ebene liegen, sondern dass, wie schon in der Seinslogik Georg Wilhelm Friedrich Hegels ausgeführt (Hegel 1986), diese in jene eingebettet sind.

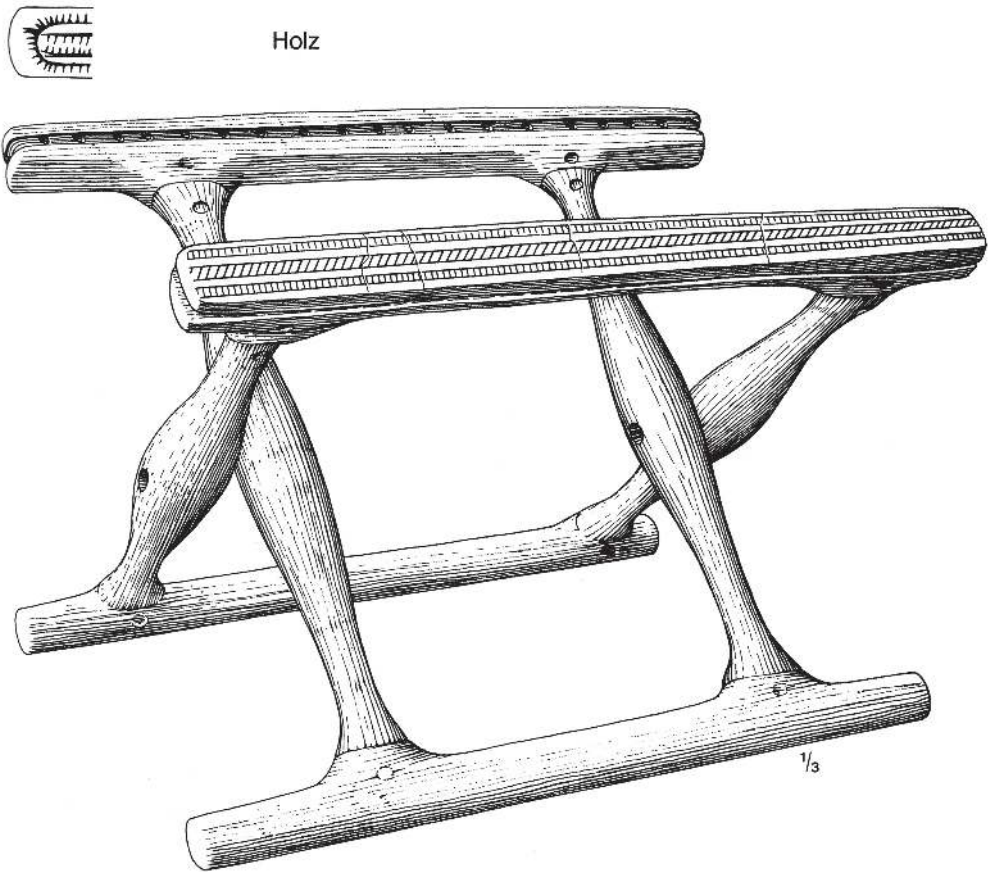


Abb. 1 Gegenstand der Fallstudie (nach Aner und Kersten 1986, Taf. 19).

ihrer selbst. Ein Gegenstand wird rein für sich möglichst realistisch abgebildet, nicht etwa gerahmt von einer für ihn typischen Umgebung. Schon die Sorgfalt der Abbildung und seine isolierte Präsentation wie ein Katalogangebot lassen darauf schließen, dass mit ihm ein bedeutendes Objekt vorliegt, sei es ein besonders wertvolles Stück oder ein wichtiger Erkenntnisgegenstand.

3.2 Konstruktion

Der Gegenstand besteht aus zwei fast kongruenten Grundelementen, die ihrerseits aus vier Teilen zusammengesetzt sind und eine rechteckige, rahmenförmige Gestalt haben. Von den vier Teilen sind wiederum je zwei in ihrer symmetrischen, sich verjüngenden

Anlage gestaltgleich, während bei den horizontalen Elementen Unterschiede zu konstatieren sind. Die – legt man die Anordnung in der Zeichnung zugrunde – oberen leistenförmigen, im Durchschnitt etwa quadratischen Teile sind in Längsrichtung ungefähr in ihrer Mitte von einer Rinne durchzogen, die den gesamten Umfang der Leisten umfasst, und in die runde Einkerbungen oder Durchbohrungen eingelassen sind, ca. 20 auf der hinteren Leiste. Auf der Oberseite der vorderen befinden sich die erwähnten bänderartigen Verzierungen. Da sich keine dem widersprechenden Anhaltspunkte finden, ist zunächst einmal von einer Gestaltgleichheit der beiden Leisten auszugehen, davon also, dass die Merkmale der vorderen und hinteren sich entsprechen und auch die hintere die Verzierungen und die vordere die Durchbohrungen aufweist, auch wenn dies der Zeichnung selbst nicht zu entnehmen ist. Dagegen haben die unteren Leisten eine abgerundete, stabähnliche Form. Die beiden rahmenförmigen Grundelemente weichen hinsichtlich des Abstandes der sich verjüngenden Teile voneinander ab, wodurch ein innerer und ein äußerer Rahmen entsteht, die sich ungefähr auf der Höhe der Mitte der seitlichen Elemente berühren. Dort genau befinden sich parallel zu den horizontalen Leisten eingebohrte Löcher, in die vermutlich bolzenförmige Verbindungselemente eingelassen sind, die es ermöglichen, die Winkelstellung der Rahmen zu verändern. Freilich geht diese Beweglichkeit selbst nicht aus der Abbildung hervor, auf dem Wege der gedankenexperimentellen Kontrastbildung wird jedoch deutlich, dass eine unbewegliche Variante des Objektes mittels zweier Kreuze und vier waagrechtter Leisten sich weit einfacher hätte verwirklichen lassen. Daher ist bis auf eine Markierung des Gegenteils davon auszugehen, dass die vorliegende Konstruktion auch funktional ist und die Funktion eben in der Beweglichkeit liegt.

Was aber ist als Funktion des Gegenstandes insgesamt anzunehmen? Er könnte Teil eines Gerätes sein, das mittels des Zusammenklappens etwas fixiert oder Druck auf etwas ausübt, also im weitesten Sinne eine zangenartige Konstruktion oder etwa ein Blasebalg; die unteren Leisten dienten dann der Handhabung. Als Zange wäre es aber wenig geeignet, weil die Achse, welche die Rahmenelemente verbindet, mittig angebracht ist und daher eine potenzielle Hebelwirkung nicht ausgenutzt wird – der mit dieser Konstruktion ausgeübte Druck entspricht dem auf die Handhaben einwirkenden. Bei einem Blasebalg wiederum wäre das Gerät in der vorliegenden Form dazu ungeeignet, großflächigen Druck auf den Balg auszuüben, es wären daher umfangreiche Ergänzungen erforderlich. Außerdem würde man die von der Zeichnung vorgegebene Orientierung des Gegenstandes verlassen, die erst einmal ernst zu nehmen ist. Funktionsansprachen wie die genannten wären bereits viel zu speziell. Allgemein lassen sich als Vorzüge der Zusammenklappbarkeit angeben, dass der Gegenstand raumsparend aufbewahrt und leicht transportiert werden kann. In der dargestellten Form wird seine praktische Verwendung allerdings dadurch konterkariert, dass er in keiner Weise belastbar ist, denn es

ist kein arretierender Mechanismus vorgesehen, der die Rahmen in einem einmal eingestellten Winkel fixieren könnte. Stabilität würde er erlangen, wenn man ihn um 90° kippte und er so auf den Leistenenden stünde. Auf diese Weise könnte er als Substruktion beispielsweise eines Tisches dienen, die entsprechenden Abmessungen vorausgesetzt. Unmotiviert wäre dann aber die unterschiedliche Gestaltung der oberen und der unteren Holme, und auch hier würde man das Objekt anders ausrichten als in der Zeichnung als dem auszuwertenden Protokoll vorgesehen.

Eine Nützlichkeit wäre gegeben, wenn man den Gegenstand um eine Bespannung zwischen den oberen Leisten ergänzte. Sie würde die Beweglichkeit nicht unterbinden, aber doch deren Spielraum begrenzen und zugleich eine Stabilisierung bedeuten. Auch die Durchbohrungen ließen sich so motivieren, nämlich als der Befestigung der Bespannung dienend. Zwei rezente Assoziationen liegen hier nahe: zum einen ein zusammenklappbarer Wäscheständer mit flexiblen horizontalen Leinen, zum anderen, mit einer flächigen Bespannung zum Beispiel aus Stoff oder Leder, ein Klappstisch bzw. ein Klappstuhl.⁸⁹ Eine Verwendung als Tisch käme allerdings nur dann in Frage, wenn es entweder die Möglichkeit einer Arretierung gibt, so dass die Bespannung straff gespannt bleibt und durch ungleichmäßige Gewichtsverteilungen nicht destabilisiert wird, oder eine Tischplatte aus festem Material auf das Gestell gelegt würde. Wäre eine solche vorhanden, hätte der Gegenstand auch als Tisch gezeichnet werden müssen, woraus sich wiederum kehrseitig schließen lässt, dass eine Platte zumindest nicht überliefert wurde, was die Lesart ‚Tisch‘ weniger wahrscheinlich erscheinen lässt.

Anders als bei einem Klappstisch wäre bei einem Klappstuhl (oder, wegen der fehlenden Rückenlehne, besser: Klapphocker) die flexible Bespannung höchst funktional, denn die Belastung durch einen darauf sitzenden Menschen ist anders als beim Tisch nicht bloß selektiv und deshalb destabilisierend, sondern gerade die relativ gleichmäßige Gewichtsbelastung hat den Effekt einer Stabilisierung, vor allem, wenn auch die Rahmen unmittelbar mit Gewicht belastet werden. Ein Klapphocker kombiniert auf

89 Denkbar wäre bei einem Klappstuhl auch eine Bespannung, die nicht flächig ist, sondern zum Beispiel aus Lederriemen besteht (vgl. das in Wanscher 1980, 283, abgebildete Exemplar). – Wie oben bereits zum forschungslogischen Stellenwert von Assoziationen bemerkt, können diese niemals die Geltung von Hypothesen begründen, wohl aber als Inspiration für Einfälle wichtig sein, aus denen sich möglicherweise Hypothesen entwickeln lassen. Natürlich können Assoziationen nur dem je eigenen, eingeschränkten Erfahrungshorizont entnommen werden, und naheliegend erscheint daher der Einwand, man projiziere diesen unkritisch auf die

ganze Menschheitsgeschichte. Die hier angeführten, mit dem zu analysierenden Objekt assoziierten Gegenstände – Wäscheständer, Klappstisch, Klapphocker – gehören einerseits der Lebenswelt eines Mitteleuropäers zu Anfang des 21. Jahrhunderts an und sind diesem aus eigener Anschauung gewärtig, andererseits stellen sie zugleich historisch konkrete Verkörperungen universeller Konstruktionsprinzipien dar und eröffnen den analytischen Zugang zu diesen. Wie stets ist auch hier zur Vermeidung vorschneider dogmatischer Festlegungen die gemeinsame Betrachtung von Allgemeinem und Besonderem unerlässlich.

diese Weise zwei Vorteile: Zum einen die durch Flexibilität und Beweglichkeit gewährleistete Mobilität und Raumersparnis, zum anderen bewirkt allein die seiner Funktion angemessene Verwendung in aufgeklapptem Zustand Stabilität.⁹⁰ Die skizzierten Vorteile legen daher die Annahme eines Gebrauches als Klapphocker nahe.

3.3 Gestaltung

Wie sich den in der Zeichnung sichtbaren Fugen und der unterschiedlich verlaufenden Maserung der Beine und Holme entnehmen lässt, wurden die Rahmen nicht jeweils aus einem Stück angefertigt. Dies hätte einen Mehraufwand bedeutet, außerdem hätten entweder Beine oder Holme quer zu der Maserung bearbeitet werden müssen. Sie sind anscheinend ineinander verzapft, und das organische Ineinanderübergehen der Teile ist nicht nur ästhetisch ansprechend, es minimiert zugleich die Bruchgefahr. Eine ähnliche wechselseitige Durchdringung von Funktionalem und Ästhetischem zeigen bereits die Beine für sich genommen: Ihr Durchmesser ist in Höhe der Achsen am größten, was ebenfalls einen stabilisierenden Effekt hat, weil sich die Gefahr des Ausbrechens der Bolzen verringert. Unter Funktionalitätsgesichtspunkten wäre eine einfache Säulenform der Beine gleichwertig, abgesehen vielleicht von der durch die Verjüngung erreichten Gewichtersparnis; die Anfertigung der sich verjüngenden Form ist jedenfalls aufwendiger.

Als explizite Ornamentik⁹¹ findet sich auf dem mit der Oberseite dem Betrachter zugewandten oberen Holm ein aus drei Bändern bestehendes Muster, bei dem sich wie erwähnt auf der Grundlage der Zeichnung nicht entscheiden lässt, ob diese Verzierung aus Schnitzwerk, Intarsien oder Aufmalungen besteht. Die Abstände der drei Bänder zueinander sowie die Abstände der beiden äußeren Bänder zu den seitlichen Rändern der Holmoberseite sind in etwa gleich und entsprechen ungefähr der Breite der Bänder, weshalb man auch von sieben Bändern – drei in sich ornamentierten und vier unverzierten – sprechen könnte. Die äußeren verzierten Bänder bestehen aus vertikalen Strichen, die sie in Längsrichtung in ca. 150 kleine, annähernd quadratische Rechtecke unterteilen. Bei genauerem Hinsehen wird man gewahr, dass die vertikalen Striche des oberen Bandes teilweise nicht durchgehend sind, sondern kurz vor dem oberen oder unteren

90 In Anbetracht dieser Kombination von Vorteilen wäre es eine für sich interessante Frage, ob es zu dieser Konstruktion Analogien in der Anatomie gibt; die Einfachheit und Effektivität, mit der die Konstruktion in Anlehnung an naturgesetzliche Gegebenheiten die Schwerkraft nutzt, lässt im Verlauf der Evolutionsgeschichte entstandene Entsprechungen eigentlich erwarten.

91 Die Ornamentik ist nicht auf eine Bedeutung im Sinne einer ‚Aussage‘ hin zu interpretieren, sondern im Hinblick auf ihre Gestaltung im Sinne von Formgesetzen, was für autonomes Kunstwerk ungenügend wäre. Im Unterschied zu einem solchen können Ornamente auch nicht rein für sich stehen, sondern sind immer auf einen funktionalen Gegenstand als materialen Träger angewiesen.

horizontalen Strich, niemals aber vor beiden gleichzeitig, aufhören, dabei auch kein regelmäßiges Muster bildend. Die Striche des mittleren Bandes dagegen verlaufen nicht vertikal, sie sind (von der unteren Bandlinie aus gesehen) diagonal leicht nach rechts geneigt. Auf diese Weise entsteht mit einfachen gestalterischen Mitteln eine mit Symmetrie und Variation spielende Ornamentik. Als Funktion der Verzierung in Betracht kommt eine Individualisierung des Gegenstandes, die seine Wiedererkennbarkeit unter gleichartigen erhöht, was ein Indiz für eine Zuordnung zu einem Individuum oder auch zu einer Gruppe von Personen sein könnte. Wegen der symmetrischen Anlage des Objektes und seiner Verzierung ist zu erwarten, dass sich auf der nicht einzusehenden Holmoberseite des inneren Rahmens das gleiche Muster befindet.

Dass dem nicht so ist, zeigt der schematische, weil auf die Wiedergabe von Maserung und Schattierung verzichtende Ausschnitt der Ornamentik dieses Holmes oberhalb der Zeichnung. Das Muster des Innenrahmens besteht aus vier von dem Untergrund sich dunkel absetzenden Linien, von denen nach je einer Seite zungenförmige Elemente abgehen, von den äußeren Linien nach außen, von den inneren nach innen. Die beiden äußeren Linien sind zudem am Holmende durch einen Bogen miteinander verbunden und umschließen so die inneren. Dieses insgesamt recht unregelmäßig wirkende Muster steht in auffälligem Kontrast zu der geometrischen Formenstrenge der Verzierung des Außenrahmens, die Ornamentik bildet hier also einen Kontrapunkt zu der Symmetrie des Gegenstandes, was außerdem eine gesteigerte Individualisierung des Objektes bewirkt.

Gefertigt⁹² wurde es aus Eschenholz, das hart, fein- und langfaserig, biegsam und elastisch ist. Die Länge der Holme beträgt ca. 35 cm, die Höhe der Rahmen ca. 33 cm; bei einer Schrägstellung der Rahmen von 45° ergibt sich eine Höhe von 24 cm und (im Falle einer Bespannung der oberen Holme) eine Fläche von 24 x 35 cm, bei einer Schrägstellung von 60° eine Höhe von 29 cm und eine Fläche von 17 x 35 cm. Neben den oben skizzierten Vorteilen, die ein Gebrauch als Klapphocker allein aufgrund der Konstruktion hätte, gewinnt diese Lesart in Anbetracht der Abmessungen zusätzlich an Plausibilität.

Wesentliches Merkmal der Körperhaltung des Sitzens⁹³ ist die Weitergabe des Gewichtes des Rumpfes über das Becken und die es umgebenden Weichteile auf die Sitzunterlage. Sitzpunkte des Menschen sind die beiden Sitzbeinhöcker der Hüftbeine, die sonst von der Gesäßmuskulatur überdeckt sind. Diese Muskulatur ist eine Funktion des aufrechten Ganges, denn um den Körperschwerpunkt dauerhaft über der Hüftquerschnittsachse zu halten, bedarf es eines kräftigen, hinter den Hüftgelenken gelegenen Mus-

92 Die Angaben zu Material und Abmessungen sind Werner 1987, 38, entnommen.

93 Die nachfolgenden Ausführungen zu den anatomisch-orthopädischen Implikationen der Sitzhaltung folgen Faust 1994, 1–30.

kels. Die Gesäßmuskulatur tritt beim Sitzen seitlich weg, die Sitzbeinhöcker sind dann nur noch von einer dünnen, weitgehend schmerzempfindlichen bindegewebeartigen Schicht und der Haut bedeckt. Der Körper ist, auch wenn er scheinbar ruhig zu sitzen scheint, ständig in Bewegung, allein schon um die durch Atembewegungen entstehenden Gleichgewichtsverschiebungen auszugleichen. Aufrechtes Sitzen ohne eine Abstützung des Rückens bedarf also permanenter Muskelarbeit, und eine bequeme Sitzposition ohne Rückenlehne erfordert eine Entlastung des Gesäßes, etwa durch Fußabstützung oder Mitbelastung der Oberschenkel.

Welcher Sitzposition ist auf dem vorliegenden Gegenstand als wahrscheinliche anzunehmen? Eine Position quer zu den Holmen, das heißt mit seitlich sich kreuzenden Rahmen, oder eine in Längsrichtung, mit seitlicher Abstützung durch die Oberschenkel? Grundsätzlich gilt bei derartigen Klapphockerkonstruktionen, dass ein Sitzen quer zu den Holmen nur unter Inkaufnahme erheblicher Unbequemlichkeiten möglich ist: Da die Hauptbelastung auf der Bespannung liegt und kein zusätzlicher Mechanismus zur Fixierung der Rahmen in aufgeklapptem Zustand vorgesehen ist,⁹⁴ würde das Gesäß in diese einsacken, und bei ausgestreckten Beinen die Kante des vorderen Holmes gegen die Oberschenkelmuskeln drücken. Im Unterschied zu den Gesäßmuskeln können sie nicht seitlich wegtreten, so dass bei einer punktuellen Belastung die Gefäße gequetscht werden. Eine derartige Sitzposition wäre anstrengend und unzweckmäßig, und auf Polsterungen der Sitzfläche, mit welchen sich solche Unbequemlichkeiten kompensieren ließen, liegen keine Hinweise vor. Diese Nachteile hat ein Sitzen längs zu den Holmen nicht, denn das Gewicht wäre gleichmäßiger verteilt, die Oberschenkel entlasteten das Gesäß und stabilisierten zugleich den Klapphocker. Bei einem Objekt mit Abmessungen wie dem hier vorliegenden wäre es jedoch auch möglich, quer zu den Holmen mit angewinkelten Beinen zu sitzen, so dass die Oberschenkel nicht auf dem vorderen Holm aufliegen; auch die Breite der Sitzfläche wäre in diesem Falle funktional.⁹⁵ Je nach dem Winkelverhältnis der Rahmen zueinander lässt sich wählen zwischen einer breiteren Sitzfläche und niedrigeren Höhe oder einer schmaleren und dafür höheren Sitzfläche. Dieser Winkel ist nicht bekannt; aus Symmetriegründen mag man vielleicht einen von 45° annehmen wollen, was aber nicht zwingend ist. Bei einem größeren Winkel verkleinert sich die Breite bzw. Länge der Sitzfläche (je nach Sitzposition) jedoch erheblich.

Zusammenfassend lässt sich bis hierher sagen, nach der Interpretation des vorliegenden Protokolls unter Einbeziehung der Abmessungen des abgebildeten Gegenstandes ist es am wahrscheinlichsten, dass es sich bei ihm um ein klappbares Sitzmöbel

94 Ein Blick auf rezente Klappstühle zeigt, dass Modelle, bei denen die Rahmenkonstruktion nicht unmittelbar durch das Körpergewicht, sondern nur über die Bespannung belastet wird, im Normalfall

über zusätzliche Vorrichtungen zur Arretierung des Rahmens verfügen.

95 Vgl. zu dieser Sitzhaltung das von Wanscher 1980, 285, wiedergegebene Porträt eines der 47 Rönin.

handelt. Die Frage, zu welcher Sitzposition es auffordert, lässt sich nicht eindeutig beantworten, da ein Sitzen längs und quer zu den Holmen denkbar ist – auch wenn konstruktionsbedingt eigentlich von einem längsseitigen Sitzen auszugehen wäre, gelten hier wegen der Größe des Hockers Sonderbedingungen, die ein Sitzen quer zu den Holmen zumindest gestatten. Außerdem sind zwei unbekannte, für die Bestimmung der Sitzposition wichtige Faktoren zu bedenken: Der Winkel, in dem die Rahmen zueinander standen, was für Höhe und Sitzflächenbreite maßgeblich ist, sowie mögliche, Unbequemlichkeiten der Rahmenkonstruktion ausgleichende Polsterungen, die außerdem auch die Höhe des Hockers vergrößern würden. Weil der Gegenstand nicht in seiner integralen Gestalt vorliegt, sind unterschiedliche hypothetische Konstruktionen mit unterschiedlichen Affordanzen denkbar. Umso wichtiger ist es aber, zur Vermeidung vorzeitiger Festlegungen diese auch tatsächlich zu benennen.

Will man darüber spekulieren, in welche Handlungssequenzen er eingebettet gewesen sein könnte, ist zunächst an seine schon genannten Charakteristika zu erinnern. Als seine Vorteile gegenüber anderen Sitzgelegenheiten waren seine raumsparenden Abmessungen in zusammengeklapptem Zustand und, damit zusammenhängend, seine Transportierbarkeit sowie das einfache Herstellen der Funktionstüchtigkeit durch Aufklappen zu nennen. Grundsätzlich gibt es an dieser Stelle der sequenziellen Analyse zwei unterschiedliche Deutungspfade, die expliziert werden können, ohne dass es möglich wäre, zwischen ihnen zu entscheiden: Derartige Klapphocker könnten *entweder* ein Alltagsprodukt mit hohem Verbreitungsgrad gewesen sein; dafür könnte man die Einfachheit der Konstruktion bei großer Funktionalität und auch die möglicherweise der Wiedererkennbarkeit unter gleichartigen Gegenständen dienenden Verzierungen der oberen Holme anführen. Im Wissen darum, dass es sich um ein archäologisches Objekt handelt, ist freilich in seinem Fall auf außergewöhnliche Erhaltungs- und Überlieferungsbedingungen zu schließen, die das Holz vor Zersetzung bewahrten. *Oder* aber sie waren seltene und herausgehobene Gegenstände, wofür die handwerklich-künstlerische Mühewaltung bei der Herstellung des vorliegenden Klapphockers sprechen könnte.

Damit ist die immanente Affordanzrekonstruktion abgeschlossen, die Grundlage jeder weiteren Betrachtung von Vergleichsobjekten, Kontexten und damit auch des Verfassens einer ‚Objektbiographie‘ und der Konsultation der wissenschaftlichen Literatur über diesen Gegenstand darstellt. Da das Interesse dieses Beitrags ein methodisches und kein gegenstandsbezogenes ist, werden im Folgenden zu diesen Komplexen nur einige Hinweise gegeben.

3.4 Der Auffindungskontext

Der Klapphocker stammt aus dem Baumsarggrab A des „Guldhøj“ genannten Grabhügels bei Vester-Vamdrup in Jütland.⁹⁶ Neben diesem enthielt der Grabhügel noch zwei weitere Baumsärge, einen Kinder- und einen beraubten Erwachsenensarg. Der Stamm, aus dem der Sarg gefertigt wurde, wurde 1389 v. Chr. gefällt, das Grab ist somit in die Periode II der Nordischen Bronzezeit zu datieren. Vor dem Hintergrund des oben Explizierten ist zunächst festzuhalten, dass die Verwendung als Grabbeigabe nicht unmittelbar aus der Affordanz des Gegenstandes abzuleiten ist. Zwischen ihr und dieser Verwendung liegen die spezifischen Todes- und Jenseitsvorstellungen der bestattenden Gemeinschaft, die beispielsweise besagen könnten, dass dem Verstorbenen individuell zugeordnete Gegenstände mit ihm bestattet werden, weil sie gleichsam mit ihm gestorben sind oder weil sie zu einer jenseitigen Weiterexistenz bzw. den Weg dorthin benötigt werden. Im Falle des Klapphockers werden diese Vorstellungen ohnehin nicht an seiner Affordanz, sondern an deren Interpretation und damit dem faktischen Gebrauch zu Lebzeiten des Bestatteten angesetzt haben. Mehrere Vermittlungsglieder liegen also zwischen Affordanz und Verwendung als Grabbeigabe, die Affordanz wird mehrfach gerahmt, und diese Rahmungen können trivialerweise nicht immanent erschlossen werden, sondern, wenn überhaupt, nur durch die Konsultation von Vor- und Kontextwissen über die bestattende Kultur.⁹⁷

Die näheren Fundumstände des Klapphockers werden folgendermaßen geschildert:

Auf dem Oberteil der Schienbeine war ein gut erhaltener Klappstuhl [...] aus Eschenholz [...] mit Schnitzverzierung auf der Oberseite und mit gut erhaltenen Löchern für die Befestigung eines teilweise erhaltenen Sitzes aus Otterfell in den oberen Querbalken niedergelegt. Die Verbindungsbolzen zum Zusammenhalten der Stuhlbeine fehlten.⁹⁸

Die Bolzen eines Klapphockers stellen seine Beweglichkeit im Rahmen der von ihm zu erfüllenden Funktion sicher, sie wurden entnommen, doch die Verzapfung der Rahmenteile blieb unangetastet, und damit wurde dem Klapphocker zwar seine Funktionalität genommen, nicht aber seine Gestalt zerstört. Dazu passt auch die Weise der Niederlegung, denn er wurde so aufgefunden, als ob er zusammengeklappt worden wäre.⁹⁹ In dieser Gestalterhaltung liegt zugleich eine Parallele zu dem Toten, der ebenfalls ‚funktionsuntüchtig‘ ist, dessen Gestalt aber bei der Bestattung noch unversehrt war. Insofern

96 Zum Auffindungskontext vgl. Aner und Kersten 1986, 29–33.

97 Die Zusammensetzung von Grabbeigaben und die Beschaffenheit von Gräbern lassen sich, anders aus-

gedrückt, nicht auf *einen* Faktor zurückführen, sondern sind überdeterminiert (vgl. Jung 2008).

98 Aner und Kersten 1986, 31.

99 Vgl. Aner und Kersten 1986, Taf. 118b.

wird der Klapphocker analog zu dem Verstorbenen ‚getötet‘ oder, anders ausgedrückt, der Praxis der Lebenden entzogen. Das evoziert die Frage, ob eine vergleichbare Unbrauchbarmachung auch bei anderen Grabbeigaben festzustellen ist. In dem Sarg befanden sich neben der aufgelösten, unverbrannten Leiche eines Erwachsenen und Kleidungsresten – Teile eines Mantels oder Umhangs aus Wollgewebe, zwei Stoffmützen, Fragmente eines Schuhs, eines Rocks und eines Gürtels – die folgenden Gegenstände: ein Absatzbeil aus Bronze mit winkelförmigem Eschenschaft, eine Kurzschwertklinge mit Horngriff und Holzscheide, ein Hornlöffel, eine Birkenrindenschachtel mit Deckel, eine größere und eine kleinere Holzschale oder -tasse, jeweils aufwendig mit Zinnnägel verziert, sowie eine Bronzefibel und ein Ring.¹⁰⁰ Keiner dieser Gegenstände wurde in ähnlicher Weise wie der Klapphocker außer Funktion gesetzt, der Blick ist daher auf andere Grabbefunde zu richten. Der jüngsten Zusammenstellung von bronzezeitlichen Klapphockerteilen aus geschlossenen, bzw. hinreichend gesicherten Grabbefunden¹⁰¹ ist zweierlei zu entnehmen. Erstens sind von allen anderen 14 Klapphockern bronzene Teile, insbesondere Beschläge der Holmenden, überliefert, aber kaum Holzreste. Der Hocker aus Vester-Vamdrup ist also in dieser Hinsicht eine den besonderen Erhaltungsbedingungen zu verdankende Ausnahme. Und zweitens waren nur in vier von 14 Fällen die Bolzen vorhanden, was darauf hinweist, dass deren Entnahme der (zumindest statistische) Normalfall war.

3.5 Der Klapphocker als Museumsexponat

Die vorläufig letzte Etappe in der ‚Biographie‘ des Klapphockers stellt seine Funktion als Exponat im Dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen dar. Wie er dort präsentiert wird, erweist sich als interessante Kompromissbildung aus einem Belassen in der Gestalt seiner Auffindung einerseits und der Veranschaulichung seiner Affordanz andererseits: Mittels eines für den Besucher sichtbaren Metallgestells, das sich der Form der Holme anschmiegt, ist er so aufgestellt, wie er es wäre, wenn sich jemand auf ihm niederlassen wollte – gleichzeitig aber wurde auf eine rekonstruierende Hinzufügung der fehlenden Teile, der Bolzen und der Bespannung, verzichtet, so dass er faktisch nicht als Hocker benutzt werden könnte.¹⁰² Die Affordanz des Hockers wird auf diese Weise veranschaulicht, ohne dass an seinen aufgefundenen Resten etwas verändert würde. Was seine ‚objektbiographisch‘ ausgedrückt, gegenwärtige ‚Lebensphase‘ angeht, so ist diese zwar nicht völlig unabhängig von seiner Affordanz, die Vermittlungsschritte sind jedoch derart komplex, dass man von der Affordanz nicht auf den aktuellen Gebrauchskontext schließen könnte. Sein Dasein als Ausstellungsobjekt ist dem Umstand geschuldet, dass

100 Aner und Kersten 1986, 31.

101 Fabian 2009, 127 Abb. 11.

102 Zu dieser Konstruktion vgl. die Abbildung in Nielsen 2013, 101.

er der einzige in seiner Gesamtgestalt erhaltene Klapphocker der Nordischen Bronzezeit und damit ein Erkenntnisgegenstand von herausgehobener Wichtigkeit ist.

3.6 Konsultation der Literatur zu Klapphockern der Nordischen Bronzezeit

Zur Demonstration des methodischen Vorgehens wurde der Klapphocker auch deshalb ausgewählt, weil zu vermuten ist, dass bei diesem Einzelstück die mit ihm sich beschäftigende archäologische Literatur aufgrund fehlender Vergleichsobjekte eine ausführliche Affordanzrekonstruktion vornimmt. Diese Erwartung wird insofern enttäuscht, als in ihr eine Gegenstandsbestimmung nicht Voraussetzung von Vergleichsoperationen ist, sondern diese vielmehr zur Bestimmung des Gegenstandes angestellt werden. Forschungslogisch ist dies problematisch, denn es maximiert die Gefahr, das Erklärungsbedürftige unter das bereits Bekannte einfach nur zu subsumieren.¹⁰³ Eine eigentliche Funktionsbestimmung unterbleibt wegen der scheinbaren Evidenz der Funktion, Überlegungen zum Gebrauch werden allenfalls beiläufig angestellt, vorgetragene Lesarten nicht eigentlich begründet oder im Lichte von Alternativen diskutiert. Bereits 1896 vermutete Vilhem Boye in dem Objekt einen Klappstuhl, zog aber auch einen Tisch in Erwägung, wofür er als Grund jedoch lediglich die „Schmächtigkeit“¹⁰⁴ der Konstruktion anführte. Ähnlich implizit ist auch die Argumentation von Friedrich Knorr, der als Erster in Bronzebeschlägen und -bolzen Reste von Gegenständen erkannte, die morphologisch dem Klapphocker aus dem Guldhøj gleichen:

Ich habe mich von vornherein bei der Frage nach der Gebrauchsbestimmung der oben behandelten Funde für den ‚Stuhl‘ entschieden und andere Möglichkeiten wie Tisch etc. ausser Acht gelassen, da mir für den ‚Stuhl‘ sowohl die Maasse wie andere Eigenschaften der Konstruktion und der Ornamente zu sprechen scheinen.¹⁰⁵

Knorr gibt an, für die Ansprache der Objekte als „Stühle“ gute Gründe anführen zu können, bezeichnenderweise nennt er diese Gründe aber nicht – inwiefern legen Abmessungen, Konstruktion und Ornamente eine derartige Ansprache nahe? –, sondern belässt es bei der bloßen Versicherung, dass sie wohlerwogen erfolgt sei. Ferner wird in der Literatur durchgehend eine Sitzposition quer zu den Holmen angenommen, die entweder ohne nähere Begründung als „ausgezeichnet“¹⁰⁶ bezeichnet oder aus bildli-

103 Dieses grundsätzliche Dilemma archäologischer Gegenstandsbestimmung wird ausführlich in Jung 2006 verhandelt.

104 „Det ligner en Klapstol; men paa Grund af Stav-

værkets Spinkelhed er det muligt, at det har været benyttet som en Slags Bord“ (Boye 1896), 75.

105 Knorr 1903, 130 Anm. 1.

106 Wanscher 1940, 184.

chen Darstellungen aus anderen Kulturen,¹⁰⁷ auf welchen die Rahmen seitlich gekreuzt sind, deduziert wird. Diese Darstellungen zeigen aber Sitzmöbel, bei denen aufgrund der starken Stilisierung gar nicht zu erkennen ist, ob es tatsächlich Klapphocker oder nicht vielmehr massive Stühle sind bzw. Klapphocker mit einer festen Sitzfläche zum Beispiel aus Holz.¹⁰⁸ Außerdem sind an den abgebildeten Stühlen teilweise Lehnen angebracht, was mit der Konstruktion des vorliegenden Klapphockers nicht vereinbar wäre, und überdies sind diese Möbel wesentlich größer als das hier thematische, reicht die Sitzunterlage doch bis an die Knie der abgebildeten Personen. Von der Konstruktion her sehr ähnliche Objekte aus Ägypten¹⁰⁹ weisen gebogene Holme auf, die ein Sitzen quer zu diesen nahelegen, und sie sind, wenn der Hocker aufgeklappt ist, recht breit, während bei dem Hocker aus dem Guldhøj nur zusammengeklappt die Oberseiten der Holme waagrecht sind, aufgeklappt dagegen Kanten bilden, die aus den oben geschilderten Gründen ein Sitzen beschwerlich machen können. Das Faktum der gebogenen Holme bei den ägyptischen Klapphockern präjudiziert also in keiner Weise die auf dem Guldhøj-Exemplar eingenommene Sitzhaltung. Wolfgang Werner stellt nach einer Diskussion der ägyptischen Stücke die Frage nach dieser ausdrücklich,¹¹⁰ die Antwort erfolgt aber nicht im Haupttext, sondern in einer Anmerkung: „Durch die Kleinheit der Sitzfläche bei diesen Klappschemeln saß man wohl auch besser so, wie die bildlichen Darstellungen zeigen, d.h. die Stuhlrahmen kreuzten sich auf der Seite“¹¹¹. Das Argument, aufgrund dessen er für diese Haltung votiert, bleibt ungenannt; gemeint ist wohl, dass die vergleichsweise kleine Sitzfläche wegen ihrer rechteckigen Form ein derartiges Sitzen nahelegt und also nicht eine lange, sondern eine breite Sitzfläche anzunehmen ist. Diese Begründung nähme aber nur auf die Größe der Fläche Bezug und ließe die übrigen konstruktiven Aspekte außer Acht.

Die Frage, ob ein derartiger Klapphocker ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand war oder in außeralltäglichen Kontexten verwendet wurde bzw. Teil einer Lebenspraxis war, die als solche außeralltägliche Qualitäten hatte, lässt sich herunterbrechen auf die nach der Frequenz ihrer Auffindung. Wie oben ausgeführt, ist der Guldhøj-Hocker das einzige überlieferte Exemplar, das nur aus Holz besteht,¹¹² es ist daher nicht zu entscheiden, ob die relative Seltenheit von Klapphockern erhaltungsbedingt ist oder auch eine in der

107 Werner 1987, 59 Anm. 70. – Zu ägäischen und orientalischen Einflüssen in der Nordischen Bronzezeit im Allgemeinen vgl. Schauer 1985, zu den Klapphockern im Besonderen Schauer 1985, 158–160.

108 Ebenfalls aus Gründen der Stilisierung ist zu bedenken, dass das Rahmenkreuz deshalb seitlich abgebildet worden sein könnte, weil sich nur so prägnant veranschaulichen lässt, um was für ein Möbel es sich handelt. Darstellungspragmatische Aspekte könnten so das Bemühen um eine realistische Wiedergabe

überformen.

109 Werner 1987, 60 Abb. 27.

110 „Es bleibt die Frage, wie die Sitzposition auf den nordischen Stühlen mit geraden Sitzholmen gewesen war“ (Werner 1987, 59).

111 Werner 1987, 59 Anm. 71.

112 Darüber hinaus ist er „das älteste im Original erhaltene Sitzmöbel in Mittel- und Nordeuropa“ (Werner 1987, 50).

vergangenen Realität war. In aller Deutlichkeit hat Willi Wegewitz diese beiden Lesarten bereits 1939 expliziert:

Daß die Klappstühle in verhältnismäßig geringer Zahl im nordischen Kreise auftreten, könnte seinen Grund darin haben, daß nicht alle Faltstühle mit Bronzebeschlägen ausgestattet waren, wie es uns das Beispiel des Guldhøj-Fundes zeigt. Hier sind die Holzteile ausnahmsweise nur dadurch erhalten, daß er in einem Baumsarg lag, der durch die eigenartige Beschaffenheit des Hügels mit seinem Inhalt vor dem Verfall geschützt war. Das seltene Vorkommen von Klappstühlen in den Gräbern der Bronzezeit kann aber auch dadurch erklärt werden, daß es sich um die Gräber von besonders ausgezeichneten Persönlichkeiten handelt. E. Wahle und K.H. Dittmann haben darauf hingewiesen, daß die Beigabe von Klappstühlen im nordischen Kreise eine Besonderheit darstellt, die in den Funden von Thronsesseln und thronartig gestalteten Klappstühlen in ägyptischen Königsgräbern ihr Gegenstück hat. Nach diesen Befunden könnte man den Klappstuhl als den Hochsitz des Fürsten deuten. Da liegt es nahe, die mit Klappstühlen ausgestatteten Gräber, die auch durch andere Beigaben als die Bestattungen vornehmer Männer gekennzeichnet sind, als germanische Fürstengräber anzusprechen.¹¹³

In einer formengeschichtlichen Analyse von Stühlen argumentiert Hans Eckstein etymologisch. Die Bezeichnungen für künstliche Sitze in den germanischen wie den romanischen Sprachen verweisen darauf, dass es ein Privileg war, sich auf ihnen niederlassen zu dürfen:

Das Wort Stuhl [...] hat in den germanischen Sprachen die Bedeutung von Herrensitz. Bis heute ist Stuhl ein Synonym für Thron, den Sitz der Herrscher und Würdenträger. Man spricht vom päpstlichen Stuhl, vom Richterstuhl usw.¹¹⁴

Bei Klappstühlen im Besonderen sei diese Bevorrechtigung historisch überliefert, etwa aus der Römerzeit oder dem Mittelalter, gleichwohl seien sie auch ubiquitär verbreitet, in Afrika ebenso wie in Deutschland, wo etwa Goethe einen „als Reisestuhl“ benutzt habe.¹¹⁵

Breiten Raum nehmen in der Literatur Spekulationen zu einem Import der konstruktiven Idee des Klapphockers aus Ägypten bzw. dem minoisch-mykenischen Bereich ein, wo ungefähr zur selben Zeit ähnliche Stücke gefertigt wurden. Gemeinhin werden

113 Wegewitz 1939, 98. – Auch wenn man sich Wegewitz' Schlussfolgerungen bezüglich der „Fürsten“ nicht anschließen möchte, ist immerhin interessant, dass die Existenz eines „Fürsten“ ganz selbst-

verständlich vorausgesetzt wird, wie der bestimmte Artikel indiziert („Hochsitz *des* Fürsten“).

114 Eckstein 1977, 8.

115 Eckstein 1977, 22.

diese Ähnlichkeiten nicht als Konvergenzerscheinungen, sondern als Ausdruck einer direkten Beeinflussung gedeutet,¹¹⁶ besonders entschieden von Ole Wanscher,¹¹⁷ der aber zugleich baugleiche Klapphocker aus China und Japan anführt,¹¹⁸ die zeigen, dass mit Konvergenzerscheinungen durchaus zu rechnen ist.

Der Unentscheidbarkeit in der Frage der Provenienz der ‚Klapphockeridee‘ ungeachtet, wird deren Herkunft aus den genannten Regionen beharrlich insinuiert. Werner beispielsweise referiert Ernst Sprockhoffs Überlegungen, nach denen

der Händler aus Kreta-Mykene [...] am Herde des niedersächsischen Bauern gegessen [hat], und nach menschlicher Erfahrung haben einige Nordleute das sagenhafte Reich von Kreta und Mykene mit eigenen Augen gesehen.¹¹⁹

Und, so möchte man hinzufügen, vielleicht auch einen Klappschemel oder die Idee mitgebracht haben.¹²⁰ Diese Annahme Sprockhoffs sei zwar „in der Tat nicht beweisbar – aber ist sie deshalb unwahrscheinlich?“¹²¹, womit Werner eine – in der urgeschichtlichen Archäologie allerdings nicht unübliche – forschungslogische Volte¹²² vollführt.

Die ob ihrer Unbekümmertheit in Fragen der Quellenkritik gewagteste Deutung stammt indes von Kristian Kristiansen und Thomas Larsson, die einen „chiefly priest with the campstool“¹²³ ausmachen und die postulierte statusanzeigende Bedeutung des Klapphockers im ägyptisch/ägäisch/vorderasiatischen Raum auf den Nordischen Kreis übertragen. Außerdem lasse die Fundvergesellschaftung der nordischen Klapphocker, die in Gräbern kombiniert mit Trinkgefäßen, Schwertern, bzw. Dolchen, Beilen sowie Fibeln gefunden wurden, den folgenden Schluss zu: „This outfit represents the ‘royal’ (and perhaps ‘divine’) insignia of the high-ranking Bronze Age chieftains of south Scandinavia“¹²⁴.

116 Eine Ausnahme stellt Knorr dar, der einen solchen Zusammenhang ausdrücklich zurückwies: „Natürlich kann von Beeinflussung oder direkten Beziehungen zwischen diesen [den nordischen Klapphockern, M. J.] durch so weite Entfernungen getrennten Erscheinungen nicht die Rede sein“ (Knorr 1903, 129).

117 Wanscher 1980, 75.

118 Wanscher 1980, 279–302.

119 Werner 1987, 64; vgl. Sprockhoff 1961, 19.

120 Werner 1987, 64; vgl. Sprockhoff 1961, 19.

121 Werner 1987, 64.

122 Diese Volte erscheint zumeist in der Gestalt, dass die Nichtausschließbarkeit eines Sachverhaltes in ein positives Argument für sein Vorliegen umgedeutet wird. Vgl. hierzu die in Jung 2010 angeführten Beispiele.

123 Kristiansen und Larsson 2005, 303.

124 Kristiansen und Larsson 2005, 305. – Olaf Fabian dagegen bewertet die Beigabenkonstellationen in Gräbern mit Klapphockern ganz anders: „In drei der 14 auswertbaren Klappschemelgräber kamen unterschiedliche goldene Schmuckstücke vor (Barde, Hollingstedt und Torrup). Darüber hinaus war in Daensen der Schemel selbst mit dem wertvollen Edelmetall geschmückt. Während einige Gräber relativ reich an weiteren Bronzebeigaben sind (Barde und Torrup), fehlen solche in anderen Gräbern fast völlig (Bechelsdorf, Drage, Lejrskov, Ottenbüttel). Dabei ist besonders auffällig, dass gerade die Gräber mit ausgesprochen reich verzierten Klappschemeln (Bechelsdorf und Ottenbüttel) gleichzeitig auch die Ärmsten an weiteren Bronzebeigaben sind. Insgesamt gibt es jedoch in der Zusammensetzung der Gräber mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Die soziale Funktion der mit Klappschemel bestatte-

4 Schluss: Affordanz und deren Verwirklichung in der faktischen Verwendung

Das Anliegen dieses Beitrages bestand zum einen darin, das in Gibsons Affordanzkonzept angelegte objekt epistemologische sowie ‚objektbiographische‘ Potential herauszuarbeiten und es sowohl gegen Missverständlichkeiten bei Gibson selbst als auch gegen Nivellierungen und Missdeutungen in der Rezeption zu verteidigen. Als hilfreich hat sich dabei eine Reformulierung in den Begriffen des Methodenmodells der Objektiven Hermeneutik erwiesen. Die strikte Gegenstandsbezogenheit von Affordanz in diesem Verständnis eröffnet die Möglichkeit einer immanenten Bedeutungsrekonstruktion, die Grundlage der Untersuchungen der tatsächlichen Verwendungskontexte des Objektes, den Phasen seiner ‚Biographie‘ ist. Zum anderen sollte die exemplarische Fallstudie verdeutlichen, dass diese Phasen nicht umstandslos aus der Affordanz abgeleitet werden können – die beiden Verwendungen des Klapphockers nach der gemäß seiner Affordanz erfolgten Nutzung, als Grabbeigabe und als Ausstellungsstück, sind zwar nicht gänzlich unabhängig von dieser, die Vermittlungsschritte sind jedoch so zahlreich und komplex, dass es unmöglich wäre, diese Nutzung auch in Kenntnis der Affordanz zu prognostizieren. Sie sind Umrahmungen seiner funktionalen Primärbedeutung, die als solche auf diese verweisen, sich aber nur mittelbar auf diese zurückführen lassen.

ten Personen aus den übrigen Beigaben zu schließen, scheidet also weitgehend aus“ (Fabian 2009, 116).

Bibliographie

Aner und Kersten 1986

Ekkehard Aner und Karl Kersten. *Die Funde der älteren Bronzezeit des nordischen Kreises in Dänemark, Schleswig-Holstein und Niedersachsen*. Bd. 8: Ribe Amt. Neumünster: Wachholtz, 1986.

Antweiler 2007

Christoph Antweiler. *Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007.

Apel 1976

Karl-Otto Apel. „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik. Versuch einer Metakritik des ‚kritischen Rationalismus‘“. In *Sprache und Erkenntnis. Festschrift Gerhard Frey*. Hrsg. von B. Kanitscheider. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 19. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, 1976, 55–82.

Bagley 2015

Jennifer M. Bagley. „Werkzeug, Prestigemarker, Kultobjekt und Ausstellungsstück – neolithische Steinbeile und -äxte im Wandel der Zeit“. In *Lost in Things – Fragen an die Welt des Materiellen*. Hrsg. von P. Stockhammer und H. P. Hahn. Tübinger Archäologische Taschenbücher 12. Münster u. a.: Waxmann, 2015, 193–209.

Bloor 1991

David Bloor. *Knowledge and Social Imagery*. Chicago und London: Chicago University Press, 1991.

Bloor 2005

David Bloor. „Toward a Sociology of Epistemic Things“. *Perspectives on Science* 13.3 (2005), 285–312.

Boye 1896

Vilhem Boye. *Trouvailles de cercueils en chêne de l'âge du bronze en Danemark. Monographie servant à éclaircir la civilisation de l'âge du bronze*. Kopenhagen: Höst & Søn, 1896.

Brather 2004

Sebastian Brather. *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen*. Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 42. Berlin und New York: De Gruyter, 2004.

Costall 1995

Alan Costall. „Socializing Affordances“. *Theory & Psychology* 5 (1995), 467–481.

Eckstein 1977

Hans Eckstein. *Der Stuhl. Funktion – Konstruktion – Form. Von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Keyser, 1977.

Fabian 2009

Olaf Fabian. „Noch einmal zu den Klappschemeln der älteren nordischen Bronzezeit“. *Analele Banatului Serie noua Arheologie – Istorie XVII* (2009), 109–128.

Faust 1994

Eberhard Faust. *Optimale Sitzgestaltung. Arbeitsphysiologische Grundlagen und praktische Ausführung*. Renningen-Malmsheim: Expert, 1994.

Franzmann 2016

Andreas Franzmann. „Entstehungskontexte und Entwicklungsphasen der Objektiven Hermeneutik als einer Methodenschule. Eine Skizze“. In *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme*. Hrsg. von R. Becker-Lenz, A. Franzmann, A. Jansen und M. Jung. Wiesbaden: Springer VS, 2016, 1–42.

Garrow und Shove 2007

Duncan Garrow und Elizabeth Shove. „Artefacts Between Disciplines. The Toothbrush and the Axe“. *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 117–131.

Garz und Raven 2015

Detlef Garz und Uwe Raven. *Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Overmanns*. Wiesbaden: Springer VS, 2015.

Gaver 1991

William Gaver. „Technology Affordances“. In *Proceedings of the CHI'91 Conference of the Association for Computing Machinery*. New York: ACM, 1991, 79–84.

Gibson 1979

James J. Gibson. *The Ecological Approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin, 1979.

Guski 2000

Rainer Guski. *Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme*. Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer, 2000.

Habermas 1976

Jürgen Habermas. „Was heißt Universalpragmatik?“ In *Sprachpragmatik und Philosophie*. Hrsg. von K.-O. Apel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1976, 174–272.

Hahn 2007

Hans Peter Hahn. „Objects as Such and Objects in Contexts. Things and Equipment“. *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 131–135.

Hahn 2011

Hans Peter Hahn. „Antinomien kultureller Aneignung: Einführung“. *Zeitschrift für Ethnologie* 136 (2011), 11–26.

Hegel 1986

Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Wissenschaft der Logik. Erster Band. Die objektive Logik. Erstes Buch. Das Sein*. Hamburg: Meiner, 1986.

Heidegger 1954

Martin Heidegger. „Das Ding“. In *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen: Neske, 1954, 157–175.

Hutchby 2001

Ian Hutchby. „Technologies, Texts and Affordances“. *Sociology* 37.2 (2001), 441–456.

John und Sutherland 2005

Peter John und Rosamund Sutherland. „Affordance, Opportunity and the Pedagogical Implications of ICT“. *Educational Review* 4 (2005), 405–413.

Joy 2009

Jody Joy. „Reinvigorating Object Biography: Reproducing the Drama of Object Lives“. *World Archaeology* 41 (2009), 540–556.

Jung 2003

Matthias Jung. „Ethische und emische Interpretationen eines Artefakts und ihr Verhältnis zu seiner objektiven Bedeutung am Beispiel eines Aschanti-Goldgewichts“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 44 (2003), 73–83.

Jung 2004a

Matthias Jung. „Ethische und emische Interpretationen eines Artefakts und ihr Verhältnis zu seiner objektiven Bedeutung am Beispiel eines Aschanti-Goldgewichts“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 44 (2004), 73–83.

Jung 2004b

Matthias Jung. „Überlegungen zu möglichen Sitz- und Liegepositionen auf der Hochdorfer ‚Kline‘“. *Archäologische Informationen* 27.1 (2004), 123–132.

Jung 2005

Matthias Jung. „Zur objektiv-hermeneutischen Interpretation des Symbolguts prähistorischer Kulturen am Fallbeispiel des ‚Entenvogels‘ der Urnenfelderzeit“. In *Die Dinge als Zeichen: Kulturelles Wissen und materielle Kultur*. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 127. Bonn: Habelt, 2005, 229–238.

Jung 2006

Matthias Jung. *Zur Logik archäologischer Deutung. Interpretation, Modellbildung und Theorieentwicklung in der Urgeschichtswissenschaft am Fallbeispiel des späthallstattzeitlichen „Fürstengrabes“ von Eberdingen-Hochdorf, Kr. Ludwigsburg*. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 138. Bonn: Habelt, 2006.

Jung 2008

Matthias Jung. „Zur Überdeterminiertheit von Grabausstattungen – eine Exemplifikation anhand des späthallstattzeitlichen Grabbefundes von Eberdingen-Hochdorf“. In *Körperinszenierung – Objektsammlung – Monumentalisierung: Totenritual und Grabkult in frühen Gesellschaften. Archäologische Quellen in kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Hrsg. von Ch. Kümmel, B. Schweizer und U. Veit. Münster u. a.: Waxmann, 2008, 271–285.

Jung 2009

Matthias Jung. „Stilanalytische Anmerkungen zu ‚Adorantendarstellungen‘ am Beispiel der Ornamentik Hinkelsteiner Keramik“. In *Keramik jenseits von Chronologie. Beiträge der Arbeitsgemeinschaft ‚Theorie in der Archäologie‘ bei der Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung e.V. in Xanten, 7.–8. Juni 2006*. Hrsg. von P. Stockhammer. Internationale Archäologie. Arbeitsgemeinschaft, Symposium, Tagung, Kongress 14. Rahden/Westf.: Leidorf, 2009, 79–92.

Jung 2010

Matthias Jung. „Hofberichterstattung. Zur Wirkmächtigkeit des narrativen Ideals in der Hallstattforschung“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51 (2010), 151–172.

Jung 2012

Matthias Jung. „‚Objektbiographie‘ oder ‚Verwirklichung objektiver Möglichkeiten‘? Zur Nutzung und Umnutzung eines Steinbeiles aus der Côte d’Ivoire“. In *Hunde – Menschen – Artefakte. Gedenkschrift für Gretel Gally*. Hrsg. von H. Lasch und Britta Ramming. Internationale Archäologie: Studia honoraria 32. Rahden/Westf.: Leidorf, 2012, 375–383.

Jung 2015

Matthias Jung. „Das Konzept der Objektbiographie im Lichte einer Hermeneutik materieller Kultur“. In *Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*. Hrsg. von D. Boschung, Patric Alexander Kreuz und Tobias Kienlin. Morphomata 31. Paderborn: Fink, 2015, 35–65.

Keßeler 2016

Arnica Keßeler. „Affordanz, oder was Dinge können!“ In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 343–363.

Knappett 2007

Carl Knappett. „Artefacts in Quarantine?“ *Archaeological Dialogues* 14.2 (2007), 135–138.

Knorr 1903

Friedrich Knorr. „Klappstühle aus Gräbern der Bronzezeit“. *Archiv für Anthropologie und Geologie Schleswig-Holsteins und der benachbarten Gebiete* 4 (1903), 117–130.

Koffka 1935

Kurt Koffka. *Principles of Gestalt Psychology*. London: Routledge & Kegan Paul, 1935.

Kristiansen und Larsson 2005

Kristian Kristiansen und Thomas B. Larsson. *The Rise of Bronze Age Society. Travels, Transmissions and Transformations*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2005.

Latour 2008

Bruno Latour. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008.

Lewin 1926

Kurt Lewin. „Vorsatz, Wille und Bedürfnis“. *Psychologische Forschung* 7 (1926), 330–385.

Loer 2007

Thomas Loer. *Die Region. Eine Begriffsbestimmung am Fall des Ruhrgebiets*. Qualitative Soziologie 9. Stuttgart: Lucius & Lucius, 2007.

Loer 2016

Thomas Loer. „Objektive Bedeutungsstruktur und latente Sinnstruktur“. *Sozialer Sinn* 17 (2016), 355–382.

Loveland 1991

Katherine A. Loveland. „Social Affordances and Interaction II: Autism and the Affordances of the Human Environment“. *Ecological Psychology* 3.2 (1991), 99–119.

Marx 1961

Karl Marx. „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie“. In *Werke*. Hrsg. von K. Marx und F. Engels. Bd. 13. Berlin: Dietz, 1961, 615–642.

McGrenere und Ho 2000

Joanna McGrenere und Wayne Ho. „Affordances: Clarifying and Evolving a Concept“. In *Graphics Interface 2000: Montreal, Quebec, 15–17 May 2000: Proceedings*. Hrsg. von S. S. Fels und P. Poulin. Toronto: Canadian Information Processing Society, 2000, 179–186.

Nielsen 2013

Poul Otto Nielsen. *National Museum of Denmark. Danish Prehistory*. Kopenhagen: The National Museum, 2013.

Noble 1991

William Noble. „Ecological Realism and the Fallacy of Objectification“. In *Against Cognitivism: Alternative Foundations for Cognitive Psychology*. Hrsg. von A. Still und A. Costall. London: Harvester Wheatsheaf, 1991, 199–223.

Norman 1988

Donald A. Norman. *The Design of Everyday Things*. New York: Basic Books, 1988.

Norman 1999

Donald A. Norman. „Affordances, Conventions and Design“. *Interactions* 6.3 (1999), 38–43.

Oevermann 1981

Ulrich Oevermann. „Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse“. Unveröffentlichtes Manuskript. 1981.

Oevermann 1993

Ulrich Oevermann. „Struktureigenschaften supervisorischer Praxis. Exemplarische Analyse des Sitzungsprotokolls der Supervision eines psychoanalytisch orientierten Therapie-Teams im Methodenmodell der objektiven Hermeneutik“. In *Therapeutische Teams. Theorie – Empirie – Kritik*. Hrsg. von B. Bardé und D. Mattke. Göttingen und Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht, 1993, 141–269.

Oevermann 1996

Ulrich Oevermann. „Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns“. In *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Hrsg. von A. Combe und W. Helsper. Suhrkamp, 1996. Kap. Frankfurt a. M. 70–182.

Oevermann 2000

Ulrich Oevermann. „Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis“. In *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*. Hrsg. von K. Kraimer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000, 58–156.

Oevermann 2004

Ulrich Oevermann. „Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand“. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 5 (2004), 311–336.

Oevermann, Schuster und Simm 1985

Ulrich Oevermann, Leo Schuster und Andreas Simm. *Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi. Spurentext-Auslegung, Tätertyp-Rekonstruktion und die Strukturlogik kriminalistischer Ermittlungspraxis. Zugleich eine Umformung der Perseveranzhypothese aus soziologisch-strukturanalytischer Sicht*. BKA-Forschungsreihe 17. Wiesbaden: Bundeskriminalamt, 1985.

Oshlyansky, Thimbleby und Cairns 2004

Lidia Oshlyansky, Harold W. Thimbleby und Paul A. Cairns. „Breaking Affordance: Culture as Context“. In *Proceedings of the Third Nordic Conference on Human-Computer Interaction*. Hrsg. von R. Roope. New York: ACM, 2004, 81–84.

Palmer 1999

Stephen E. Palmer. *Vision Science: Photons to Phenomenology*. Cambridge, MA: MIT Press, 1999.

Peirce 1965

Charles S. Peirce. „How to Make Our Ideas Clear“. In *Collected Papers*. Bd. 5. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1965, 248–271.

Preda 2000

Alex Preda. „Order with Things? Humans, Artifacts, and the Sociological Problem of Rule-Following“. *Journal for the Theory of Social Behaviour* 30.3 (2000), 269–298.

Rammert und Schulz-Schaeffer 2002

Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer. „Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt“. In *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*. Frankfurt a. M. und New York: Campus, 2002, 11–64.

Rappert 2003

Brian Rappert. „Technologies, Texts and Possibilities: A Reply to Hutchby“. *Sociology* 37.3 (2003), 565–580.

Reed 1988

Edward S. Reed. *James J. Gibson and the Psychology of Perception*. New Haven und London: Yale University Press, 1988.

Roßler 2016

Gustav Roßler. *Der Anteil der Dinge an der Gesellschaft. Sozialität – Kognition – Netzwerke*. Technik, Körper, Gesellschaft 6. Bielefeld: transcript, 2016.

Schauer 1985

Peter Schauer. „Spuren orientalischen und ägäischen Einflusses im bronzezeitlichen Nordischen Kreis“. *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* 32 (1985), 123–195.

Searle 2011

John Searle. *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsache*. Berlin: Suhrkamp, 2011.

Sprockhoff 1961

Ernst Sprockhoff. „Eine mykenische Bronzetasche von Dohnsen, Kr. Celle“. *Germania* 29 (1961), 11–22.

Sutter 1997

Hansjörg Sutter. *Bildungsprozesse des Subjekts. Eine Rekonstruktion von Ulrich Oevermanns Theorie- und Forschungsprogramm*. Studien zur Sozialwissenschaft 194. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997.

Wagner 2001

Hans-Josef Wagner. *Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts*. Weilerswist: Velbrück, 2001.

Waldenfels 2015

Bernhard Waldenfels. „Die Mitwirkung der Dinge in der Erfahrung“. In *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Hrsg. von H. P. Hahn. Berlin: Neofelis, 2015, 57–79.

Wanscher 1940

Ole Wanscher. „Nordische Klappstühle der Bronzezeit. Eine vergleichende Untersuchung nordischer und ägyptischer Klappstühle“. *Artes* 8 (1940), 173–206.

Wanscher 1980

Ole Wanscher. *Sella Curulis. The Folding Stool, an Ancient Symbol of Dignity*. Kopenhagen: Rosenkilde und Bagger, 1980.

Weber 1980

Max Weber. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck, 1980.

Weber 1988a

Max Weber. „Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik. I. Zur Auseinandersetzung mit Eduard Meyer. II. Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung“. In *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr (Siebeck), 1988, 215–290.

Weber 1988b

Max Weber. „Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie“. In *Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre*. Hrsg. von M. Weber. Tübingen: Mohr Siebeck, 1988, 427–474.

Wegewitz 1939

Willi Wegewitz. „Ein Klappstuhl aus der älteren Bronzezeit aus Daensen, Kr. Harburg“. In *Urgeschichtsstudien beiderseits der Niederelbe*. Hrsg. von G. Schwantes. Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim: Lax, 1939, 80–99.

Wendowski-Schünemann 2013

Andreas Wendowski-Schünemann. *Archäologisches Zeichnen. Keramik – Metall – Glas*. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 18. Oldenburg: Isensee, 2013.

Werner 1987

Wolfgang M. Werner. „Klappschemel der Bronzezeit“. *Germania* 65 (1987), 29–65.

Wernet 2009

Andreas Wernet. *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Qualitative Sozialforschung 11. Wiesbaden: Springer VS, 2009.

Wittgenstein 1984

Ludwig Wittgenstein. „Philosophische Untersuchungen“. In *Werkausgabe*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984, 225–580.

Abbildungsnachweis

1 Nach Aner und Kersten 1986, Taf. 19.

MATTHIAS JUNG

Matthias Jung (geb. 1968) promovierte 2004 mit einer methodenkritischen, die Anwendung der Objektiven Hermeneutik auf materielle Kultur erprobenden Arbeit (*Zur Logik archäologischen Handelns*) und habilitierte 2008 mit einer Studie zu den Motivlagen von Hobbyarchäologen. Er ist Privatdozent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter im LOEWE-Schwerpunkt *Prähistorische Konfliktforschung: Burgen der Bronzezeit zwischen Taunus und Karpaten*.

PD Dr. Matthias Jung
LOEWE-Schwerpunkt „Prähistorische Konfliktforschung“
Goethe-Universität
Institut für Archäologische Wissenschaften
Abt. III Vor- und Frühgeschichte
Campus Westend IG-Farben-Haus
Norbert-Wollheim-Platz 1
60629 Frankfurt am Main, Deutschland

Kerstin P. Hofmann

Dingidentitäten und Objekttransformationen. Einige Überlegungen zur Edition von archäologischen Funden

Zusammenfassung

Editionen – eine spezifische Gattung der Wissenschaftsliteratur – spielen nicht nur in der Philologie, sondern als umfangreiche Materialpublikationen auch in der Archäologie eine zentrale Rolle. Ihre Bedeutung für die archäologische Wissensgenerierung wurde zwar immer wieder betont, aber bisher nicht systematisch untersucht. Ziel dieses Beitrages ist die Analyse der praxeologischen Verknüpfung von Welt und Abbild beim Editieren archäologischer Quellen mit Hilfe von Latours Konzept der „zirkulierenden Referenz“. Beispielhaft wird diese Übersetzungsarbeit anhand einer im Rahmen des Forschungs- und Editionsprojektes der Prähistorischen Bronzefunde editierten Nadel nachvollzogen. Dabei wird auf Dingidentitäten, Objekttransformationen und (De-)Punktualisierungen sowie den Unterschied von Quellen und Daten im Zuge des Edierens und Kartierens archäologischer (Be-)Funde eingegangen.

Keywords: Edition; zirkulierende Referenz; Übersetzen; Dinge; Objekte; Transformation; Punktualisierung; Prähistorische Archäologie; Bronzefunde

Editions – a specific genre of scientific literature – play a central role not only in philology, but also in archaeology as comprehensive publications of material. Their importance for archaeological knowledge production has been emphasized repeatedly, but so far not systematically investigated. The aim of this contribution is to analyse the praxeological connection of the world and its representations in the editing of archaeological sources by employing Latour's concept of the "circulating reference". This work of translation is traced using as an example a needle that was published as part of the research and edition project *Prähistorische Bronzefunde*. Thus the paper deals with thing identities, object transformations and (de-)punctualisation, as well as the difference between sources and data in the course of editing and mapping of archaeological finds and features.

Keywords: edition; circulating reference; translation; things; objects; transformation; punctualisation; prehistoric archaeology; bronze finds

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objektepistemologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Dieser Aufsatz entstand während meiner Tätigkeit als Nachwuchsgruppenleiterin und Beauftragte für das key topic *identities. space and knowledge related identification* im Rahmen des Berliner Exzellenzclusters 264 *Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge* und wurde leicht überarbeitet, als ich bereits Zweite Direktorin der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts und damit auch zuständig für die Herausgabe von Editionen war. Mit Korpuswerken und ihren epistemologischen Praktiken habe ich mich das erste Mal ausführlicher anlässlich einer Einladung zum Internationalen Kolloquium *50 Jahre Prähistorische Bronzefunde – Bilanz und Perspektiven* vom 24.–26. September 2014 in Mainz beschäftigt, dessen Organisator/in Ute Luise Dietz und Albrecht Jockenhövel ich dafür herzlich danke; siehe Hofmann 2016b – der vorliegende Aufsatz baut auf den damaligen Arbeiten auf. Mein Dank für anregende Diskussionen geht daher an die Teilnehmer/innen des eben genannten Kolloquiums, aber auch des für diesen Sammelband zentralen Workshops zum Thema Objekt epistemologien. Für diverse Hinweise, die Einsicht in unpublizierte Manuskripte, aber auch Korrekturvorschläge möchte ich mich ferner ganz herzlich bei Doris Bachmann-Medick, Ute Luise Dietz, Susanne Grunwald, Markus Hilgert, Albrecht Jockenhövel, Matthias Jung, Johannes Lipps, Gudrun König, Ulrike Peter, Sabine Pinter, Hilmar Schäfer, Henrike Simon, Hans-Ulrich Voß und David Wigg-Wolf sowie bei zwei mir unbekanntem Gutachtern/innen bedanken.

Eine 100 Jahre alte Edition kann man vielfach immer noch ohne weiteres benutzen (in Fällen heute schlechterer Erhaltung des Originals kann sie sogar unersetzlich sein), während eine 100 Jahre alte literaturwissenschaftliche Einordnung eines Textes heute doch oft antiquiert wirkt.¹

Diese von dem deutschen Ägyptologen Joachim-Friedrich Quack für Texteditionen getroffene Aussage gilt in abgewandelter Form auch für Korpuswerke der Archäologie. Während Materialeditionen allgemein auch Jahrzehnte nach ihrer Entstehung noch zentrale Referenzwerke der Forschung sind, werden vergleichsweise alte theoretische Diskussionsbeiträge, Materialauswertungen und -interpretationen – jenseits ihrer Bedeutung für wissenschaftsgeschichtliche Fragen – nur noch äußerst selten zu Rate gezogen. Sie wirken zudem dann oft befremdlich und unzeitgemäß. Diese (Selbst-)Beobachtung kann man auch heute noch machen, obwohl in den letzten Jahren im Zuge der Kritik am Positivismus² und gesteigener Reflexivität³ auch Korpuswerke nicht

2 Siehe z. B. Holtorf und Veit 2006; Karl 2010; Karl 2016; Meier 2016.

3 Siehe u. a. Gramsch 2000; Hodder 2000; Hodder 2003; Stockhammer und Hofmann 2017.

mehr als Objektivitätsgaranten per se angesehen werden.⁴ Edieren ist und wird immer eine sogenannte Grundlagenarbeit bleiben, welche in vielen Fällen die Voraussetzungen für die weitere Erschließung und Interpretation historischer Quellen bildet.⁵ Umso mehr verwundert es, dass sich im Gegensatz zu der für Text-Editionen inzwischen etablierten Editionswissenschaft⁶ bisher kaum jemand mit den epistemologischen Grundlagen und Praktiken der Wissensgenerierung von Ding-Editionen auseinandergesetzt hat.⁷ Auch wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen fehlen bislang weitgehend.⁸ So findet man unter dem Stichwort „Edition“ im Reallexikon Germanischer Altertumskunde zwar einen Beitrag, dieser ist jedoch nicht von einem/r Archäologen/in, sondern von einem germanistischen Mediävisten verfasst und behandelt dementsprechend ausschließlich Texteditionen und nicht die einschlägigen, für das Reallexikon mindestens genauso wichtigen Editionen archäologischer Objekte.⁹

Das Desiderat einer wissenschaftlichen Erforschung von archäologischen Korpuswerken kann hier nicht behoben werden, dennoch hoffe ich mit den im Folgenden verschriftlichten Überlegungen zu Dingidentitäten und Objekttransformationen

4 So kritisierte Reinhard Bernbeck z. B. den „Katalogismus“ der Archäologie und die damit verknüpfte Einstellung, Archive als gegeben zu betrachten, statt ihre Entstehung und Strukturen als in einen machtpolitisch einseitigen Diskurs verankert anzusehen; Bernbeck 2010, 67–70. Für archäologische Ding-Editionen bisher kaum thematisiert, diskutiert man dies bei Texteditionen schon wesentlich länger. So zeigte z. B. der anglo-amerikanische Editionsphilologe David C. Greetham seit Anfang der 1990er auf, wie sehr die Arbeit an Texten durch theoretische bzw. ideologische Annahmen geprägt ist, die eine Edition formen und dem/der Leser/in ein bestimmtes Set an Ideen vermitteln; siehe u. a. Greetham 1993; Greetham 1997; Greetham 1999.

5 Petzold, Quack und Šimek 2015, 219.

6 Bezeichnenderweise wird diese mitunter auch als Editionsphilologie geführt; eine allgemeine Einführung gibt Plachta 1997; einen guten Einblick in die aktuellen Diskussionen geben die Zeitschriften „TEXT. Kritische Beiträge“ (<http://www.textkritik.de/text/text.htm>, besucht am 14.08.2018) sowie „Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft“ (<http://www.degruyter.com/view/j/edit>, besucht am 14.08.2018) inklusive der Beihefte (<http://www.degruyter.com/view/serial/36346>, besucht am 14.08.2018). Gerade in den letzten Jahren ist ein verstärktes Interesse an der Materialität und Medialität von Texten zu verzeichnen; sie-

he u. a. Schubert 2010; Lukas, Nutt-Kofoth und Podewski 2014. Hiervon zeugt auch der unter archäologischer Beteiligung arbeitende SFB 933 *Materialie Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften*; siehe <http://www.materiale-textkulturen.de> (besucht am 14.08.2018).

7 Dies ist insbesondere deshalb besonders erstaunlich, da man sich ja auch im Zuge der Wiederentdeckung der Materialität und im Rahmen neuer Untersuchungen zur Wissensproduktion zunehmend mit der Analyse wissenschaftlicher Praktiken und der Bedeutung von Dingen/Objekten auseinandersetzt; siehe exemplarisch: Knorr-Cetina 1984; Daston 2000a; Schatzki, Knorr Cetina und Savigny 2001; te Heesen und Spary 2001; te Heesen und Lutz 2005; Rheinberger 2005; Rheinberger 2006; Rheinberger 2007; Frietsch und Rogge 2013; Hofmann u. a. 2016.

8 Positive Ausnahmen stellen hier insbesondere die Auseinandersetzungen mit dem sogenannten ‚Griechischen Münzwerk‘ bzw. Corpus Nummorum dar; siehe u. a. Kaenel 1991; Kaenel 2000; Kaenel 2004; Schönert-Geiß 1991; <http://www.bbaw.de/forschung/griechischesmuenzwerk/projekt-darstellung> (besucht am 14.08.2018). Siehe auch die Auseinandersetzungen mit Adolph Goldschmidts Corpuswerk über die Elfenbeinskulpturen des Mittelalters; Kappel, Rückert und Trinks 2016.

9 Grubmüller 1986.

im Rahmen der Edition von archäologischen Funden und Befunden anhand eines konkreten Funds einen Beitrag in diesem – auch angesichts der neuen Herausforderungen im Zuge der *digital humanities*¹⁰ – so wichtigen Forschungsfeld zu leisten. Als Beispiel für den Prozess der Edition dient mir ein bei Wardböhlen, Stadt Bergen, Landkreis Celle in Niedersachsen Anfang des Zweiten Weltkrieges bei Ausgrabungen gefundenes Ding. Seine Ansprache als Artefakt aus der prähistorischen Vergangenheit und damit als Spur, Quelle bzw. wissenschaftliches Objekt (siehe unten) der Prähistorischen Archäologie erfolgte bereits während der Ausgrabungsmaßnahmen. Das Rohmaterial – Bronze – und eine zeitliche Ansprache als Produkt der älteren Bronzezeit haben letztlich zur Aufnahme in das Forschungs- und Editionsprojekt der *Prähistorischen Bronzefunde* geführt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen zu Editionen und Korpuswerken im Allgemeinen wird kurz das Forschungs- und Editionsprojekt der *Prähistorischen Bronzefunde* vorgestellt. Anschließend folgen einige theoretische Überlegungen zum Verhältnis von Welt und Abbild. Anhand der Nadel von Wardböhlen werden dann die Transformationschritte vom Ding der Welt zum archäologischen Präparat und edierten Wissensobjekt verfolgt, um abschließend noch einmal auf die epistemischen Praktiken des Edierens und Kartierens in der Prähistorischen Archäologie einzugehen.

1 Editionen – Korpora – Korpuswerke

Editionen im hier interessierenden Sinne sind eine spezifische Gattung der Wissenschaftsliteratur. Sie werden mitunter – gerade wenn es sich um illustrierte Kataloge von Realien handelt – auch als Korpora oder Korpuswerke bezeichnet. Ziel geschichtswissenschaftlicher Editionen ist es, historische Quellen kritisch zu erschließen und diese durch Publikation einem größeren Kreis von Forschenden leichter zugänglich zu machen. Die Originale sind oft schwer zugänglich, vielfach fragil, nicht transportabel oder ausleihbar und zudem noch an verschiedenen Orten aufbewahrt. Durch ihre Edition können Forscher/innen orts- und zeitungebunden vergleichend die edierten Objekte auswerten, sind aber auf die Qualität ihrer Repräsentationen angewiesen.¹¹

Editionen behandeln einen zuvor definierten abgeschlossenen Gegenstandsbereich und sind trotz der der Archäologie immer innewohnenden Fragmentarität¹² auf das je-

10 Siehe dazu den Beitrag von Michael Bender, Thomas Kollatz und Andrea Rapp in diesem Band.

11 Siehe u. a. Quack 2011; Petzold, Quack und Šimek 2015; Plachta 1997. Dies gilt umso mehr wenn man wie hier mit Hans-Jörg Rheinberger (Rheinberger 2006, 133) unter Repräsentieren nicht passives Widerspiegeln, sondern Erfassen und Erzeugen versteht und Repräsentationen für weitere, auf das Wis-

sensobjekt bezogene epistemische Praktiken eine instrumentale Funktion zukommt; Hilgert 2009, 287; siehe auch Sandkühler 2003; Sandkühler 2009.

12 Siehe auch Lucas 2012. Zu den Herausforderungen der Fragmentarität aus Sicht der germanistischen Mediävistik siehe Philipowski 2011 sowie ihren Beitrag in diesem Band.

doch nie erreichbare Ideal der Vollständigkeit¹³ angelegt. Damit einher geht oft eine jahrelange, in der Regel institutionell unterstützte Sammel- und Forschungsarbeit. Editionen gehören demnach zu den wissenschaftlichen Großunternehmungen, die – auch aufgrund ihrer hohen Standards – zeit-, arbeits-, personal- und kostenintensiv sind.¹⁴ Nicht selten setzen sie Maßstäbe durch ihre konsequente Normalisierung und Standardisierung für spätere Fund- und Befundaufnahmen, für die Wahl von Kriterien und die Beschreibung von Gegenständen. Die komplexen lebensweltlichen Semiose-Prozesse zwischen Signifikat und Signifikant, Ding und Repräsentation werden dabei oft zu einer zweidimensionalen Beziehung verkürzt (siehe unten). Verstärkt wird dieser Effekt noch durch die Quellenkritik, die meist auf die Zuverlässigkeit der Quelle fokussiert.¹⁵ Der für Ding-Editionen charakteristische beschreibende Stil vermittelt zudem zeitlose Gegenwartigkeit und ‚unmittelbare‘ Wahrnehmung;¹⁶ oder, wie es der ungarische Philosoph und Literaturwissenschaftler Georg Lukács (1885–1971) eher kritisch – allerdings für den Roman – formulierte, es verschwindet der epische (Handlungs-)Zusammenhang zugunsten erstarrter, fetischisierter Dinge.¹⁷

In der deutschen Archäologie gibt es gleich eine Reihe großer Editions- und Inventarisierungsprojekte.¹⁸ Insbesondere in der Prähistorischen Archäologie gingen und gehen diese häufig zugleich auch mit der Erstellung von archäologischen Karten einher.¹⁹ Für den Bodendenkmalschutz sind sogenannte Statistiken, Archäologische Landesaufnahmen²⁰ bzw. Inventarisierungen zentral, die regional zunächst meist auf oberirdisch sichtbare Denkmale fokussierten²¹ und später auf alle archäologischen Fundstellen ausgedehnt wurden. Anfangs mitunter auch als Fundverzeichnisse und Karten publiziert,²² sind sie heute in Form von Ortsaktenarchiven und Geographischen Informationssystemen²³ – auch aufgrund der Gefahr von Raubgrabungen – oft nur eingeschränkt zugäng-

13 Das Ideal ist nicht erreichbar, weil zum einen selten alle Objekte eines Gegenstandsbereiches bekannt sind und/oder wirklich ediert werden können, zum anderen nie die Gesamtheit aller Eigenschaften des Originals wiedergebar sind. Die Paradoxien enzyklopädischer Sammlungsmotive wurden bereits häufig in der Literatur thematisiert, z. B. in Kurzgeschichten und Aufsätzen von Jorge Luis Borges, Lewis Carroll, Umberto Eco und Michael Ende zur Herstellung einer Karte im Maßstab 1:1 oder in der Erzählung „Enzyklopädie der Toten“ von Danilo Kiš; siehe auch Macho 2000, 67.

14 Plachta 1997, 11.

15 Siehe hierzu auch Bernbeck 2010, 67.

16 Siehe u. a. Scherpe 1994.

17 Lukács 1971, 219.

18 Genannt seien hier beispielhaft nur einige bedeutende Editionsprojekte: Corpus der antiken

Sarkophag-Reliefs (ASR), Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL), Corpus Signorum Imperii Romani = Corpus der Skulpturen der römischen Welt (CSIR), Corpus Vasorum Antiquorum (CVA), Corpus der Minoischen und Mykenischen Siegel (CMS), Fundmünzen der Antike (FdA), Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland (FMRD), Corpus der römischen Funde im Barbaricum (CRFB).

19 Zur den Anfängen archäologischer Kartographie aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive siehe Kreienbrink 2007; Kreienbrink 2012; Grunwald 2012; Grunwald 2016.

20 Siehe Tode 1926; Ickerodt 2014.

21 Siehe exemplarisch Wächter 1841.

22 Für Norddeutschland z. B. Estorff 1846; Beltz 1901; Beltz 1910; Müller-Brauel 1908/1909; Müller-Brauel 1913/1914; Schindler 1960.

23 Siehe z. B. Wilbertz und Gohlisch 2004.

lich. Bei Ding-Editionen im engeren Sinne lässt sich für die Prähistorische Archäologie – auch aufgrund der Überlieferungsbedingungen sowie des Interesses an formenkundlichen Untersuchungen – eine gewisse Konzentration auf Bronzefunde feststellen. Neben zahlreichen typonomologischen Studien sind hier vor allem die von dem Prähistorischen Archäologen Albert Voß (1874–1906)²⁴ initiierten *Berichte über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten*²⁵ und das letztlich in deren Tradition stehende, im Folgenden exemplarisch ausführlicher behandelte Forschungs- und Editionsunternehmen der *Prähistorischen Bronzefunde* zu nennen.²⁶

2 Das Forschungs- und Editionsprojekt der *Prähistorischen Bronzefunde*

Die *Prähistorischen Bronzefunde* (PBF) sind ein von dem Prähistorischen Archäologen Hermann Müller-Karpe (1925–2013) im Jahre 1965 begründetes Forschungs- und Editionsprojekt,²⁷ welches nach 1985 durch Albrecht Jockenhövel kurzfristig allein, dann 1987 bis 2005 gemeinsam mit Wolf Kubach und anschließend mit Ute Luise Dietz geleitet wurde. Das international arbeitende, unter der Schirmherrschaft der UNESCO-Unterorganisation *Union Internationale des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques* (UISPP) stehende Projekt wurde am Seminar für Vor- und Frühgeschichte der Goethe-Universität Frankfurt am Main und später zudem an der Abteilung für Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie des Historischen Seminars der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster durchgeführt. Zunächst von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragen, ging es 2002 in die Obhut der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz über.

24 Dieser ist nach Tobias Gärtner als einer der Begründer einer international vergleichenden Forschung in der Prähistorischen Archäologie anzusehen; Gärtner 2004.

25 Lissauer 1903; Lissauer 1904; Lissauer 1905; Lissauer 1906; Lissauer 1907; Beltz 1911; Beltz 1913.

26 Ein Vergleich mit dem zweiten großen Editionsprojekt zur Bronzezeit unter deutscher Beteiligung, der nur wenige Jahre später gegründeten Reihe *Die Funde der älteren Bronzezeit des nordischen Kreises in Dänemark, Schleswig-Holstein und Niedersachsen* (siehe <http://www.funde-aeltere-bronzezeit.de/en/informationen.html>, besucht am 14.08.2018), wäre sicherlich sehr vielversprechend. Gerade da es sich hier um die von Beltz bereits 1901 geforderte ergänzende ‚andere Seite‘ archäologischer Editionen

handelt, nämlich eine Übersicht über die geschlossenen archäologischen Funde und Denkmäler; Beltz 1901, 10. Ein solcher Vergleich kann hier jedoch ebenso wenig erfolgen wie ein vermutlich ebenso aufschlussreicher Vergleich mit den verschiedenen, auch durch die PBF angeregten nationalen bzw. regionalen Editionsprojekten, wie z. B. der *Typologie des objets de l'âge de la Bronze en France* (z. B. Gaucher und Mohen 1972; Gaucher und Mohen 1983) oder den *Nordböhmisches Bronzefunden* (Blazek und Smejtek 1993; Blazek und Hansen 1997; Blazek, Ernée und Smejtek 1998).

27 Ausführlicher zur Geschichte der *Prähistorischen Bronzefunde*: Jockenhövel 2016; siehe auch <https://www.uni-frankfurt.de/48060416/PBF> (besucht am 14.08.2018).

Nach 13-jähriger Förderungsperiode und 50-jähriger Tätigkeit wurde das Projekt zum 31. Dezember 2015 offiziell eingestellt.²⁸

Ursprünglich sollten alle prähistorischen Kupfer- und Bronzefunde Europas und des Vorderen Orients ediert werden – sowie die ihnen formal und funktional anzuschließenden Objekte aus anderen Materialien wie Edelmetall, Eisen und Knochen. Das Arbeitsgebiet wurde dann jedoch bald auf Mitteleuropa und seine östlichen Randgebiete eingegrenzt, nicht zuletzt wegen des Arbeitsumfanges.²⁹ Gegliedert ist das Korpuswerk in 19 Abteilungen, die anhand in der Fachliteratur häufig vorkommender Objektkategorien definiert wurden, ergänzt um zwei fundgattungenübergreifende Abteilungen.³⁰ In den einzelnen Bänden wird jeweils eine Objektkategorie eines anhand moderner administrativer Grenzen definierten geographischen Raumes typologisch behandelt.³¹ Zugrunde liegt der Edition demnach eine Ordnung des Fundstoffes nach chrono- und chorologischen sowie funktionalen und typologischen Kriterien. Supplementbände, die den nach der Publikation erschienenen Neufundbestand einer Region behandeln, gibt es nicht. Zum Ende des Editionsprojektes lagen 187 Bände mit ca. 150 000 Objektnummern von über 125 Autoren aus fast 30 Ländern³² vor,³³ die bis 1990 im C. H. Beck-Verlag München und seit 1991 dann im Franz Steiner-Verlag Stuttgart erschienen sind. Mit Ausnahme weniger englisch-, italienisch- und französischsprachiger Bände ist die Publikationssprache Deutsch.

28 Information entnommen der Mail an die Autoren des PBF-Projekts zu Weihnachten von Albrecht Jockenhövel am 19.12.2015. Siehe auch Jockenhövel 2016, 1.

29 Insbesondere Deutschland, Polen, Tschechien, Slowakei, Österreich, Ungarn, Rumänien, Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Serbien sollten nun möglichst flächendeckend bearbeitet werden.

30 I Mensch- und Tierfiguren [6], II Gefäße [19], III Schutzwaffen [4], IV Schwerter [19], V Lanzen- und Pfeilspitzen [9], VI Dolche, Stabdolche [15], VII Messer [6], VIII Rasiermesser [5], IX Äxte, Beile [27], X Arm-, Bein- und Fingerschmuck [8], XI Halsschmuck, Anhänger [8], XII Gürtel- und Kleiderschmuck [3], XIII Nadeln [11], XIV Fibeln [14], XV Toilettegerät (Spiegel und Pinzetten usw.) [1], XVI Pferdgeschirr [5], XVII Wagenteile [1], XVIII Sicheln [6], XIX Sonstiges (u. a. Gussformen) [3], XX Beiträge [14], XXI Regionale und Chronologische Gliederung der prähistorischen Metallzeiten [2]. Ergänzt durch eine in Zusammenarbeit mit dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz herausgegebene Monographie über Kleinfunde aus

dem Athena Itonia Heiligtum bei Philia Kilian-Dirlmeier 2002. In eckigen Klammern ist die Anzahl der erschienenen 187 Bände angegeben; siehe Jockenhövel 2016, XII–XIX, bzw. https://www.uni-muenster.de/UrFruehGeschichte/praehistorische_bronzefunde/pbf_publicationen.html (besucht am 14.08.2018).

31 Für Zentraleuropa gibt diesbezüglich Frank Falkenstein in seiner Rezeptionsanalyse der PBF-Bände einen detaillierten Überblick; Falkenstein 2016, 161–167.

32 Bundesrepublik Deutschland (mit ehemaliger DDR), Ägypten, Albanien, Bulgarien, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Iran, Irak, Irland, Israel, Italien, Kroatien, Moldawien, Österreich, Polen, Rumänien, Russland, Schweiz, Serbien, Slowakei, Slowenien, Spanien, Tschechien, Türkei, Ukraine, Ungarn und USA. Siehe Jockenhövel 2016, 6–8, Abb. 5.

33 Informationen entnommen einer Mail an die Autoren des PBF-Projekts von Albrecht Jockenhövel am 19.12.2015. Siehe auch Jockenhövel 2016, 6–7.

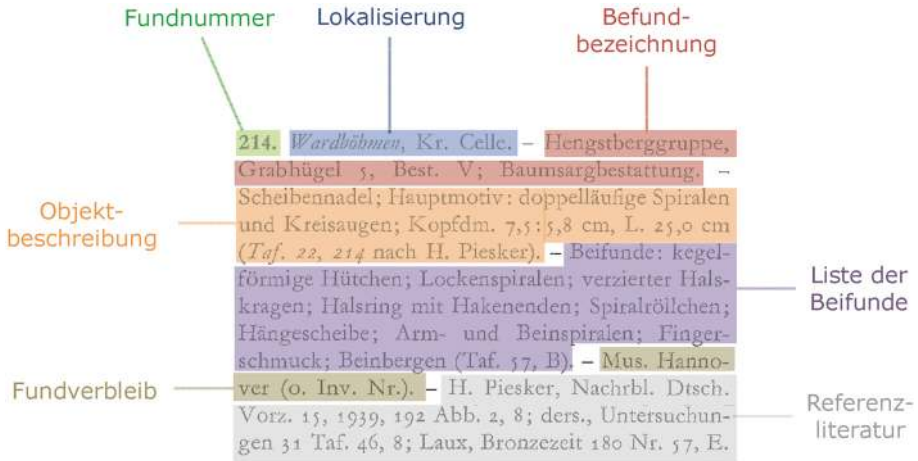


Abb. 1 Struktur der Katalogeinträge der PBF-Bände am Beispiel der Scheibenkopfnadel Wardböhmen.

Die Bände sind gegliedert in: 1) eine Einleitung, in der zur Quellenlage und Chronologie Aussagen getroffen werden, 2) die umfangreiche Vorstellung des Fundstoffes, 3) einen auswertenden Teil, 4) die Verzeichnisse und Register und 5) Tafeln mit den Fundzeichnungen, den Verbreitungskarten, einer Auswahl an Zeichnungen der wichtigsten geschlossenen Fundkomplexe sowie häufig mit einer Überblicksdarstellung zur chronologischen Stellung der behandelten Formen. Das stets umfangreichste Kapitel „Der Fundstoff“ ist in Typen, Varianten bzw. Formen untergliedert. Jede dieser Kategorien wird zunächst in ihren Merkmalen und Abgrenzungen zu anderen Kategorien kurz beschrieben, wobei auch forschungsgeschichtlich relevante Daten genannt werden. Anschließend werden die einzelnen Vertreter standardisiert beschrieben. Die Daten der Objekteinträge sind dabei wie folgt strukturiert (Abb. 1): {Fundnummer} + „-“ + {Lokalisierung: Ort, Kreis} + „-“ + {Befundbezeichnung} + „-“ + {Objektbeschreibung inklusive Maße und Tafelverweis} + „-“ + Beifunde:“ + {Liste der Beifunde, gegebenenfalls getrennt durch „;“ und Tafelverweis} + „-“ + {Fundverbleib} + „-“ + {Referenzliteratur, Zitate gegebenenfalls getrennt durch „;“} + „-“. Es folgen Bemerkungen zur Funktion, Zeitstellung und Verbreitung. Diese sind nach Müller-Karpe „Ordnungs- und Bearbeitungsprinzipien, die sich bei den Bronzefunden von Natur aus ergeben, und seit Bestehen einer geschichtswissenschaftlichen Vorgeschichtsforschung zugrundegelegt und zielstrebig weiterentwickelt wurden.“ Das PBF-Unternehmen möchte dabei nicht nur „die Quellenbasis vollständiger und systematischer aufarbeiten [...], als es bisher der Fall war,“ sondern auch ebendiese Bearbeitungsprinzipien schärfer fassen und weitergehend

klären.³⁴

Der jeweils aufzunehmende Fundbestand einer ausgewählten Objektkategorie eines letztlich administrativen Grenzen folgenden Arbeitsgebietes sollte bevorzugt im Rahmen akademischer Abschlussarbeiten³⁵ oder von vor Ort ansässigen Archäolog/-innen bearbeitet werden. Angestrebt wurde dabei stets eine umfassende Aufnahme des Materials in den örtlichen Sammlungen, begleitet durch ein umfangreiches Literaturstudium. Besonderen Wert legte man erstens auf die Quellenkritik. So wurde immer wieder betont, dass durch das Forschungs- und Editionsprojekt manche jahrzehntelang im Schrifttum und in den Sammlungsinventaren fehlerhaften Angaben korrigiert werden konnten.³⁶ Zweitens wurde versucht, die Beschreibung der Objekte durch strukturelle Vorgaben zu standardisieren. Die immer wieder an das PBF-Unternehmen herangetragenen Erwartungen einer intensiven Auseinandersetzung mit den zugrundeliegenden Klassifikationsverfahren³⁷ wurde nur in sehr eingeschränktem Maße durch einzelne Autor/innen, aber nicht von übergeordneter Seite erfüllt.³⁸ Ein einheitliche Terminologie, ein gemeinsames Klassifikationssystem, aber auch nur überregionale Typbezeichnungen waren schon allein aufgrund der unterschiedlichen Hintergründe der Autor/innen so nicht durchsetzbar. Drittens strebte man eine hohe Qualität der Abbildungen an, die technologisch fundiert und nicht nur durch einheitlichen Maßstab gut miteinander vergleichbar sein sollten. Als Visualisierungspraxis entschied man sich gegen das Fotografieren und für das standardisierte Zeichnen aller Objekte.³⁹ Durch die Zeichnungen war es nämlich besser möglich, herstellungstechnische, formenkundliche und ornamentale Details darzustellen.

Auch wenn Funktionsanalyse und chronologische Ansprache von zentraler Bedeutung für das Forschungs- und Editionsprojekt waren, standen im Vordergrund des Interesses letztlich die Verbreitung der Objekte und deren Erklärung. Ziel war es, ein „einigermaßen hinreichendes (das heißt dem vorhandenen Fundbestand entsprechendes)

34 Müller-Karpe 1973, 17; Hervorhebung durch die Autorin. Die Formulierung „von Natur aus“ suggeriert dabei, dass die Editionspraxis nicht nur einer forschungspragmatischen Logik folgt, sondern auch von den Dingen bzw. Funden selbst bestimmt wird.

35 So waren z. B. fast alle von Hermann Müller-Karpe betreuten Frankfurter Dissertationen PBF-Themen gewidmet; Jockenhövel 2014, 83; Kubach 1995.

36 Beispielsweise Jacob-Friesen 1981, 273.

37 Diese Forderung wurde immer wieder von Rezensent/innen der PBF-Bände, aber vor allem von Manfred K. H. Eggert formuliert; Eggert 1981, 278–279; Eggert 2001, 122–145.

38 Auch wenn die Arbeiten von Hermann Müller-Karpe, z. B. Müller-Karpe 1961, und die frühen PBF-Bände allgemein als Vorbilder galten, wurde den Autor/innen nie eine methodische Handreichung mitgegeben; siehe zum Thema der Klassifikation im Rahmen der PBF-Bände Stockhammer 2016a.

39 Kritisiert wurde hier allerdings, dass diese Entscheidung mitunter zu Ungunsten einer originalgetreuen Abbildung geschah; „the redrawn objects in the uniform PBF style are often far removed from their actual appearance and condition“ (Harding 2000, 431 Anm. 3). Siehe auch Hänsel 2000, 246.

Bild der regionalen Verbreitung und Gruppierung einzelner Kulturerscheinungen“⁴⁰ unter anderem mit Hilfe von Typenkarten⁴¹ zu gewinnen, um dann

Geschichtsräume (das heißt die Kultur bestimmter Zeitstufen in je einzelnen Gebieten) in ihrem jeweils besonderen Charakter zu erkennen, ihr (in den archäologisch zugänglichen Seiten ihrer geschichtlichen Daseinsgestaltung zum Ausdruck kommendes) Verhältnis zueinander zu ermitteln und nach Möglichkeit aufzuzeigen, in welcher Hinsicht näherhin Besonderheiten ausgebildet und in welcher mit anderen Gebieten Gemeinsamkeiten unterhalten wurden und was hinter diesen einzelnen Besonderheiten und Gemeinsamkeiten an geschichtlichen Verhältnissen steht.⁴²

3 Zwischen Wirklichkeit und Abbild

Ich will zeigen, daß es hier weder Korrespondenz gibt noch eine Kluft, ja noch nicht einmal zwei völlig verschiedene ontologische Bereiche, sondern ein ganz anderes Phänomen: zirkulierende Referenz.⁴³

Die Analyse von Editionen als eine Ausprägung archäologischer Objekt epistemologien kommt um eine Erörterung des Verhältnisses von Wirklichkeit und Abbild beziehungsweise der Frage nach dem Realitätsgehalt wissenschaftlicher Repräsentation schwerlich herum.⁴⁴ Diese noch heute zentrale Frage hat bereits der griechische Philosoph Platon (428/427–348/347 v. Chr.) am Anfang seines siebten Buchs der *Politeía*, im sogenannten ‚Höhlengleichnis‘ behandelt.⁴⁵ In seiner Zwei-Welten-Lehre wird einer transzendenten ‚Ideenwelt‘ mit unveränderlichen Wahrheiten (Wirklichkeit) eine ‚Höhlenwelt‘ (der – lebensweltliche – Kosmos mit allem Materiellen und sinnlich Wahrnehmbaren, Werden) gegenübergestellt, in welcher die menschlichen Beobachtenden durch subjektive Gefühle und wandelbaren Erscheinungen drohen, getäuscht zu werden (Schein). Den Philosophen könne jedoch eine Verknüpfung der separierten Welten gelingen, wenn sie sich von ihren ‚Ketten‘ befreien.

Bis heute wirkt diese Lehre weiter, wenn man auch nicht mehr nur Philosophen, sondern Wissenschaftler/innen im Allgemeinen mit dieser Aufgabe betraut, und sich auch die Begrifflichkeiten verändert haben. So wird derzeit gewöhnlich zwischen

40 Müller-Karpe 1973, 19.

41 Zu Verbreitungskarten im Allgemeinen und Archäologischen Typenkarten im Speziellen siehe Steuer 2006a.

42 Müller-Karpe 1973, 24. Der Begriff „Geschichtsraum“ kann dabei synonym zu „Kulturraum“ ver-

standen werden; siehe auch Müller-Karpe 1975a, 81.

43 Latour 2002d, 36.

44 Siehe H. Laux 2014b, 78–101.

45 Plat. *Pol.* 514a1–517c6; siehe auch Halfwassen 2008; Poetsch 2015.

Lebens- bzw. Alltagspraxis und wissenschaftlicher Repräsentation, Realität und Konstruktion, Wirklichkeit und Abbild bzw. Zeichen, Objekt und Subjekt, Wahrheit und Fiktion, Materie und Geist unterschieden. Die unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Positionen stark vereinfachend dargestellt besteht die Aufgabe des Erkennens nach realistischem Wahrheitsverständnis darin „to uncover the antecedently real“⁴⁶, während Konstruktivist/innen seit Mitte des 20. Jahrhunderts betonen, dass es keine beobachtungsunabhängigen Blick auf die Realität gibt, sondern jedes Erkennen vielmehr sprachvermittelt ist bzw. den jeweiligen Machtverhältnissen unterliegt (Abb. 2).⁴⁷ Auch in der deutschsprachigen Archäologie sind inzwischen beide erkenntnistheoretische Grundpositionen vertreten.⁴⁸ Überzeichnet formuliert: Während dem Realismus angehörige Positivist/innen an eine mögliche Korrespondenz glauben und ihrer Meinung nach nur die lückenhafte Überlieferung oder Dokumentation die wissenschaftliche Erkenntnis trüben kann, gehen die Konstruktivist/innen von einer zwangsläufigen Verfehlung der vergangenen Welt aus, da das für die Vergangenheit Erkannte von den Betrachtenden und ihren sozio-kulturellen Einbettungen selbst konstruiert wird. Verfechter/innen großer Editionsprojekte gehören dabei normalerweise eher ersterem Lager an,⁴⁹ während Kritiker/innen solcher „Massendinghaltungen“⁵⁰ oft eher dem Konstruktivismus zuzurechnen sind.

Beide Ansätze hinterfragen die durch Platon evozierte Vorstellung einer Kluft zwischen den klar separierten Welten jedoch nicht grundsätzlich. Dissens besteht also ‚nur‘ bezüglich der Frage, wie bzw. ob diese zur Deckung beziehungsweise in Einklang gebracht werden können.⁵¹ Nach dem österreichischen Philosophen Josef Mitterer könnte man sie beide demnach auch als dem die Philosophie dominierenden dualistischen Erkenntnisprinzip verhaftet ansprechen.⁵²

Andere theoretische Richtungen setzen sich dahingegen mit der Welt- und Wissensproduktion auseinander. Der Monist Mitterer spricht sich z. B. in seiner „Dritten Philosophie“ dafür aus, dass in Beschreibungen Worte und Gegenstände verschmelzen und nur prozessual zwischen einer „Beschreibung *so far*“ (intersubjektiv anerkannt) und einer „Beschreibung *from now on*“ (neue Hypothese) unterschieden werden könne,

46 Dewey 1929, 17.

47 Rorty 1994, 38; siehe u. a. Pörksen 2011; Gertenbach 2015.

48 Siehe z. B. Holtorf und Veit 2006; Görmer 2006; Karl 2010.

49 Beispielhaft sei dies an einem Zitat von Friedrich Laux verdeutlicht, der bereits sechs PBF-Bände veröffentlicht hat: „Überlegungen zur Gruppierung von Kulturercheinungen sind weitgehend vom Stand der Forschung innerhalb der geographischen Bereiche abhängig, die behandelt werden sollen.

Nur zu leicht können, durch Forschungslücken bedingt, Kartenbilder entstehen, die zwangsläufig fehlerhaft interpretiert werden müssen“ (F. Laux 1974, 22).

50 Titel des Sammelbandes Hofmann u. a. 2016, der Beiträge aus sehr unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Perspektiven beinhaltet. Siehe auch Schreiber 2017.

51 H. Laux 2014a, 263; H. Laux 2014b, 81–84.

52 Mitterer 1992; Mitterer 2001; siehe auch Riegler und Weber 2010.

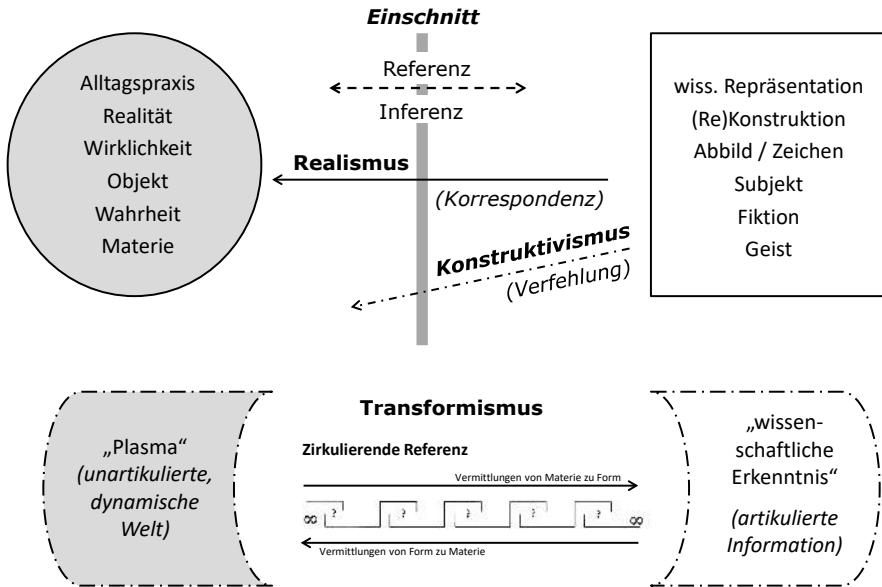


Abb. 2 Drei Modelle wissenschaftlicher Erkenntnis: Realismus, Konstruktivismus, Transformismus.

wobei eine neue Beschreibung eines Objektes das Objekt der Beschreibung um eben-diese ändere.⁵³ In seinem Non-Dualismus lässt sich allerdings die Richtigkeit einer Beschreibung/Hypothese nicht überprüfen, sondern nur ihre Durchsetzung nachvollziehen. Nach den Gründen, warum sich eine neue Beschreibung etablieren kann, suchen z. B. die Vertreter/innen des Poststrukturalismus und Pragmatismus auf ihre je eigene Weise, ohne dabei jedoch die Widerständigkeit materieller ‚Tatbestände‘ zu berücksichtigen. Die Möglichkeit des Rekurrerens auf ein vorgängiges Objekt zur Überprüfung einer in Frage stehenden Beschreibung existiert jedoch nicht.⁵⁴ Der erkenntnistheoretische Zeitpfeil wird damit letztlich nur umgekehrt, statt konkret in Übersetzungs- und Transformationspraktiken die Relationalität und das Zirkulieren von Dingen und Repräsentationen zu untersuchen.

Letzteren, von dem Soziologen Henning Laux als „Transformismus“⁵⁵ bezeichneten erkenntnistheoretischen Ansatz, verfolgt dahingegen der französische Soziologe und

53 Mitterer 1992, 60.

54 H. Laux 2014b, 90–92.

55 H. Laux 2014b, 95, 98–99, 180, 275. Transformation ist dabei nicht im Sinne der Evolutionstheorie Jean-

Baptiste Lamarcks zu verstehen, es werden hierunter vielmehr mit Brüchen verbundene Umwandlungen gefasst, die Übersetzen voraussetzen.

Philosoph Bruno Latour mit seinem durch die *Science and Technology Studies* geschärften Blick (Abb. 2). Von besonderer Bedeutung ist hier der inzwischen berühmt gewordene „foto-philosophische[n] Essay“⁵⁶ über ein interdisziplinäres Feldforschungsprojekt im Amazonasgebiet, bei dem er als teilnehmender Beobachter die einzelnen Arbeitsschritte einer interdisziplinären Forscher/innen-Gruppe protokollierte, die herausfinden wollten, ob bei Boa Vista der Urwald vorrückt oder sich zurückzieht. Bereits vor dem eigentlichen Beginn der Untersuchung, stellt Latour fest, sei der Forschungsgegenstand seiner ‚Natürlichkeit‘ beraubt gewesen, denn obwohl es sich um ein unkultiviertes Territorium handle, sei es doch definitorisch bereits als ‚Urwald‘ kategorisiert und die Exkursion stütze sich auf beträchtliches Vorwissen.⁵⁷ Im Feld begänne dann die weitere Transformation der Referenten. Die Grenzzone des tropischen Feuchtgürtels wird vermessen, beprobt und mit bereits erprobten Techniken und Hilfsmitteln in Karten, Zeichnungen und Diagramme überführt. Ganz allmählich wird so „die Welt der Dinge in Zeichen“⁵⁸ verwandelt. Statt nach der Korrespondenz von Welt und Repräsentation zu fragen, interessiert ihn ihre praxeologische Verknüpfung. Anstelle der großen Kluft des klassischen Erkenntnismodells sieht er viele kleine Brüche (Abb. 2). Diese treten bei jeder Übersetzung von „Materie“ in „Form“ auf, wobei jeder Schritt „Materie für den, der folgt, und Form für den, der vorausgeht“⁵⁹ ist. Voraussetzung für die Akzeptanz der Transformationen und somit auch der wissenschaftlichen Erkenntnisse ist dabei die standardisierte und konventionalisierte Herstellung von Beziehungen, die zwingend nichtmenschlicher materialer Elemente bedürfen, um existieren zu können.⁶⁰ Diese werden von Latour als „zirkulierende Referenz“⁶¹ bezeichnet.

Jeder erkenntnisbringende Übersetzungsschritt basiert dabei auf einer Reduktion von Lokalität, Partikularität, Materialität, Vielfalt und Kontinuität und einer Steigerung

56 Latour 2002d, 38. Hier wird die Textfassung aus Kapitel 2 seiner in deutscher Übersetzung erschienenen Schriftensammlung *Die Hoffnung der Pandora* von 2002 verwendet, die auf einem bereits 1993 in der Zeitschrift *Raison Pratique* publizierten Aufsatz basiert. Eine frühere deutsche Fassung des Artikels findet man unter dem Titel „Der ‚Pedologen-Faden‘ von Boa Vista – eine photo-philosophische Montage“ im 1996 erschienenen Sammelband *Der Berliner Schlüssel* (Latour 1996); siehe u. a. Meiler 2013; H. Laux 2014a, 262–264; Roßler 2016, 199–204.

57 Latours zirkulierende Referenzkette kann die ‚un-artikulierte Welt‘ also niemals vollständig einholen, da bei ihm immer schon Vorwissen und damit eine Vorstellung von einer Welt vorhanden ist. Der Mensch ist weiterhin der Ausgangspunkt

seiner Überlegungen, Ding-Ding- oder Ding-Tier-Relationen ohne menschlichen Einfluss bzw. Wahrnehmung werden nicht thematisiert, letztlich wohl auch aufgrund Latours eigenem disziplinären Hintergrund.

58 Latour 2002d, 62.

59 Latour 2002d, 90.

60 Dölemeyer und Rodatz 2010, 207–208.

61 Mit „Referenz“ ist nach Latour „nicht ein externer Referent gemeint, sondern die Qualität der Kette der Transformationen, die Lebensfähigkeit ihrer Zirkulation“ (Latour 2002b, 379–380). Aus semio-logischer Perspektive wäre dies jedoch besser als Inferenz bezeichnet worden: Meiler 2013; siehe ferner Meiler 2013; siehe ferner Jäger 2008.

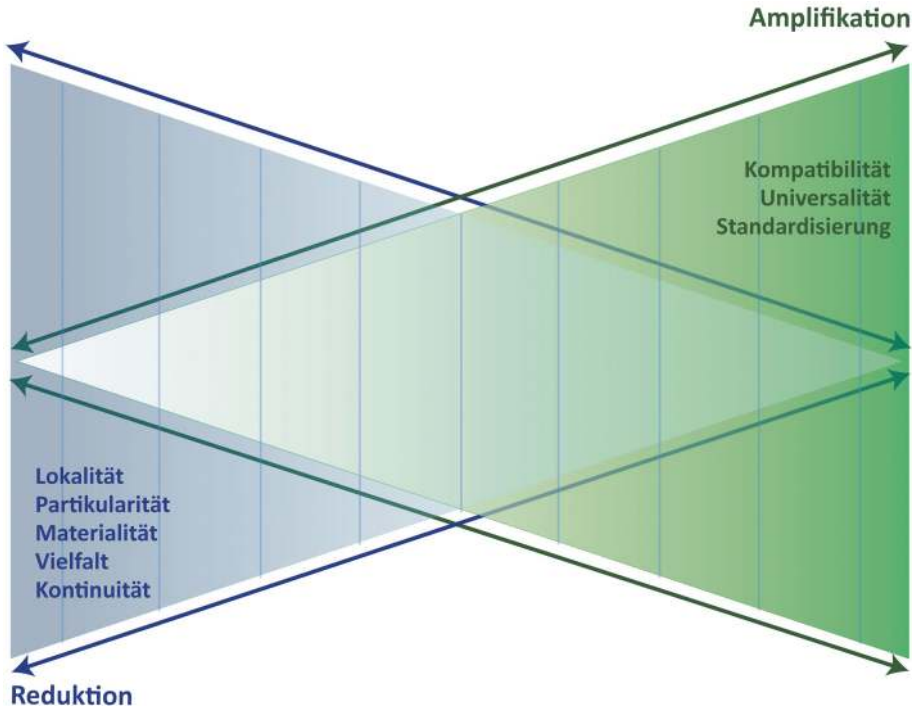


Abb. 3 Gewinn- und Verlustrechnung der zirkulierenden Referenz: Amplifikation und Reduktion.

(Amplifikation) von Kompatibilität und Universalität (Abb. 3).⁶² Am Ende der aufwendigen, mit medialen Übersetzungsprozessen einhergehenden Vermittlungskette stehen „immutable and combinable mobiles“⁶³. Die Transformation von der Welt und ihren Netzwerken in scheinbar begrenzte Objekte – hier durch routinisiert und repetitiv ausgeführte Bindungen – wird im Rahmen der Akteur-Netzwerk-Theorie auch als Punktualisierung bezeichnet.⁶⁴ Es handelt sich dabei um ein nicht nur in der Forschungspraxis, sondern auch im Alltag vorkommendes „Blackboxing“⁶⁵. Die vorhandenen Einbettungen und Beziehungen verlieren an Bedeutung. Durch diese Isolierung, aber auch durch die damit einhergehende Homogenisierung entstehen abstrakte Entitäten, die durch Negierung von Transformationen ihre Eigenzeit und Raumspezifität verlieren und somit quasi stillgestellt werden. Sind damit aber auch mobiler und können dadurch besser neu kontextualisiert werden. Durch ebendiese Wendigkeit ist uns dann wiederum ein

62 Latour 2002d, 86–87 Abb. 2.22.

63 Latour 1987, 227.

64 Law 1992, 384–385; Latour 2002c, 225 Abb. 6.3.

65 Hierunter wird in der Wissenssoziologie das Un-

sichtbarmachen von Entitäten und Verknüpfungen, aufgrund ihres reibungslosen Funktionierens verstanden; Latour 2002b, 373.

einfacher Zugriff oft nicht möglich.⁶⁶ Grundsätzlich sind also Punktualisierungen reversibel, man spricht dann von De-Punktualisierungen. Häufig werden Punktualisierungen jedoch Bestandteil nur schwer später wieder hinterfragbarer und wieder auflösbarer Essentialisierungen, was in der Praxis die Umkehrbarkeit beziehungsweise Wendigkeit deutlich einschränkt.⁶⁷ Während die Genauigkeit der Referenz sich nicht durch Widerständigkeit, sondern durch Flüssigkeit und Stabilität einer transversalen Serie aus Quasi-Objekten⁶⁸ auszeichnet,⁶⁹ können referenzierte Punktualisierungen jedoch als ‚materielle Tatbestände‘ *zeugen, bürden* oder *beweisen*.⁷⁰ Im Rahmen von kultur- und geschichtswissenschaftlichen Interpretationen wird diesen Objekten zuerkannt, Widerworte zu geben beziehungsweise ein Vetorecht einzulegen⁷¹.

Für Archäolog/innen stellt sich grundsätzlich die Frage, ob ein von ihnen im Rahmen aufwendiger Praktiken geborgenes und dann als ‚archäologisches Präparat‘⁷² archivierte Artefakt schon in der Vergangenheit Teil einer Punktualisierung war und zum Beispiel als Einzelobjekt und Repräsentant betrachtet wurde oder ob es zum Beispiel nur ein vielleicht gar nicht wahrgenommener Bestandteil eines komplexen Netzwerkes, also einer ‚Blackbox‘ war. Ferner stellt sich die Frage, welche Punktualisierungen im Zuge unserer Forschungspraxis entstehen und wie wir zum Beispiel durch weitere Transformationen im Zuge der Erstellung von Verbreitungskarten zu De-Punktualisierungen, also zur Wiedereinbettung der Punktualisierungen in Netzwerke, sprich zu (Re-)Kontextualisierungen von archäologischen Funden und Befunden gelangen können.⁷³ Hierbei sollte meines Erachtens im Gegensatz zu den traditionell üblichen Festschreibungen

66 Cuntz 2008, 181.

67 Berndt und Boeckler 2005, 107.

68 Der von französischen Philosophen Michel Serres 1972 eingeführte und von Bruno Latour aufgegriffene und verallgemeinerte Begriff bezeichnet Hybride aus Sprachlichem und Realem, die in Netzen zirkulieren, referenzieren bzw. interferieren und Grenzen überqueren; siehe Roßler 2016, 25–32.

69 Latour 2002a, 181.

70 H. Laux 2014b, 90–91.

71 Das ‚Vetorecht der Quelle‘ ist eine von dem Historiker Reinhart Koselleck 1977 eingeführte geschichtstheoretische Denkfigur, die er als vermittelnde Position im Zuge der Diskussionen um ‚Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft‘ entwickelte (Koselleck 1977); Jordan 2010. Diese wurde kürzlich von Gudrun M. König (König 2012) auf Dinge übertragen und zwar mit Verweis auf die niederländische Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal, die es als spannendste und fruchtbarste Einschränkung der Kulturanalyse ansieht, „daß man niemals

bloß ‚theoretisieren‘, sondern dem Objekt stets die Möglichkeit geben sollte, ‚Widerworte zu geben‘“ (Bal 2002, 18). Kritisch wird mitunter jedoch die oft damit einhergehende Vorstellung einer Passivität der Quelle beurteilt, sie könne nur Widerspruch einlegen, aber nicht aktiv beitragen (Diskussionsbeitrag Peter Funke beim Humboldt-Kolleg „Geographie und Geschichte: antik und modern“ in Perugia am 29.09.2013).

72 In Anlehnung an Hans-Jörg Rheinbergers Arbeiten zu Präparaten: Rheinberger 2003; Rheinberger 2005; Rheinberger 2006, 336–349; siehe ferner Furter 2001 und Beitrag König in diesem Band. – Auch wenn es sich bei den hier behandelten archäologischen Objekten nicht um (Teile von) Organismen handelt, werden sie doch auch ‚präpariert‘ – aus ihrem Fundkontext herausgenommen, mit Fundzetteln versehen, konserviert bzw. restauriert – und dienen als Epistemologica und Demonstrationsobjekte.

73 Siehe hierzu auch Lucas 2012.

von Bedeutungen – schon aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit und ‚Wendigkeit‘ – der interpretative Ansatz einer ‚multiple contextualization‘⁷⁴ angestrebt werden.

4 Die Nadel von Wardböhmen: Vom Ding der Welt zum archäologischen Präparat und edierten Wissensobjekt

Im Folgenden soll der Weg vom Ding der Welt zum Wissensobjekt sowie die ‚zirkulierende Referenz‘ eines Fundkorpus anhand eines konkreten Beispiels, einer bei Wardböhmen im Landkreis Celle gefundenen sogenannten Scheibennadel, nachvollzogen werden. Die Bronze wurde im Zuge einer systematischen Suche nach archäologischen Befunden und Funden im Vorfeld der Einrichtung eines Truppenübungsfeldes zu Beginn des Zweiten Weltkriegs durch den Prähistorischen Archäologen Hans Piesker (1894–1977) aufgrund seines Vorwissens über Grabhügel, Baumsargbestattungen und Bronzebeigaben dokumentiert, geborgen, publiziert und zum Archivieren ins Landesmuseum Hannover gegeben.⁷⁵ Obwohl sogar einst vom Menschen produzierter Teil ‚der‘ Welt, waren ein Großteil der Hügelgräber und auch die hier im Zentrum des Interesses stehende Bronze vor der Bestandsaufnahme nicht (mehr) ‚bekannt‘; so auch die Formulierung des damals zuständigen Bodendenkmalpflegers.⁷⁶ Es handelt(e) sich bei ihnen also um im Rahmen von Handlungen grundsätzlich wahrnehmbare Entitäten der gerade ‚unartikulierten Welt‘ beziehungsweise des Plasmas, die erst noch erkannt, beschrieben, kategorisiert, benannt und inventarisiert werden müssen. Diese neuerdings oft als Dinge titulierten Entitäten zeichnen sich durch ihre physische Erscheinungsform, sprich ihre Materialität, Dreidimensionalität und physische Präsenz aus.⁷⁷ Sie wurden

74 Stocking 1987, XII–XIV; zur Übertragung dieses Konzeptes auf ethnographische Objekte in amerikanischen Museen siehe Jenkins 1994.

75 Piesker 1939; Piesker 1958, 31 Nr. 93, Taf. 46, 65.1. – Die Grabungsdokumentation wurde bei Kriegsende zum größten Teil vernichtet, nur die Funde sind noch erhalten (F. Laux 1971, 13).

76 „Vor der Aufnahme meiner Arbeiten auf den Truppenübungsplatz Bergen am 1. X. 1935 waren auf diesem Gelände nur 29 Grabhügel, die im Regierungsverzeichnis verzeichnet waren bekannt [...] Nach monatelangen Begehungen der einzelnen Gemarkungen zeigte sich jedoch, daß eine bedeutend größere Zahl von Grabhügeln vorhanden war [...] allein auf dem beschränkten Gebiete des Truppenübungsplatzes Bergen waren fast 200 Gräber der Allgemein-

heit und der wissenschaftlichen Forschung gänzlich unbekannt“; Piesker 1939, 188.

77 Pearce 1993, 4–5, 15–35; siehe auch Roßler 2008, 77–78. – Beachtet werden muss hier, dass auch Dinge wie Objekte immer über das Materielle hinausragen, schließlich sind sie Teil des Wahrnehmungshandelns (Frers 2009) und nicht selten auch Produkte von Materialisierungen (DeMarrais 2004; DeMarrais, Castillo und Earle 1996). Eine simplifizierende dualistische Trennung zwischen Dingen und Objekten ist daher nicht möglich, dennoch soll hier und im Folgenden, wenn der Welt-Bezug betont wird, von häufig noch nicht näher ansprechbaren Dingen und, wenn der Repräsentations-Bezug im Vordergrund steht, von Objekten gesprochen werden; siehe auch Hofmann 2015, 95–97.

von Piesker als Spuren einer längst vergangenen Zeit und Welt angesehen und damit zu wissenschaftlichen Objekten⁷⁸ und zwar der Prähistorischen Archäologie.

Im Anschluss daran setzen gewöhnlich zwei Prozesse ein. Zum einen kommt es zur Festschreibung von Dingidentitäten. So versucht man, die geborgenen Bronzen für die Nachwelt zu erhalten und sie ihrer ‚Wandelbarkeit‘⁷⁹ – materialbedingter Natur oder auch durch anthropogene Einflüsse – zu entziehen und zu stabilisieren. Dies geschieht zum Beispiel durch konservatorische Maßnahmen, die die Oxydation verlangsamten sollen oder durch die Magazinierung in Archiven,⁸⁰ welche einen Verlust durch Wegwerfen und Recycling verhindern soll. Das wandelbare „wild thing“⁸¹ wird zum Museumsding,⁸² archäologischen Präparat⁸³ und zur historischen Quelle⁸⁴ beziehungsweise nach Krzysztof Pomian zum Semiophor.⁸⁵ Durch Inventarnummer und die erhobenen Daten wie Maße, Fertigungsfehler und Deformationen wird es individuiert und re-identifizierbar. Diese Festschreibungen von Dingidentitäten und Erhaltungsmaßnahmen sind für die Geschichtswissenschaft, die üblicherweise den Quellen ein Vetorecht zubilligt⁸⁶ und sie als immer wieder ‚konsultierbare‘ Belege für Ihre Argumentationen anführt, eine zentrale epistemologische Praxis, die – eingeschränkt – auch in der Zukunft das Validieren von Interpretationen ermöglichen soll.

Zum anderen kommt es in der Folge durch Beschreiben, Zeichnen, Kategorisieren, Auflisten, Kartographieren etc. zu Objekttransformationen. In unserem Fallbeispiel wurde das archivierte und bereits andernorts publizierte⁸⁷ Bronzeartefakt im Zuge des PBF-Editionsprojektes von Friedrich Laux noch einmal neu und ausführlich aufgenommen. Er sprach es als eine Nadel aus Frauengräbern der Hügelgräberzeit an, aufgrund der Form klassifizierte er diese dann als Lüneburger Scheibennadel, anhand der Verzierung und Kopfform differenzierte er weiter und deklarierte sie zusammen mit sechs weiteren Exemplaren als Variante B, Form Kolkhagen.⁸⁸ Auch wenn bei den Klassifikationen auf frühere Einteilungen Bezug genommen wurde, unterschied sich die Einschätzung, welche Merkmale – Kopfform, Verzierungen – bevorzugt als Kriterien für die Gruppenbildung heranzuziehen seien;⁸⁹ und dies unabhängig von der mit der an

78 Daston 2000b.

79 Stockhammer 2015; Stockhammer 2016b.

80 Zu archäologischen Archiven siehe u. a. Brown 2011 [2007]; Perrin u. a. 2014.

81 Attfield 2000.

82 Korff 2007; Thiemeyer 2014.

83 Siehe Anm. 72.

84 Die klassische Quellen-Definition Paul Kirns (Kirn 1947, 28) lautet: „Quellen nennen wir alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“; Sie müssen somit als Spuren bis in die Gegenwart überdauert haben (Certeau 1991 [1975], 54), müssen ausge-

hend vom Forschungsinteresse des/der jeweiligen Geschichtswissenschaftlers/in als solche identifiziert werden (Holtorf 2002); siehe auch Oxle 2004; Hofmann 2016a.

85 König 2005; Pomian 1988; te Heesen 2010.

86 Siehe Anm. 71.

87 Piesker 1939; Piesker 1958, 31 Nr. 93, Taf. 46, 65.1; Tackenberg 1949, 40 Nr. 12; F. Laux 1971, 179–180 Kat.-Nr. 58 E Best. V.

88 F. Laux 1976, 39–44.

89 Lissauer 1904, 574–576; Tackenberg 1949, 31–47; F. Laux 1971, 52–53; F. Laux 1976, 39–46.

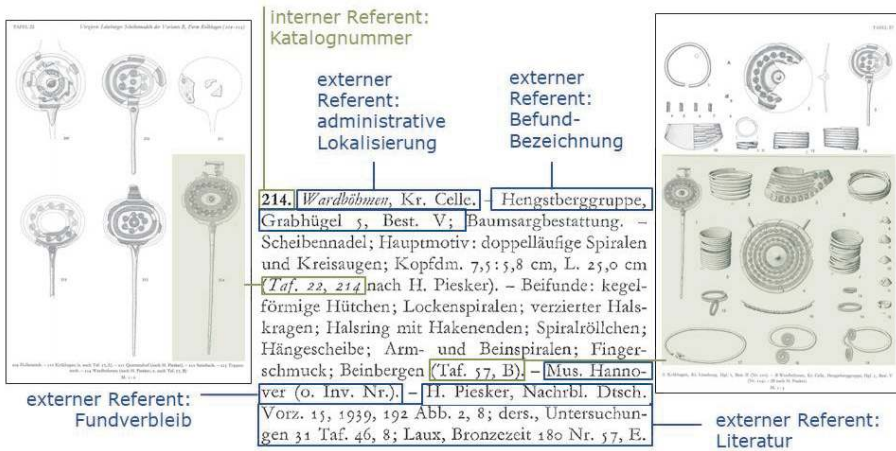


Abb. 4 Katalogeintrag Scheibenkopfnadel Wardböhmen mit seinem Referenzsystem.

die Klassifikation verknüpften Fragestellung, die in den Publikationen auch nicht expliziert wurde. Tendenziell wird die Einteilung bei jeder Behandlung des Fundmaterials weiter ausdifferenziert. Auffällig ist ferner, dass dabei zwar auf frühere Überlegungen rekurriert, jedoch auf frühere Bezeichnungen nicht geachtet wurde und man auch keine Korrespondenztabelle erstellt hat. Die Nadeln sind hier also schon zu den oben bereits erwähnten „immutable and combinable mobiles“⁹⁰ transformiert.

Der Katalogeintrag selbst weist neben einer ausführlichen Beschreibung des Fundes zahlreiche Referenzen auf (Abb. 4). Neben der publikationsinternen Katalognummer und den Tafelverweisen sind dies die administrative Lokalisierung sowie die bei der Grabung und Publikation genutzte Fundortbezeichnung, der Fundverbleib und zentrale Literaturverweise auf frühere Publikationen dieses Fundes. Die Nadel ist ferner nicht nur als solche, sondern zusätzlich auf einer Extratafel mit allen anderen Bronzeobjekten der Bestattung V aus dem Grabhügel 5 der Hengstberggruppe abgebildet.⁹¹ Nicht wiedergegeben wurde jedoch die von Piesker angefertigte Befundzeichnung, die über die Lage der Objekte im Grab Auskunft gibt.⁹² Im Gegensatz zu einem Editionsprojekt vom Anfang des 20. Jahrhunderts, den Berichten der Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten, wird also jedem einzelnen Fund eine ausführliche Beschreibung und eine Zeichnung gewidmet. Es interessiert das Einzelobjekt und nicht mehr nur der Typ, was letztlich auch zur Aufwertung der Quellengattung der Einzelfunde geführt hat.⁹³ Ferner kommt

90 Latour 1987, 227.

91 F. Laux 1976, Taf. 22, 214; 57 B.

92 Piesker 1939, 189, Abb. 1; Piesker 1958, Taf. 65.1.

93 Siehe Willroth 1986; Hansen 2002; Görmer 2008.

es zu einer systematischen Massendingrepräsentation mit dem Ziel, eine vergleichende Analyse der Bronzefunde und Typen innerhalb der meist funktional definierten Objektkategorien zu ermöglichen.

Die Bronze von Wardböhmen ist weiterhin verzeichnet auf einer Fundkarte aller im PBF-Band von 1976 publizierten Nadeln aus Niedersachsen.⁹⁴ Aufgrund der Funddichte ist sie hier jedoch nicht unter der Katalog-Nummer, sondern auf einer Ausschnittvergrößerung unter den Anfangsbuchstaben des Fundplatzes WA angegeben, welche in einem Verzeichnis der Fundabkürzungen⁹⁵ aufgelöst wird. Hier entschied man sich also bewusst, die Kette der zirkulierenden Referenz um ein weiteres Glied zu erweitern, um Visualisierungsprobleme in den Griff zu bekommen. Der Bronzefund ist zudem auf der Typenkarte der Lüneburger Scheibennadeln durch Platzierung des für die Form Kolkhagen gewählten Symbols einer offenen Raute lokalisiert (Abb. 5). Bei dieser Darstellung handelt es sich um eine sogenannte Gegenkartierung mehrerer Formen, die einer Zeitstufe angehören, und regionale Verbreitungsschwerpunkte aufzeigt. Die Typenkarte dient im auswertenden Textteil – allerdings im Rahmen des PBF-Bandes nicht explizit diskutiert – zur Darstellung der geographischen Ausdehnung der „Lüneburger Gruppe“⁹⁶, deren Zusammenhalt auch dadurch deutlich wird, dass sich die Verbreitungsbilder der kartierten Formen nicht durch fundleere Zwischenräume abgrenzen, sondern sich vielfältig durchdringen.⁹⁷ Ferner versucht F. Laux mit derartigen Karten, Werkstätten und deren Einzugsbereiche zu bestimmen. Für die Form Kolkhagen wird die Fabrikationsstätte von ihm im Gebiet des unteren Ilmenau-Tals und/oder der benachbarten Nordheide lokalisiert.⁹⁸ Um diese Aussagen besser visualisieren zu können, wurde hier auf Katalognummern, Ortsbezeichnungen etc. als Referenzen verzichtet und als Kartierungsgrundlage eine Blankokarte verwendet, auf die nur Flüsse, die Küstenlinie und die Grenze des Landes Niedersachsen und damit des Arbeits- und Kartierungsgebietes eingezeichnet sind. Kritisch zu vermerken ist jedoch, dass bei derartigen Gegenkartierungen der „unmittelbare Eindruck zählt und die impressionistische Deutung

94 F. Laux 1976, Taf. 43.

95 F. Laux 1976, 52.

96 Siehe auch F. Laux 1971, Karte 26; F. Laux 1983, 80; F. Laux 1990. Die Lüneburger Gruppe, mitunter auch Lüneburger Kultur genannt, wurde früher auch als Kulturprovinz an der Ilmenau (Sprockhoff 1941) oder Ilmenau-Kultur (Kersten 1952) bezeichnet.

97 Fundverdichtungen, die von fundleeren Räumen umgeben sind, werden traditionell in der Prähistorischen Archäologie als Indizien für die Existenz von Gruppen gedeutet, wobei hierbei die fundleeren Räume dann die Grenzen darstellen. Dieser Annahme liegt ein spezifisches Grenzkonzept zugrunde,

Grenzen werden nicht als Kontaktzonen und/oder Kommunikationsräume, sondern als Barrieren konzipiert. Zum Eindruck der regionalen Geschlossenheit trägt hier zusätzlich sicherlich auch bei, dass die im Text genannten, außerhalb des Untersuchungsgebiets gefundenen Stücke nicht kartiert sind.

98 F. Laux 1976, 40, 140. – Insgesamt wurden allerdings nur sechs der acht bzw. vier der acht bekannten Exemplare in den angegebenen Gebieten gefunden. Jenseits der problematischen Gleichsetzung von Herstellungs- und Deponierungsgebiet steht diese Interpretation auch aufgrund der Problematik der kleinen Zahl auf wackeligen Füßen.

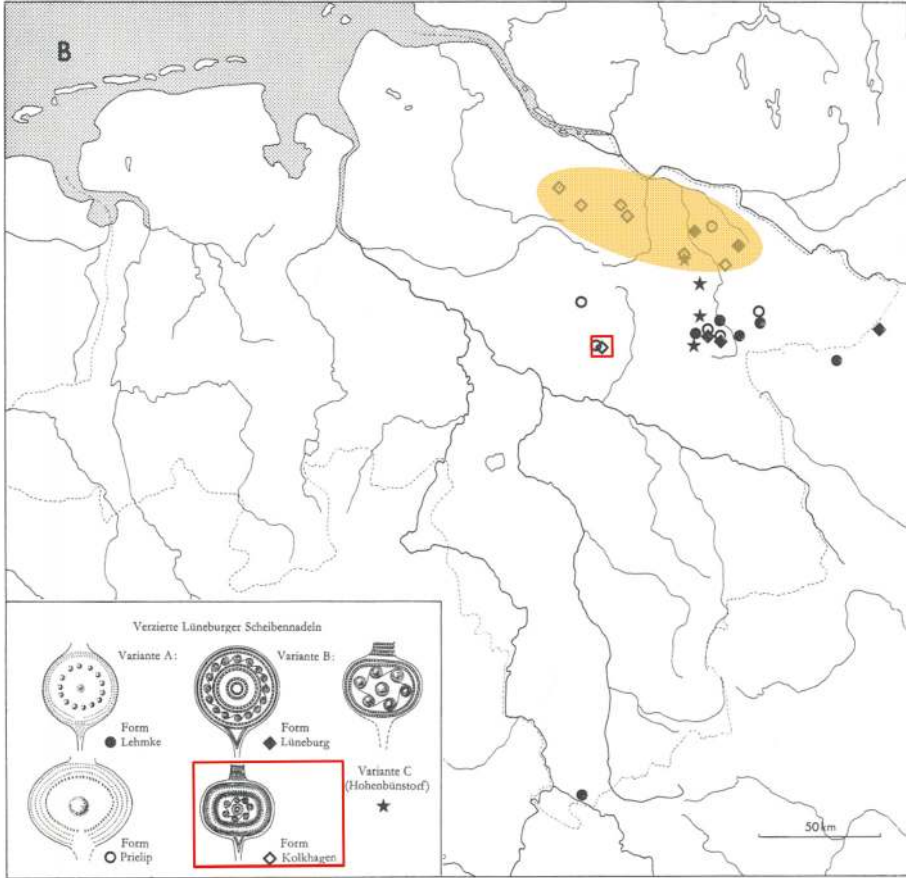


Abb. 5 Typenkarte Lüneburger Scheibenkopfnadeln (von Verf. rot markiert Typ Kolkhagen und die Scheibenkopfnadel von Wardböhlen sowie gelb markiert der Raum, in dem F. Laux die potentielle Werkstätte der Form Kolkhagen vermutet).

der Verbreitungsmuster“⁹⁹, aber nicht deren mathematische Überprüfung. Die Evidenz der Karte kann also höher sein, als dies eigentlich wünschenswert ist.¹⁰⁰

Die Scheibennadel wird von F. Laux darüber hinaus als Bestandteil der Tracht vom Typ-Wardböhlen-Kolkhagen angesprochen, die neben Armschmuck und Kopfputz eine Hängescheibe und einen verzierten Halskragen umfasst. Die Tracht sei von verhei-

⁹⁹ Steuer 2006b, 160.

¹⁰⁰ Zur konstitutiven Funktion von Karten bei der Generierung von Wissen siehe u. a. Dodge, Perkins und Kitchin 2011; Günzel und Nowak 2012; Grunwald 2018; zur kritischen Kartographie, die

die Vorstellung, dass Karten neutrale Abbilder der Wirklichkeit seien, systematisch hinterfragt siehe u. a. Crampton und Krygier 2006; Glasze 2009; Wood, Fels und Krygier 2010.

rateten Frauen in der älteren Bronzezeit vor allem in der Nordheide und der unteren Ilmenau getragen worden.¹⁰¹ Um zu diesen – nicht ganz unumstrittenen – Aussagen zu gelangen, sind jedoch weitere Transformationsschritte, wie etwa die Erstellung von Kombinationstabellen notwendig. Sie finden üblicherweise nicht in den Korpuswerken statt, sondern in der das PBF-Unternehmen begleitenden Literatur.

5 Die epistemischen Praktiken des Edierens

Das beim Edieren angewandte Verfahren dient demnach dazu, mehr Kompatibilität und Universalität zu erreichen. Die mit dem Katalogeintrag einhergehende Punktualisierung ermöglicht also zum Beispiel einen Vergleich an verschiedenen Orten befindlicher Artefakte oder eine Betrachtung der räumlichen Verbreitung von Typen durch Eintragung ihrer Fundorte auf Karten. So wird letztlich die Möglichkeit der erneuten Kontextualisierung beziehungsweise De-Punktualisierung geschaffen, die jedoch nicht unbedingt nur frühere Relationen aufgreift.

Hierfür ist die ebenfalls im Rahmen von Editionsprojekten der Prähistorischen Archäologie erfolgende Kartierung ein gutes Beispiel. Die aus dem Fundmaterial in zirkulierender Referenz transformierten Objekte in Form archäologischer Typen werden über Verbreitungskarten im Fall der hier behandelten PBF-Publikation zu Formen-, Werkstatt- oder Trachtkreisen. Da beim Kartieren die auf Karten dargestellten Elemente durch Einzeichnung auf eine Fläche in ein synchrones Raster überführt werden, sind Veränderungen¹⁰² und die Koexistenz verschiedener Räume jedoch schwer darstellbar. Der Fundniederschlag eines oder mehrerer Personenverbände eines oder mehrerer gelebter Sozialräume wird so durch Referenz auf administrative und naturgeographische Einheiten häufig zu einem mehr oder minder klar begrenzten Territorium. Die verschiedenen, analytisch besser zu trennenden Räume – Sozial-, Natur- und Verwaltungsraum – amalgamieren. Dieses neue Raumgebilde wird dann zudem nicht selten durch Personifizierungen zum historiographischen Akteur. Derartige semantische Verkürzungen sind wiederum eine andere oft unhinterfragte Praxis, die zu neuen Punktualisierungen führt. Besonders eindrücklich wird dies am Wort ‚Kreis‘ deutlich, welches in so vielen Komposita vorkommt, die prähistorische Räume bezeichnen sollen.¹⁰³ Es ist zugleich

101 F. Laux 1971, 132; F. Laux 1996.

102 Siehe Wiedemann (im Druck).

103 Beispielhaft seien hier nur die zehn kulturgeschichtlichen Interpretationsmöglichkeiten von durch Kartierung gewonnenen Verbreitungsbildern Müller-Karpes genannt, die auch für die PBF-Bände von zentraler Bedeutung waren (Müller-Karpe 1975a,

74–81; siehe Müller-Karpe 1973). Er unterschied dabei jedoch zwischen Kreisen und Bereichen, wobei letztere weniger markant begrenzt und größer seien und zudem mehrere Kreise umfassen könnten: 1) Produktionskreise und -bereiche (Herstellung): u. a. Werkstatt(-kreis)-Provenienz, Handwerkerkreis, Facies, 2) Trachtkreise und -bereiche (Funktion;

ein Indiz für den der Prähistorischen Archäologie innewohnenden „methodologischen Territorialismus“¹⁰⁴.

Mit dem „methodologischen Territorialismus“ geht letztlich aber auch die vielen archäologischen Editionen zugrundeliegende Vorstellung einher, dass globale oder ‚transnationale‘ Forschung durch Addition regionaler Forschungsergebnisse möglich seien.¹⁰⁵ Nicht zu unterschätzen ist hier jedoch der erhebliche theoretische und empirische Aufwand der (Wieder-)Verbindung von zuvor voneinander getrennten Behälterräumen,¹⁰⁶ die z. B. als Untersuchungsgebiete in ihren administrativen Grenzen oder als von Forschenden postulierte Kulturgebiete in der weiteren Forschung ein Art Eigenleben entwickeln. Auf einige Folgen dessen wurde man bereits relativ früh aufmerksam, nämlich die Probleme, die bei Vergleichen entstehen, wenn verschiedene Terminologien und relative Chronologie-Systeme verwendet werden. Auf das drohende Synchronisationsproblem reagierte Müller-Karpe schnell mit dem allerdings nur mehr oder minder geglückten Versuch, eine für alle PBF-Bände verbindlichen „komparativen Chronomie“ zu entwickeln.¹⁰⁷ Ferner wurde den Bänden jeweils eine die chronologische Stellung der in dem Untersuchungsgebiet vorkommenden Typen beigefügt. Bei den Terminologien empfahl man, auf ältere Bände Bezug zu nehmen. So kam es durch Rezeption zu einer gewissen Standardisierung. Dies kann jedoch nicht von einem anderen systematischen Problem archäologischer Editionen ablenken: die bis heute fehlende tiefgreifende Auseinandersetzung mit dem für die Wissensgenerierung zentralen Konzept der Klassifikation.¹⁰⁸

Festzuhalten bleibt: Durch Rückgriff auf Latours Konzept der „zirkulierenden Referenz“ können sehr gut die einzelnen Transformationsschritte und (De-)Punktualisierungen im Rahmen von Editionsprojekten analysiert und reflektiert werden. Zentral für wissenschaftliche Editionen ist die Transparenz der „zirkulierenden Referenz“, die man durch ein System von Verweisen zu erreichen versucht. So können bei Infragestellung der Objekttransformationen durch die angegebenen Referenzen und die festgeschriebenen Dingidentitäten in den Archäologischen Sammlungen (Quellen) einmal erhobene

Verwendung), 3) Bewaffnungskreise und -bereiche: Kampfweise, Standeskennzeichen, 4) Stilkreise und -bereiche: Gestaltung, Verzierung, Kunst, 5) Technikkreise und -bereiche (Herstellung), 6) Siedlungskreise und -bereiche: Hausformen, Siedlungstypen etc., 7) Sepulkralkreise und -bereiche: Bestattungsart, Grabbau, Beigaben, 8) Symbol- bzw. Kulturkreise und -bereiche: Symbole, religiöse Praktiken, 9) Katastrophenkreise, 10) Geschichtsräume.

104 Brenner 1999, 46; Langthaler 2013; siehe ausführlicher Hofmann 2016b.

105 Siehe auch Müller-Karpe 1983.

106 Langthaler 2013, 7.

107 Müller-Karpe 1974; Müller-Karpe 1975b; siehe auch Eggert 1981, 276–277; Geschwinde 2000, 22–31.

108 Stockhammer 2016a; siehe ferner für die Archäologie im Allgemeinen den Überblicksartikel von Rösler 2014.

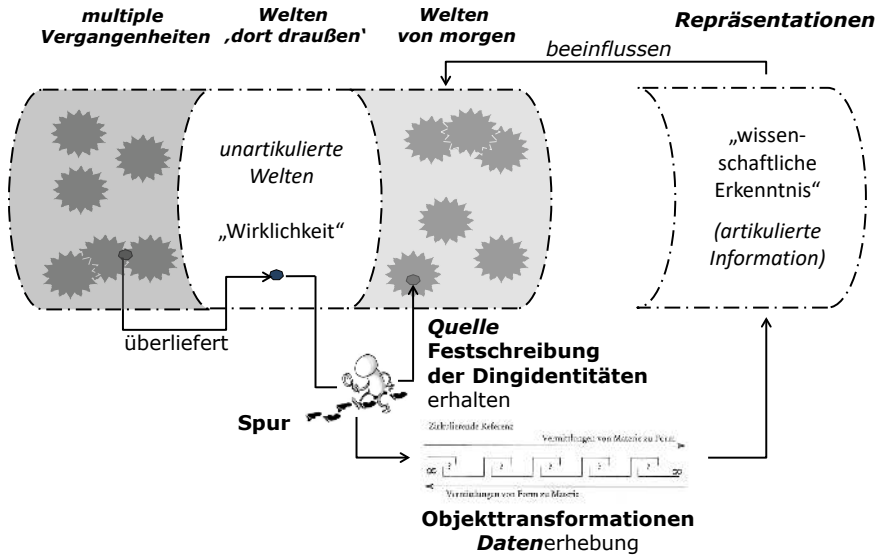


Abb. 6 Zum Verhältnis multipler Vergangenheiten, den Welten dort draußen und der Welt von morgen sowie der Rolle von Repräsentationen: Das Festschreiben von Dingidentitäten durch Archivieren und die Transformation von Objekten durch Datenerhebung.

Daten grundsätzlich kontrolliert werden (Abb. 6)¹⁰⁹ oder im Zuge neuer Fragestellungen und Methoden sogar zum Teil neue Daten erhoben werden.¹¹⁰ Aus Zeitgründen

109 Schon Tackenberg (Tackenberg 1949, 31) machte bei seiner Behandlung der Scheibennadeln auf „Irrläufer“ aufmerksam, doch insbesondere Laux (F. Laux 1976, 2–7) wies in seiner Einleitung des PBF-Bandes auf das Problem hin, dass beim einfachen Fortschreiben von Typenlisten einmal entstandene Fehler und Irrtümer oft unerkannt übernommen und weitergetragen werden. Dass davon trotz der Arbeit am Original auch Editionen nicht ganz verschont bleiben, zeigt die Publikation eines Doppelknopffragmentes aus Lavenstedt, Ldkr. Rotenburg (Wümme), das von Laux (F. Laux 1976, 116 Nr. 665) irrtümlicherweise als Nadel angesprochen wurde (Hofmann 2008, Kat B-12/1c). Im Umgang mit Quellen, also der Überprüfbarkeit an festgeschriebenen Entitäten, liegt übrigens nach Ansicht

von Christian Fleck und Albert Müller ein zentraler Unterschied zwischen den Geschichtswissenschaften und der Soziologie, der eine interdisziplinäre Zusammenarbeit aufgrund der damit verknüpften unterschiedlichen Wissenskulturen sehr erschwert (Fleck und Müller 1997).

110 Bei Bronzen handelt es sich hier vor allem um Datenerhebungen im Rahmen archäometallurgischer und -metrischer Untersuchungen, die auch im Rahmen der PBF-Bände eine immer größere Rolle spielten; siehe allgemein zur Archäometallurgie und -metrie: Ottaway 1994; Hauptmann und Pingel 2008; Kienlin und Roberts 2009; Roberts und Thornton 2014. Als Beispiel für die Integration metallanalytischer Untersuchungen sei hier exemplarisch der Beitrag von Josef Rieder im PBF-Band *Die*

wird dies jedoch nur selten durchgeführt. In diesem Zusammenhang sollten Pfadabhängigkeiten,¹¹¹ die wiederholt durchgeführte epistemische Praktiken im Rahmen von Editionen erzeugen, nicht unterschätzt werden. So hat das Forschungs- und Editionsprojekt der Prähistorischen Bronzefunde zum Beispiel nicht nur zu der bereits erwähnten verstärkten Berücksichtigung von Einzelfunden in der mitteleuropäischen Bronzezeitforschung geführt, die mitunter auch von dem Blick auf Befunde und Assemblagen ablenkte. Ausgewählte Fragen zur Metallverarbeitung können auch wesentlich besser beantwortet werden, als Fragen zum Totenbrauchtum oder Siedlungswesen. Es gilt also, bei Editionen mögliche Fragestellungen und übergreifende Projekte, aber auch blinde Flecke und deren Konsequenzen nicht nur am Anfang, sondern auch in der Folgezeit stets mit zu berücksichtigen. Sonst drohen aus epistemischen Praktiken Routinen zu werden, die den durch neue Interessen und Fragestellungen sich weiterentwickelnden oder gar verändernden Objektepistemologien nicht mehr gerecht werden können.

Schwerter in Ostdeutschland genannt (Wüstemann 2004, 259–329); für die Lüneburger Bronzezeit siehe Fendel 2006. – Viel diskutiert wurden aber auch die für manche Fragestellungen interessant erscheinenden, bei den PBF-Bänden noch fehlenden Angaben zu Gewicht, Benutzungsspuren und Zerstörungsspuren; siehe exemplarisch Hänsel 2000, 246; Dietrich 2011, 293.

- 111 Von dem Wirtschaftshistoriker Paul A. David und dem Wirtschaftsmathematiker W. Brian Arthur geprägtes Konzept, das inzwischen auch in anderen Feldern wie den Sozialwissenschaften und der Wis-

senschaftsgeschichte – allerdings nach eingehender Kritik – weniger deterministisch verwendet wird. Mit Pfadabhängigkeiten sind Weichenstellungen der Vergangenheit gemeint, die die Bahn der weiteren Entwicklung wesentlich bestimmen oder zumindest eingrenzen, weil einmal eingeschlagenen Wege durch damit verknüpfte regelhafte Voraussetzungen – wie z. B. institutionelle Setzungen, hohe Fixkosten, Feedback-Prozesse, verminderte Koordinationskosten – leichter weiterverfolgt werden können; siehe Werle 2007; Beyer 2006.

Bibliographie

Attfield 2000

Judy Attfield. *Wild Things. The Material Culture of Everyday Life*. Oxford und New York: Berg, 2000.

Bal 2002

Mieke Bal. *Kulturanalyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002.

Beltz 1901

Robert Beltz. „Erläuterung der Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg“. *Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* XXXII.2 (1901), 10–16 and 30–32 and 37–39.

Beltz 1910

Robert Beltz. *Die vorgeschichtlichen Altertümer des Grossherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Vollständiges Verzeichnis der im Großherzoglichen Museum zu Schwerin bewahrten Funde*. Schwerin: Stock & Stein, 1910.

Beltz 1911

Robert Beltz. „Fünfter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Die Latènefibeln“. *Zeitschrift für Ethnologie* 43 (1911), 664–817.

Beltz 1913

Robert Beltz. „Sechster Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten (Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln)“. *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte* 45 (1913), 659–900.

Bernbeck 2010

Reinhard Bernbeck. „‘La Jalousie’ und Archäologie: Plädoyer für subjektloses Erzählen“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51.1/2 (2010), 64–86.

Berndt und Boeckler 2005

Christian Berndt und Marc Boeckler. „Ordnung der Verunordnung transterritorialer Stadlandschaften. Die Nürnberger Gartenvorstadt Werderau im globalen Zeitalter“. *Erdkunde* 59 (2005), 102–119.

Beyer 2006

Jürgen Beyer. *Pfadabhängigkeit. Über institutionelle Kontinuität, anfällige Stabilität und fundamentalen Wandel*. Schriften aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Köln 56. Frankfurt a. M. und New York: Campus, 2006.

Blazek, Ernée und Smejtek 1998

Jan Blazek, Michal Ernée und Lubor Smejtek. *Die bronzezeitlichen Gussformen in Nordwestböhmen. Nordböhmisches Bronzefunde 2*. Most: Ústav archeologické památkové péče severozápadních Čech, 1998.

Blazek und Hansen 1997

Jan Blazek und Svend Hansen. *Die Hortfunde von Saběnice in Nordwest-Böhmen. Nordböhmisches Bronzefunde 3*. Most: Ústav archeologické památkové péče severozápadních Čech, 1997.

Blazek und Smejtek 1993

Jan Blazek und Lubor Smejtek. *Die Bronzemesser in Nordwestböhmen. Nordböhmisches Bronzefunde 1*. Prag: H & H, 1993.

Brenner 1999

Neil Brenner. „Beyond State-Centrism? Space, Territoriality, and Geographical Scale in Globalization Studies“. *Theory and Society* 28 (1999), 39–78.

Brown 2011 [2007]

Duncan H. Brown. *Archaeological Archives. A Guide to Best Practice in Creation, Compilation, Transfer and Curation*. Bd. 2. Reading: Archaeological Archives Forum, 2011 [2007].

Certeau 1991 [1975]

Michel de Certeau. *Das Schreiben der Geschichte*. Frankfurt a. M., New York und Paris: Campus und Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme, 1991 [1975].

Crampton und Krygier 2006

Jeremy W. Crampton und John Krygier. „An Introduction to Critical Cartography“. *ACME: An International E-Journal for Critical Geographies* 4 (2006), 11–33. URL: <https://www.acme-journal.org/index.php/acme/article/view/723> (besucht am 14.08.2018).

Cuntz 2008

Michael Cuntz. „Mésalliances – Die Restitution a-moderner Relationen bei Gilbert Simondon, Michel Serres, Bruno Latour und Gabriel Tarde“. In *Literaturtheorie und sciences humaines. Frankreichs Beitrag zur Methodik der Literaturwissenschaft*. Hrsg. von R. Zaiser. Berlin: Frank & Timme, 2008, 87–106.

Daston 2000a

Lorraine Daston, Hrsg. *Biographies of Scientific Objects*. Chicago und London: University of Chicago Press, 2000.

Daston 2000b

Lorraine Daston. „The Coming into Being of Scientific Objects“. In *Biographies of Scientific Objects*. Chicago und London: University of Chicago Press, 2000, 1–14.

DeMarrais 2004

Elizabeth DeMarrais. „The Materialization of Culture“. In *Rethinking Materiality: The Engagement of Mind with the Material World*. Hrsg. von E. DeMarrais, C. Gosden und C. Renfrew. Cambridge: McDonald Institute for Archaeological Research, 2004, 11–22.

DeMarrais, Castillo und Earle 1996

Elizabeth DeMarrais, Luis Jaime Castillo und Timothy Earle. „Ideology, Materialization, and Power Strategies“. *Current Anthropology* 37 (1996), 15–31.

Dewey 1929

John Dewey. *The Quest for Certainty. A Study of the Relation of Knowledge and Action*. New York: Putnam, 1929.

Dietrich 2011

Oliver Dietrich. „Rezension: Friedrich Laux, Die Schwerter in Niedersachsen. Prähistorische Bronzefunde IV, 17 (Stuttgart 2009)“. *Prähistorische Zeitschrift* 86 (2011), 292–293.

Dodge, Perkins und Kitchin 2011

Martin Dodge, Chris R. Perkins und Rob Kitchin, Hrsg. *The Map Reader. Theories of Mapping Practice and Cartographic Representation*. Oxford: Wiley-Blackwell, 2011.

Dölemeyer und Rodatz 2010

Anne Dölemeyer und Mathias Rodatz. „Diskurse und die Welt der Ameisen. Foucault mit Latour lesen (und umgekehrt)“. In *Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse*. Hrsg. von R. Feustel und M. Schochow. Bielefeld: transcript, 2010, 197–220.

Eggert 1981

Manfred K. H. Eggert. „Rezension: Wolf Kubach, Die Nadeln in Hessen und Rheinhessen. Prähistorische Bronzefunde XIII, 3 (München 1977)“. *Prähistorische Zeitschrift* 56 (1981), 275–282.

Eggert 2001

Manfred K. H. Eggert. *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*. Tübingen: Francke, 2001.

Estorff 1846

Georg Otto Carl von Estorff. *Heidnische Altertümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengaue (Königreich Hannover)*. Hannover: Hahn'sche Hof-Buchhandlung, 1846.

Falkenstein 2016

Frank Falkenstein. „Zur Rezeption der ‚Prähistorischen Bronzefunde‘ und ihre Rückwirkung auf die Bronzezeitforschung Zentraleuropas“. In *50 Jahre Prähistorische Bronzefunde – Bilanz und Perspektiven. Beiträge zum internationalen Kolloquium am 24.–26. September 2014 in Mainz*. Hrsg. von U. L. Dietz und A. Jockenhövel. Prähistorische Bronzefunde XX.14. Stuttgart: Franz Steiner, 2016, 161–190.

Fendel 2006

Heinrich Fendel. *Eine bronzezeitliche Frauenbestattung mit vollständiger Schmucktracht aus Heiligental (Ldkr. Lüneburg). Untersuchung und Funktionsanalyse des Grabinventares*. Hamburger Beiträge zur Archäologie – Werkstattreihe 7. Berlin u. a.: LIT Verlag, 2006.

Fleck und Müller 1997

Christian Fleck und Albert Müller. „Daten‘ und ‚Quellen‘“. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997), 101–126.

Frers 2009

Lars Frers. „Herausfordernde Materialitäten. Gegenstände, Methoden, Konzepte“. *Berichte zur deutschen Landeskunde* 83 (2009), 177–191.

Frietsch und Rogge 2013

Ute Frietsch und Jörg Rogge, Hrsg. *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*. Mainzer Historische Kulturwissenschaften 15. Bielefeld: transcript, 2013.

Furrer 2001

Bernhard Furrer. „Baudenkmal als kulturhistorisches Präparat? Grundsätzliches am Beispiel des Hauses Nideröst“. *Neue Züricher Zeitung* (2001). URL: <http://www.nzz.ch/article7ATFX-1.483039> (besucht am 14.08.2018).

Gärtner 2004

Tobias Gärtner. „Begründer einer international vergleichenden Forschung – Adolf Bastian und Albert Voß (1874–1906)“. *Acta Praehistorica et Archaeologica* 36/37 (2004), 80–102.

Gaucher und Mohen 1972

Gilles Gaucher und Jean-Pierre Mohen. *Typologie des objets de l'âge du bronze en France 1. Épées*. Paris: Société préhistorique française, 1972.

Gaucher und Mohen 1983

Gilles Gaucher und Jean-Pierre Mohen. *Typologie des objets de l'âge du Bronze en France 2. Poignards, hallebardes, pointes de lance, pointes de flèche, armement défensif*. Paris: Société Préhistorique Française, 1983.

Gertenbach 2015

Lars Gertenbach. *Entgrenzungen der Soziologie. Bruno Latour und der Konstruktivismus*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2015.

Geschwinde 2000

Michael Geschwinde. *Die Hügelgräber auf der Großen Heide bei Ripdorf im Landkreis Uelzen. Archäologische Betrachtungen zu den Bestattungssitten des Spätneolithikums und der Bronzezeit in der Lüneburger Heide*. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte 27. Neumünster: Wachholtz, 2000.

Glasze 2009

Georg Glasze. „Kritische Kartographie“. *Geographische Zeitschrift* 97 (2009), 181–191.

Görmer 2006

Gerald Görmer. „Radikaler Konstruktivismus und Archäologie. Bemerkungen anlässlich der Diskussion zwischen C. Holtorf und U. Veit in EAZ 3/2006, 349–370“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 47 (2006), 569–572.

Görmer 2008

Gerald Görmer. „Einstückdepots, Flussdepots und Verluste. Argumente gegen die Kategorien Einzelfunde und Flussfunde“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 49 (2008), 227–234.

Gramsch 2000

Alexander Gramsch. „‘Reflexiveness‘ in Archaeology, Nationalism, and Europeanism“. *Archaeological Dialogues* 7 (2000), 4–45.

Greetham 1993

David C. Greetham. „Editorial and Critical Theory. From Modernism to Postmodernism“. In *Palimpsest. Editorial Theory in the Humanities*. Hrsg. von G. Bornstein und R. G. Williams. Ann Arbor, MI: University of Michigan Press, 1993, 9–28.

Greetham 1997

David C. Greetham. „Introduction. Out of the Margins and into the Text“. In *The Margins of the Text*. Ann Arbor, MI: The University of Michigan Press, 1997, 1–5.

Greetham 1999

David C. Greetham. *Theories of the Text*. Oxford und New York: Oxford University Press, 1999.

Grubmüller 1986

Klaus Grubmüller. „Edition“. In *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Hrsg. von J. Hoops, H. Beck und H. Jankuhn. Bd. Donar-þórr – Einbaum 6.2. Berlin: De Gruyter, 1986, 447–452.

Grunwald 2012

Susanne Grunwald. „Das ergab aber ein so buntes und wenig eindrucksvolles Bild: Zu den Anfängen der archäologischen Kartographie in Deutschland (1870–1914)“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 2012 (2012), 5–34.

Grunwald 2016

Susanne Grunwald. „Riskante Zwischenschritte: Archäologische Kartographie in Deutschland zwischen 1870 und 1900“. In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 111–142.

Günzel und Nowak 2012

Stephan Günzel und Lars Nowak. *KartenWissen. Territoriale Räume zwischen Bild und Diagramm*. Trierer Beiträge zu den historischen Kulturwissenschaften 5. Wiesbaden: Ludwig Reichert, 2012.

Halfwassen 2008

Jens Halfwassen. „Platons Höhlengleichnis“. In *Festschrift für Klaus Oehler zum 80. Geburtstag*. Hrsg. von K.-M. Hingst und M. Liatsi. Tübingen: Narr, 2008, 34–44.

Hänsel 2000

Bernhard Hänsel. „Rezension: Albrecht Jockenhövel und Wolf Kubach (Hrsg.) Prähistorische Bronzefunde V 2, IX 20, IX 21, XVI 5“. *Prähistorische Zeitschrift* 75 (2000), 245–248.

Hansen 2002

Svend Hansen. „Über bronzezeitliche Depots, Hortfunde und Einzelfunde: Brauchen wir neue Begriffe?“ *Archäologische Informationen* 25 (2002), 91–97.

Harding 2000

Anthony Filmer Harding. *European Societies in the Bronze Age*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2000.

Hauptmann und Pingel 2008

Andreas Hauptmann und Volker Pingel, Hrsg. *Archäometrie. Methoden und Anwendungsbeispiele naturwissenschaftlicher Verfahren in der Archäologie*. Stuttgart: Schweizerbart, 2008.

Hilgert 2009

Markus Hilgert. „Von ‚Listenwissenschaft‘ und ‚epistemischen Dingen‘: Konzeptuelle Annäherungen an altorientalische Wissenspraktiken“. *Journal for General Philosophy of Science* 40 (2009), 277–309.

Hodder 2000

Ian Hodder, Hrsg. *Towards Reflexive Method in Archaeology. The Example at Çatalhöyük*. Cambridge: British Institute of Archaeology at Ankara, 2000.

Hodder 2003

Ian Hodder. „Archaeological Reflexivity and the ‘Local’ Voice“. *Anthropological Quarterly* 76 (2003), 55–69.

Hofmann 2008

Kerstin P. Hofmann. *Der rituelle Umgang mit dem Tod. Untersuchungen zu bronze- und früheisenzeitlichen Brandbestattungen im Elbe-Weser-Dreieck*. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 14, 2008 = Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 32. Oldenburg: Isensee, 2008.

Hofmann 2015

Kerstin P. Hofmann. „In Geschichten verstrickt... Menschen, Dinge, Identitäten“. In *Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts*. Hrsg. von D. Boschung, P. A. Kreuz und T. Kienlin. Morphomata 31. Paderborn: Wilhelm Fink, 2015, 87–123.

Hofmann 2016a

Kerstin P. Hofmann. „Dinge als historische Quellen in Revision. Materialität, Spuren und Geschichten“. In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der material turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 283–308.

Hofmann 2016b

Kerstin P. Hofmann. „Fundverbreitungen, archäologische Grenzziehungen und Identitätsräume. Zum methodologischen Territorialismus der Bronzezeitforschung“. In *50 Jahre Prähistorische Bronzefunde – Bilanz und Perspektiven. Beiträge zum internationalen Kolloquium am 24.–26. September 2014 in Mainz*. Hrsg. von U. L. Dietz und A. Jockenhövel. Prähistorische Bronzefunde XX.14. Stuttgart: Franz Steiner, 2016, 207–226.

Hofmann u. a. 2016

Kerstin P. Hofmann, Thomas Meier, Doreen Mölders und Stefan Schreiber, Hrsg. *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Leiden: Sidestone, 2016.

Holtorf 2002

Cornelius Holtorf. „Notes on the Life History of a Pot Sherd“. *Journal of Material Culture* 7 (2002), 49–71.

Holtorf und Veit 2006

Cornelius Holtorf und Ulrich Veit. „Über archäologisches Wissen. Mit Kommentar von U. Veit und Antwort des Verfassers“. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 47 (2006), 349–370.

Ickerodt 2014

Ulf Ickerodt. „90 Jahre Landesaufnahme und 80 Jahre staatliche Denkmalpflege in Schleswig-Holstein“. *Die Heimat. Natur- und Landeskunde* 121 (2014), 1–13.

Jacob-Friesen 1981

Gernot Jacob-Friesen. „Rezension: Friedrich Laux, Die Nadeln in Niedersachsen. Prähistorische Bronzefunde, XIII, 4 (München: Beck 1976)“. *Prähistorische Zeitschrift* 56 (1981), 273–275.

Jäger 2008

Ludwig Jäger. „Indexikalität und Evidenz. Skizze zum Verhältnis von referentieller und inferentieller Bezugnahme“. In *Deixis und Evidenz*. Hrsg. von H. Wenzel und L. Jäger. Freiburg, Berlin und Wien: Rombach, 2008, 289–315.

Jenkins 1994

David Jenkins. „Object Lessons and Ethnographic Displays. Museum Exhibitions and the Making of American Anthropology“. *Comparative Studies in Society and History* 36 (1994), 242–270.

Jockenhövel 2014

Albrecht Jockenhövel. „Nachruf: Hermann Müller-Karpe (1925–2013)“. *Blickpunkt Archäologie* 2 (2014), 82–83.

Jockenhövel 2016

Albrecht Jockenhövel. „Geschichte des Editions- und Forschungsunternehmens ‚Prähistorische Bronzefunde‘“. In *50 Jahre Prähistorische Bronzefunde – Bilanz und Perspektiven. Beiträge zum internationalen Kolloquium am 24.–26. September 2014 in Mainz*. Hrsg. von U. L. Dietz und A. Jockenhövel. Prähistorische Bronzefunde XX.14. Stuttgart: Franz Steiner, 2016, 1–32.

Jordan 2010

Stefan Jordan. *Vetorecht der Quellen*. 2010. URL: http://docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen (besucht am 14.08.2018).

Kaenel 1991

Hans-Markus von Kaenel. „... ein wohl grossartiges, aber ausführbares Unternehmen: Theodor Mommsen, Friedrich Imhoof-Blumer und das Corpus Nummorum“. *Klio* 73 (1991), 304–314.

Kaenel 2000

Hans-Markus von Kaenel. „Stempelkatalog versus Sammlungskatalog. Die Diskussion um das Konzept des Corpus Nummorum 1885/86“. In *XII. Internationaler Numismatischer Kongress, Berlin 1997. Akten = Proceedings = Actes*. Hrsg. von B. Kluge und B. Weisser. Berlin: Gebr. Mann, 2000, 104–108.

Kaenel 2004

Hans-Markus von Kaenel. „Die Wissenschaft braucht den Stempel, nicht das Exemplar: Th. Mommsen, F. Imhoof-Blumer und die Edition antiker Münzen“. *Schweizer Münzblätter* 54 (2004), 85–92.

Kappel, Rückert und Trinks 2016

Kai Kappel, Claudia Rückert und Stefan Trinks, Hrsg. *Atlanten des Wissens. Adolph Goldschmidts Corpuswerke 1914 bis heute*. Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2016.

Karl 2010

Raimund Karl. *Macht und Ohnmacht des positivistischen Denkens. Der Positivismus in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien*. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 58. Langenweißbach: Beier & Beran, 2010.

Karl 2016

Raimund Karl. „My Preciousssss... Zwanghaftes Horten, Epistemologie und sozial verhaltensgestörte Archäologie“. In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 43–69.

Kersten 1952

Karl Kersten. „Einige Funde der Ilmenau-Kultur in Schleswig-Holstein“. *Offa* 11 (1952), 10–24.

Kienlin und Roberts 2009

Tobias L. Kienlin und Ben W. Roberts, Hrsg. *Metals and Societies. Studies in Honour of Barbara S. Ottaway*. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 169. Bonn: Habelt, 2009.

Kilian-Dirlmeier 2002

Imma Kilian-Dirlmeier. *Kleinfunde aus dem Athena Itonia Heiligtum bei Philia (Thessalien)*. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 48. Bonn: Habelt, 2002.

Kirn 1947

Paul Kirn. *Einführung in die Geschichtswissenschaft*. Berlin: De Gruyter, 1947.

Knorr-Cetina 1984

Karin D. Knorr-Cetina. *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.

König 2005

Gudrun M. König. „Dinge zeigen“. In *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur*. Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 27. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2005, 9–28.

König 2012

Gudrun M. König. „Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur“. In *Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte*. Hrsg. von K. Priem, G. M. König und R. Casale. Weinheim: Beltz, 2012, 14–31.

Korff 2007

Gottfried Korff, Hrsg. *Museumsdinge. Deponieren – exponieren*. 2. Auflage. Köln: Böhlau, 2007.

Koselleck 1977

Reinhard Koselleck. „Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt“. In *Objektivität und Parteilichkeit, Theorie der Geschichte*. Hrsg. von R. Koselleck, W. J. Mommsen und J. Rüsen. Beiträge zur Historik 1. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1977, 17–46.

Kreienbrink 2007

Frauke Kreienbrink. „Mapping the Past: Eduard Paulus the Elder (1803–1878) and the Archaeological Survey of Württemberg“. *Bulletin of the History of Archaeology* 17 (2007), 4–13.

Kreienbrink 2012

Frauke Kreienbrink. „Eduard Paulus the Elder (1803–1878) and the Archaeological Survey in Württemberg“. In *Histories of Archaeological Practices. Reflections on Methods, Strategies and Social Organization in Past Fieldwork*. Hrsg. von O. W. Jensen. Studies 20. Stockholm: The National Historical Museum, 2012, 191–209.

Kubach 1995

Wolf Kubach. „Verzeichnis der von Hermann Müller-Karpe betreuten Dissertationen“. In *Festschrift für Hermann Müller-Karpe zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von A. Jockenhövel. Bonn: Habelt, 1995, XXIII–XXIV.

Langthaler 2013

Ernst Langthaler. *Orte in Beziehung. Mikrogeschichte nach dem Spatial Turn*. 2013. URL: <http://www.ruralhistory.at/de/publikationen/rhwp/RHWP16.pdf> (besucht am 14.08.2018).

Latour 1987

Bruno Latour. *Science in Action. How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge, MA: Harvard University Press, 1987.

Latour 1996

Bruno Latour. „Der ‚Pedologen-Faden‘ von Boa Vista – eine photo-philosophische Montage“. In *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie Verlag, 1996, 191–248.

Latour 2002a

Bruno Latour. „Die Geschichtlichkeit der Dinge. Wo waren die Mikroben vor Pasteur?“ In *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, 175–210.

Latour 2002b

Bruno Latour. *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002.

Latour 2002c

Bruno Latour. „Ein Kollektiv von Menschen und nichtmenschlichen Wesen. Auf dem Weg durch Dädalus' Labyrinth“. In *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, 211–264.

Latour 2002d

Bruno Latour. „Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald am Amazonas“. In *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, 36–95.

F. Laux 1971

Friedrich Laux. *Die Bronzezeit in der Lüneburger Heide*. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover 18. Hildesheim: Lax, 1971.

F. Laux 1974

Friedrich Laux. „Zur Gruppierung bronzezeitlicher Kulturerscheinungen im Lüneburger Gebiet“. *Jahresbericht des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M.* (1974), 22–28.

F. Laux 1976

Friedrich Laux. *Die Nadeln in Niedersachsen*. Prähistorische Bronzefunde. Abteilung XIII.4. München: C. H. Beck, 1976.

F. Laux 1983

Friedrich Laux. „Bronzezeitlichen Kulturerscheinungen im Lüneburger Gebiet und in den angrenzenden Landschaften“. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 13 (1983), 75–84.

F. Laux 1990

Friedrich Laux. „Zur älteren und mittleren Bronzezeit in Niedersachsen“. In *Beiträge zur Geschichte und Kultur der mitteleuropäischen Bronzezeit. Internationale Tagung ‚Geschichte und Kultur der mittelbronzezeitlichen Stämme Mitteleuropas‘ des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR und des Archäologischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bad Stuer (DDR) vom 19.–23. Oktober 1987*. Hrsg. von B. Chropovský und J. Herrmann. Berlin: Zentralinstitut für alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik, 1990, 275–293.

F. Laux 1996

Friedrich Laux. „Tracht und Schmuck der Frauen und Männer“. In *Leben – Glauben – Sterben vor 3000 Jahren: Bronzezeit in Niedersachsen*. Hrsg. von G. Wegner. Eine niedersächsische Ausstellung zur Bronzezeit-Kampagne des Europarates. Katalog Ausstellung Hannover, Hamburg-Harburg, Oldenburg, Braunschweig 1996–1998, Begleithefte zu Ausstellungen der Abteilung Urgeschichte des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover 7. Oldenburg: Isensee, 1996, 95–116.

H. Laux 2014a

Henning Laux. „Soziologie der Existenzweisen: Bruno Latour“. In *Handbuch der Soziologie*. Hrsg. von J. Lamla, H. Laux, H. Rosa und D. Stecker. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 2014, 261–279.

H. Laux 2014b

Henning Laux. *Soziologie im Zeitalter der Komposition. Koordinaten einer integrativen Netzwerktheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2014.

Law 1992

John Law. „Notes on the Theory of the Actor-Network: Ordering, Strategy and Heterogeneity“. *Systems Practice* 5 (1992), 379–393.

Lissauer 1903

Abraham Lissauer. „Bericht der vorbereitenden Commission zur Herstellung von Typenkarten. Ber. Allgem. Versammlung DAGEU, Worms 10.–13.8.1903“. *Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 34 (1903), 123–125.

Lissauer 1904

Abraham Lissauer. „Erster Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (I. Die Typenkarte der Flach- und Randäxte, II. die Typenkarte der Ruder- und Scheibennadeln, III. Die Typenkarte der Radnadeln)“. *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte* 36 (1904), 536–607.

Lissauer 1905

Abraham Lissauer. „Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (Die Typenkarte der Absatzbeile)“. *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte* 37 (1905), 793–847.

Lissauer 1906

Abraham Lissauer. „Dritter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (Die Typenkarten der Lappenäxte)“. *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte* 38 (1906), 817–862.

Lissauer 1907

Abraham Lissauer. „Vierter Bericht über die Tätigkeiten der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (Die Typenkarten der ältesten Gewandnadeln)“. *Zeitschrift für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte* 6 (1907), 785–831.

Lucas 2012

Gavin Lucas. *Understanding the Archaeological Record*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2012.

Lukács 1971

Georg Lukács. „Erzählen oder beschreiben? Zur Diskussion über Naturalismus und Formalismus“. In *Essays über Realismus, Georg Lukács Werke 4. Probleme des Realismus I*. Neuwied: Luchterhand, 1971, 197–242.

Lukas, Nutt-Kofoth und Podewski 2014

Wolfgang Lukas, Rüdiger Nutt-Kofoth und Madleen Podewski, Hrsg. *Text, Material, Medium. Zur Relevanz editorischer Dokumentationen für die literaturwissenschaftliche Interpretation*. Beihefte zu Editio 37. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014.

Macho 2000

Thomas Macho. „Sammeln in chronologischer Perspektive“. In *Theater der Natur und Kunst / Theatrum naturae et artis. Essays. Wunderkammern des Wissens*. Hrsg. von H. Bredekamp, J. Brüning und C. Weber. Berlin: Henschel, 2000, 63–74.

Meier 2016

Thomas Meier. „(Zu) kurze Anmerkungen zu phänomenologischen Ding-Theorien“. In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 241–282.

Meiler 2013

Matthias Meiler. *Semiologische Anmerkungen zur zirkulierenden Referenz*. 2013. URL: <http://metablock.hypotheses.org/46> (besucht am 14.08.2018).

Mitterer 1992

Josef Mitterer. *Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip*. Wien: Velbrück Wissenschaft, 1992.

Mitterer 2001

Josef Mitterer. *Die Flucht aus der Beliebigkeit*. Frankfurt a. M.: S. Fischer, 2001.

Müller-Brauel 1913/1914

Hans Müller-Brauel. „Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lehe“. *Jahrbuch der Männer vom Morgenstern* 16 (1913/1914), 28–141.

Müller-Brauel 1908/1909

Hans Müller-Brauel. „Die vorgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Geestemünde“. *Jahrbuch der Männer vom Morgenstern* 11 (1908/1909), 147–241.

Müller-Karpe 1961

Hermann Müller-Karpe. *Die Vollgriffschwerter der Urnenfelderkultur aus Bayern*. Münchener Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 6. München: C. H. Beck, 1961.

Müller-Karpe 1973

Hermann Müller-Karpe. „Stand und Aufgaben des Forschungsunternehmens ‚Prähistorische Bronzefunde‘“. *Jahresbericht des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M.* (1973), 16–28.

Müller-Karpe 1974

Hermann Müller-Karpe. „Zur Definition und Benennung chronologischer Stufen der Kupferzeit, Bronzezeit und der älteren Eisenzeit“. *Jahresbericht des Instituts für Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M.* (1974), 7–18.

Müller-Karpe 1975a

Hermann Müller-Karpe. *Einführung in die Vorgeschichte*. Beck'sche Elementarbücher. München: C. H. Beck, 1975.

Müller-Karpe 1975b

Hermann Müller-Karpe. „Zu den Stufenbenennungen der vorgeschichtlichen Metallzeitalter“. *Germania* 53 (1975), 24–29.

Müller-Karpe 1983

Hermann Müller-Karpe. „Wege zu einer Weltarchäologie“. *Beiträge zur Allgemeinen und Vergleichenden Archäologie* 5 (1983), 1–18.

Oexle 2004

Otto Gerhard Oexle. „Was ist eine historische Quelle?“. *Rechtsgeschichte. Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte* 4 (2004), 165–186.

Ottaway 1994

Barbara S. Ottaway. *Prähistorische Archäometallurgie*. Espelkamp: Marie Leidorf, 1994.

Pearce 1993

Susan M. Pearce. *Pearce, Museums, Objects, and Collections. A Cultural Study*. Washington, D. C.: Smithsonian Books, 1993.

Perrin u. a. 2014

Kathy Perrin, Duncan H. Brown, Guus Lange, David Bibby, Annika Carlsson, Ann Degraeve, Martin Kuna, Ylva Larsson, Sólborg Una Pálsdóttir, Bettina Stoll-Tucker, Cynthia Dunning und Aurélie Rogalla von Bieberstein. *Archäologische Archivierung in Europa. Ein Handbuch*. 2014. URL: http://old.european-archaeological-council.org/files/arches_vi_de.compressed.pdf (besucht am 14.08.2018).

Petzold, Quack und Šimek 2015

Kay Joe Petzold, Joachim Friedrich Quack und Jakub Šimek. „Edition“. In *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Hrsg. von T. Meier, M. R. Ott und R. Sauer. *Materiale Textkulturen* 1. Berlin: De Gruyter, 2015, 219–231.

Philipowski 2011

Katharina Philipowski. „Fragmentarität als Problem historischer Kultur- und Textwissenschaften“. In *Methodik und Didaktik in der Ägyptologie. Herausforderungen eines kulturwissenschaftlichen Paradigmenwechsels in den Altertumswissenschaften*. Hrsg. von A. Verbovsek, B. Backes und C. Jones. *Ägyptologie und Kulturwissenschaft* 4. Paderborn: Wilhelm Fink, 2011, 91–103.

Piesker 1939

Hans Piesker. „Bronzezeitliche Untersuchungen auf dem Truppenübungsplatz Bergen Kr. Celle“. *Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit* 15 (1939), 187–199.

Piesker 1958

Hans Piesker. *Untersuchungen zur älteren lüneburgischen Bronzezeit*. Veröffentlichungen des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung und den Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums Hannover. Lüneburg: Nordwestdeutscher Verband für Altertumsforschung, 1958.

Plachta 1997

Bodo Plachta. *Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte*. Universal Bibliothek 17603. Stuttgart: Reclam, 1997.

Poetsch 2015

Christoph Poetsch. „Der Aspekt der Hinsicht. Überlegungen zum Verhältnis von Raum und Wissen im platonischen Bildbegriff“. In *Raumwissen und Wissensräume. Beiträge des interdisziplinären Theorie-Workshops für Nachwuchswissenschaftler_innen*. Hrsg. von K. P. Hofmann und S. Schreiber. Bd. Special Volume 5. Berlin: eTopoi. Journal for Ancient Studies, 2015, 64–85.

Pomian 1988

Krzysztof Pomian. *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin: Klaus Wagenbach, 1988.

Pörksen 2011

Bernhard Pörksen, Hrsg. *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.

Quack 2011

Joachim Friedrich Quack. „Textedition, Texterschließung, Textinterpretation“. In *Methodik und Didaktik in der Ägyptologie. Herausforderungen eines kulturwissenschaftlichen Paradigmenwechsels in den Altertumswissenschaften*. Hrsg. von A. Verbovsek, B. Backes und C. Jones. Ägyptologie und Kulturwissenschaft 4. Paderborn: Wilhelm Fink, 2011, 533–549.

Rheinberger 2003

Hans-Jörg Rheinberger. „Präparate – ‚Bilder‘ ihrer selbst. Eine bildtheoretische Glosse“. In *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik*. Hrsg. von H. Bredekamp. Bd. 1. Berlin: Akademie Verlag, 2003, 9–19.

Rheinberger 2005

Hans-Jörg Rheinberger. „Epistemologica: Präparate“. In *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Hrsg. von A. te Heesen und P. Lutz. Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden 4. Köln: Böhlau, 2005, 65–76.

Rheinberger 2006

Hans-Jörg Rheinberger. *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006.

Rheinberger 2007

Hans-Jörg Rheinberger. *Historische Epistemologie zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2007.

Riegler und Weber 2010

Alexander Riegler und Stefan Weber. *Die Dritte Philosophie. Kritische Beiträge zu Josef Mitterers Non-Dualismus*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2010.

Roberts und Thornton 2014

Benjamin W. Roberts und Christopher Thornton, Hrsg. *Archaeometallurgy in Global Perspective. Methods and Syntheses*. New York: Springer, 2014.

Rorty 1994

Richard Rorty. *Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie*. Wien: Passagen Verlag, 1994.

Rösler 2014

Katja Rösler. „Klassifikation“. In *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*. Hrsg. von D. Mölders und S. Wolfram. Tübinger Archäologische Taschenbücher 11. Münster: Waxmann, 2014, 125–128.

Roßler 2008

Gustav Roßler. „Kleine Galerie neuer Dingbegriffe. Hybriden, Quasi-Objekte, Grenzbegriffe, epistemische Dinge“. In *Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen*. Hrsg. von G. Kneer, M. Schroer und E. Schüttelz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008, 76–101.

Roßler 2016

Gustav Roßler. *Der Anteil der Dinge an der Gesellschaft. Sozialität – Kognition – Netzwerke*. Bielefeld: transcript, 2016.

Sandkühler 2003

Hans Jörg Sandkühler. „Repräsentation – Die Fragwürdigkeit der ‚Welt der Dinge‘“. In *Repräsentation, Krise der Repräsentation, Paradigmenwechsel. Ein Forschungsprogramm in Philosophie und Wissenschaften*. Hrsg. von S. Freudenberger und H. J. Sandkühler. Philosophie und Geschichte der Wissenschaften 54. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2003, 47–69.

Sandkühler 2009

Hans Jörg Sandkühler. *Kritik der Repräsentation. Einführung in die Theorie der Überzeugungen, der Wissenskulturen und des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2009.

Schatzki, Knorr Cetina und Savigny 2001

Theodore R. Schatzki, Karin Knorr Cetina und Eike von Savigny, Hrsg. *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London und New York: Routledge, 2001.

Scherpe 1994

Klaus R. Scherpe. *Beschreiben, nicht Erzählen! Beispiele zu einer ästhetischen Opposition: von Döblin und Musil bis zu Darstellungen des Holocaust*. 1994. URL: <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/scherpe-klaus/PDF/Scherpe.pdf> (besucht am 14.08.2018).

Schindler 1960

Reinhard Schindler. *Die Bodenaltertümer der Freien und Hansestadt Hamburg*. Veröffentlichungen des Museums für Hamburgische Geschichte. Abteilung Bodendenkmalpflege 1. Hamburg: Hans Christian Verlag, 1960.

Schönert-Geiß 1991

Edith Schönert-Geiß. „100 Jahre ‚Griechisches Münzwerk‘“. *Klio* 73 (1991), 298–303.

Schreiber 2017

Stefan Schreiber. „Massendinghaltung: Wie aus einer Tagungsanmerkung ein ‚alter Archäologenwitz‘ wird.“ *Archäologische Informationen* 40 (2017), 249–256.

Schubert 2010

Martin Schubert, Hrsg. *Materialität in der Editions-wissenschaft*. Beihefte zu Editio 32. Berlin und New York: De Gruyter, 2010.

Sprockhoff 1941

Ernst Sprockhoff. „Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas. Zur Verankerung einer neuen Kulturprovinz“. *Berichte der Römisch-Germanischen Kommission* 31 (1941), 1–138.

Steuer 2006a

Heiko Steuer. „Stichwort ‚Verbreitungskarte‘“. In *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Hrsg. von J. Hoops. Bd. 22.2. Berlin und New York: De Gruyter, 2006, 142–166.

Steuer 2006b

Heiko Steuer. „Verbreitungskarte“. In *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Hrsg. von J. Hoops. Bd. 32. Berlin und New York: De Gruyter, 2006, 142–166.

Stockhammer 2015

Philipp W. Stockhammer. „Archäologie und Materialität“. In *Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen, ihre Funktionen und Bedeutungen. Internationale Konferenz am 28./29. November 2013 in Frankfurt a. M.* Hrsg. von P. W. Stockhammer und H. P. Hahn. Münster und New York: Waxmann, 2015, 25–40.

Stockhammer 2016a

Philipp W. Stockhammer. „Archäologische Klassifikationssysteme“. In *50 Jahre Prähistorische Bronzefunde – Bilanz und Perspektiven. Beiträge zum internationalen Kolloquium am 24.–26. September 2014 in Mainz*. Hrsg. von U. L. Dietz und A. Jockenhövel. Prähistorische Bronzefunde XX.14. Stuttgart: Franz Steiner, 2016, 345–356.

Stockhammer 2016b

Philipp W. Stockhammer. „Mensch-Ding-Verflechtungen aus ur- und frühgeschichtlicher Perspektive“. In *Massendinghaltung in der Archäologie. Der Material Turn und die Ur- und Frühgeschichte*. Hrsg. von K. P. Hofmann, T. Meier, D. Mölders und S. Schreiber. Leiden: Sidestone, 2016, 331–342.

Stockhammer und Hofmann 2017

Philipp W. Stockhammer und Kerstin P. Hofmann. „Beyond Antiquarianism. A Review of Current Theoretical Issues in German-Speaking Prehistoric Archaeology“. *Archaeological Dialogues* 24.1 (2017), 1–25. DOI: 10.1017/S1380203817000022.

Stocking 1987

George W. Stocking. *Victorian Anthropology*. New York und London: Free Press, 1987.

Tackenberg 1949

Kurt Tackenberg. „Zum bronzezeitlichen Formenkreis an Ilmenau und Niederelbe“. *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 18 (1949), 3–62.

te Heesen 2010

Anke te Heesen. „Objekte der Wissenschaft. Eine wissenschaftshistorische Perspektive auf das Museum“. In *Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes, Kultur- und Museumsmanagement*. Hrsg. von J. Baur. Bielefeld: transcript, 2010, 213–230.

te Heesen und Lutz 2005

Anke te Heesen und Petra Lutz, Hrsg. *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden 4. Köln: Böhlau, 2005.

te Heesen und Spary 2001

Anke te Heesen und Emma Spary, Hrsg. *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*. Wissenschaftsgeschichte. Göttingen: Wallstein Verlag, 2001.

Thiemeyer 2014

Thomas Thiemeyer. „Museumsdinge“. In *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Hrsg. von S. Samida, M. K. H. Eggert und H. P. Hahn. Stuttgart und Weimar: Metzler, 2014, 230–233.

Tode 1926

Alfred Tode. „Organisation und praktische Durchführung einer allgemeinen archäologischen Landesaufnahme“. *Vorgeschichtliches Jahrbuch* 3 (1926), 10–21.

Wächter 1841

Johann Karl Wächter. *Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler. Im Auftrag des historischen Vereins für Niedersachsen, auf den Grund amtlicher Nachrichten und anderer Sammlungen*. Hannover: Historischer Verein für Niedersachsen, 1841.

Werle 2007

Raymund Werle. „Pfadabhängigkeit“. In *Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder*. Hrsg. von A. Benz, S. Lütz, U. Schimank und G. Simonis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, 119–131.

Wiedemann (im Druck)

Felix Wiedemann. „Zuglinien und Wellen auf Papier. Zur Kartographie von Migrationen in den Altertumswissenschaften“. In *Mapping Ancient Identities. Kartographische Identitätskonstruktionen in den Altertumswissenschaften. Tagung Berlin, 26.–28. Mai 2014*. Hrsg. von S. Grunwald, K. P. Hofmann, D. Werning und F. Wiedemann. Berlin Studies of the Ancient World 55. Edition Topoi, 2018. Im Druck.

Wilbertz und Gohlisch 2004

Otto Mathias Wilbertz und Torsten Harri Gohlisch. „Landesweit im Einsatz: ADABweb – das Denkmal-Informationssystem mit GIS-Funktionalität“. *Archäologische Informationen* 27 (2004), 251–255.

Willroth 1986

Karl-Heinz Willroth. „Einzelfunde“. In *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Hrsg. von J. Hoops. Bd. 7.2. Berlin und New York: De Gruyter, 1986, 38–43.

Wood, Fels und Krygier 2010

Denis Wood, John Fels und John Krygier, Hrsg. *Rethinking the Power of Maps*. New York: Guilford Press, 2010.

Wüstemann 2004

Harry Wüstemann. *Die Schwerter in Ostdeutschland. Prähistorische Bronzefunde IV.15*. Stuttgart: Franz Steiner, 2004.

Abbildungsnachweis

1 Kerstin P. Hofmann, nach F. Laux 1976, 44 Nr. 214. 2 Kerstin P. Hofmann, nach H. Laux 2014a, 263 Abb. 1, unter Berücksichtigung von Latour 2002d, 89 Abb. 2.24 leicht modifiziert. 3 Blandina Stöhr, nach Latour 2002d, 86 Abb.

2.22. 4 Kerstin P. Hofmann, nach F. Laux 1976, 44 Nr. 214; Taf. 22, 57. 5 Nach F. Laux 1976, Taf. 46 B; Modifikationen durch Kerstin P. Hofmann. 6 Kerstin P. Hofmann.

KERSTIN P. HOFMANN

Dr. phil (Kiel 2006), ist Prähistorische Archäologin und seit 2016 Zweite Direktorin der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt a. M. Zuvor war sie Auslandsstipendiatin des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und arbeitete zu Raum und Identitäten beim Berliner Exzellenzcluster Topoi. Ihre derzeitigen Forschungsschwerpunkte sind kultureller Wandel, Identitäten sowie Mensch-Ding-Beziehungen in den Metallzeiten und der Frühgeschichte Europas. Ferner arbeitet sie zu Wissenspraktiken in der Archäologie.

Dr. Kerstin P. Hofmann
Römisch-Germanische Kommission
des Deutschen Archäologischen Instituts
Palmengartenstraße 10–12
60325 Frankfurt am Main, Deutschland
E-Mail: kerstin.hofmann@dainst.de

Ina Reiche

**Verschwunden aber nicht vergessen.
Objekt epistemologische Betrachtungen
materialanalytischer Rekonstruktionen
verschwundener Polychromie am Beispiel des
Elfenbeindekors aus Arslan Tash,
8. Jahrhundert v. u. Z., Syrien**

Zusammenfassung

Auf der Grundlage nicht-invasiver naturwissenschaftlicher Untersuchungen des verschwundenen Dekors an Elfenbeinschnitzereien aus Arslan Tash, 8. Jahrhundert v. u. Z., Syrien, kann illustriert und diskutiert werden, welche Rolle neue chemisch-physikalische Analysetechniken in der Kunst- und Kulturgutanalyse spielen können, um die Materialität von Objekten besser wahrzunehmen und deren Funktion genauer definieren zu können. Durch materialanalytische Verfahren lässt sich das für uns sichtbare Erscheinungsbild der Objekte ergänzen. Damit haben naturwissenschaftliche Methoden das Potential zu neuen Dinge-Erkenntnissen jenseits unserer menschlichen Sinneswahrnehmung. Es konnte festgestellt werden, dass sich durch taphonomische Prozesse auch die materiellen Eigenschaften der Dinge und damit ihre Materialität im Sinne der Wirkung, die sie auf uns haben, verändern. Dies führt auch zu einem veränderten Umgang mit ihnen in der Gegenwart.

Keywords: nicht-invasives chemisches Imaging; Scanning PIXE; Elfenbein; Polychromie; Vergoldung; Arslan Tash (Syrien); Phönizien

Non invasive scientific analyses of the vanished decoration on sculpted ivories originating from Arslan Tash, 8th century BCE, Syria, were performed. The scientific study is the basis for the epistemological illustration and discussion of the role of new physico-chemical analyses in cultural heritage sciences in order to improve the recognition and the definition of the materiality of objects and their function. By means of material analyses it is possible to complement the appearance of the object. In this way natural scientific methods have the potential to provide new object information beyond our human senses. It was shown

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objekt epistemologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

that taphonomical processes can also modify the material properties of the objects and as a consequence their materiality in the sense of their visual effect that they can have on us. This leads to a changed way of handling the objects today.

Keywords: non-invasive chemical imaging; Scanning PIXE; Ivory; Polychromy; Gilding; Arslan Tash (Syria); Phoenecian

Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen sind in enger Zusammenarbeit mit Elisabeth Fontan, Kuratorin im Département des Antiquités Orientales des Louvre Museums, in Paris entstanden. Die Messungen erhielten Unterstützung durch Dr. Marie Albéric und Dr. Katharina Müller, die auch so freundlich war, den Text Korrektur zu lesen. Die nicht-invasiven Messungen mittels *Scanning PIXE* waren nur durch die Bereitstellung von Strahlzeit am Teilchenbeschleuniger AGLAE im *Centre de recherche et de restauration des Musées de France* (C2RMF), Paris, und die experimentelle Unterstützung durch das AGLAE Team, insbesondere Laurent Pichon, Brice Moignard, Quentin Lemasson und Claire Pacheco, möglich.

I Einleitung

Die wundervoll geschnitzten Elfenbeinfiguren und Plaketten aus Arslan Tash, 8. Jahrhundert v. u. Z., Syrien, sind ein herausragendes Beispiel handwerklicher und künstlerischer Fähigkeiten in der Antike. Über einhundert Elfenbeinobjekte kamen während zweier Grabungskampagnen zutage, die der französische Archäologe François Thureau-Dangin 1928 durchführte. Die Objekte wurden in einer Gebäuderuine („Bâtiment aux ivoires“) neben dem Palast in Arslan Tash (alt Hadatu) im Norden Syriens geborgen. Die Elfenbeinschnitzereien aus Arslan Tash gelten als die schönsten ihrer Zeit und dienten wahrscheinlich als prunkvolle Dekoration eines Holzbettes. Überwiegend handelt es sich um Elfenbeinreliefs, die unter anderem ‚Frauen am Fenster‘, geflügelte Sphinxen, die Geburt des Horus oder einfach geometrische Ornamente darstellen. Außerdem wurden einige Löwenfiguren gefunden (Abb. 1a–d).

Die Objekte befinden sich heute in den Sammlungen des Louvre in Paris und in Aleppo. Weitere auf dem Kunstmarkt erworbene und stilistisch Arslan Tash zugeordnete Elfenbeinschnitzereien befinden sich im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, im Metropolitan Museum of Art in New York sowie in einem Museum in Hamburg. Der Ursprung dieser letztgenannten Schnitzereien ist unbekannt. Sie stammen entweder aus Raubgrabungen in der Zeit zwischen den beiden Grabungskampagnen oder aus Diebstählen aus einem Lagerungsraum in Syrien. Die Schnitzereien sind gut erhalten, nicht dagegen die polychromen Fassungen und Vergoldungen, die ursprünglich die Objekte



Abb. 1 Hier diskutierte Beispielobjekte aus der Serie der Elfenbeinschnitzereien aus Arslan Tash aus der Sammlung des *Département des Antiquités Orientales* des Louvre Museums, Paris: a) Wellenzierstreifen (Inv. Nr. AO 11493), b) Papyrusfragment (Inv. Nr. AO 11479), c) Horusdarstellung (Inv. Nr. AO 11465) und d) Löwenkopf (Inv. Nr. AO 11490).

verziert haben.¹ Diese Tatsache, die direkt mit der In-Stabilität der Dinge in Zusammenhang steht, führt trotz der bleibenden Schönheit der Objekte zu einer unumgänglichen Veränderung ihrer Wahrnehmung. Um das frühere Erscheinungsbild und damit seine Wahrnehmung in vergangenen Zeiten besser nachvollziehen zu können, müssten die verschwundene Polychromie und Vergoldung rekonstruiert werden. Dazu stehen heute neue materialanalytische Ansätze mittels nicht-invasiver Verfahren zur Verfügung. Sie basieren auf hochtechnologischen bildgebenden Verfahren, die eine zwei- (2D) und dreidimensionale (3D) Analyse erlauben. Die analytischen und digitalen Daten, die so generiert werden, können in einem transdisziplinären Ansatz zu neuem Objektwissen in der Form von 2D- beziehungsweise 3D-Modellen oder virtuellen Visualisierungen umgeformt werden.²

In einem interdisziplinären Ansatz werden die archäologischen Elfenbeinschnitzereien materialanalytischen Untersuchungen unterzogen, um sichtbare aber auch unsichtbare Merkmale herauszufinden, die zur hypothetischen Rekonstruktion des ursprünglichen Erscheinungsbildes der Objekte führen können. In diesem Fall sind die Merkmale chemischer Natur und werden durch chemisch-physikalische Analysemethoden zum Vorschein gebracht.

In der Tat erlauben es nicht-invasive Analyseverfahren, charakteristische chemische Materialspuren nachzuweisen, selbst wenn die Materialien nicht mehr sichtbar sind. Eine dieser Techniken ist die der bekannten Röntgenfluoreszenzanalyse (RFA) verwand-

1 Fontan und Reiche 2011, 285.

2 Reiche 2013, 37; Albéric, Müller u. a. 2015, 106.

te Protonen-induzierten Röntgenemissions-analyse (PIXE). Sie erlaubt die Bestimmung von Haupt-, Neben- und Spurenelementen in der Zusammensetzung von Kunst- und Kulturgut.³ Eine Variante der PIXE stellt die kürzlich entwickelte *Scanning PIXE* dar, die es ermöglicht, zweidimensionale Elementverteilungsbilder von Objekten bis zu einer variablen Größe von bis zu zwei Quadratzentimeter mit einer räumlichen Auflösung im Hundertstel Millimeterbereich zu erstellen.⁴

Ausgewählte Objekte aus der Sammlung des *Département des Antiquités Orientales* des Louvre-Museums sind durch verschiedene nicht-invasive Analyseverfahren und insbesondere mit der *Scanning PIXE* untersucht worden. Dies ist am Teilchenbeschleuniger AGLAE im *Centre de recherche et de restauration des Musées de France (C2RMF)*, Paris, möglich.⁵

In der PIXE beleuchtet ein 3 MeV Protonenstrahl das Objekt und versetzt dessen Atome in einen angeregten Zustand: Elektronen aus kernnahen Schalen werden von ihren Plätzen katapultiert, andere nehmen diese aber sogleich wieder ein. Bei diesem Prozess wird Energie in der Form von Fluoreszenzstrahlung im Röntgenbereich frei. Die Energien im Fluoreszenzspektrum deuten auf die Art der bestrahlten Atome im Objekt hin und die Intensität der Strahlung gibt Informationen, welche Elemente in welcher Konzentration vorkommen.

Wird das Objekt wie bei der *Scanning PIXE* schrittweise vor dem Strahl und den Röntgen-Detektoren bewegt, lassen sich 2D Bilder der Elementverteilung gewinnen. Weil Luft die Röntgenstrahlung absorbiert, muss der Messkopf während der Messung so nah wie möglich, in einem Abstand von genau zwei Millimetern vor dem Objekt positioniert werden. Dabei wird die Luft zwischen Objekt und Gerät meist durch eine Heliumatmosphäre ersetzt. Das ist riskant, denn ein direkter Kontakt und die daraus folgende Beschädigung des Kunstwerks sind unbedingt zu vermeiden. Besonders bei einer komplex geformten Oberfläche wie die einer Elfenbeinschnitzerei muss das Abrastern sehr vorsichtig vorgenommen werden (Abb. 2).

Um die Nachweisgrenze der chemischen Elemente zu verbessern, können mehrere Röntgendetektoren gleichzeitig betrieben und die jeweils aufgenommenen Spektren summiert werden.⁶ Auf diese Weise ist die schnelle Aufnahme von Elementverteilungsbildern selbst von Spurenelementen möglich. Das schnelle Messen ist wichtig, weil es schonender für die Objekte ist. Sie werden kürzer der Teilchenstrahlung ausgesetzt, die sehr fragile, vor allem organische Materialien auch ohne Kontakt schädigen könnten. Für die Elfenbeinschnitzereien allerdings sind die PIXE Messungen unproblematisch,

3 Calligaro u. a. 2004, 29; Salomon u. a. 2008, 2273.

4 Pichon, Moignard u. a. 2014, 28; Pichon, Calligaro u. a. 2015, 49.

5 Albéric, Müller u. a. 2015, 100.

6 Pichon, Moignard u. a. 2014, 27.



Abb. 2 Messaufbau am Teilchenbeschleuniger AGLAE für die *Scanning PIXE* im C2RME, Paris.

da sie ihre organischen Bestandteile durch die Bodenlagerung im Laufe der Zeit verloren haben.

Bei der *Scanning PIXE* werden die Elemente von Natrium bis Blei mit hoher Empfindlichkeit bis hin zum sub-ppm-Bereich ($<1 \mu\text{g/g}$) erfasst. Leichte Elemente wie Na, Mg oder P bis Ca werden über die K-Röntgenemissionslinien registriert, wogegen schwere Elemente wie Fe, Cu, Hg, und Pb über ihre L-Linien gemessen werden. Daher eignet sich diese Methode insbesondere für die Untersuchung von mineralischen und metallischen Objekten, da die entsprechenden chemischen Elemente registriert werden können.

Die aufgenommenen Röntgenspektren werden zur Identifizierung und Quantifizierung ihrer Bestandteile mit spezifischen Auswerterroutinen analysiert. Diese erlauben es, aus der Energie der Röntgenemissionslinien die entsprechend vorhandenen Elemente zu bestimmen. Der Gehalt wird aus den Peakflächen der Röntgenemissionslinien berechnet. Pro Messpunkt auf dem Raster können also die Elemente und ihre Konzentrationen bestimmt werden. Daraus lassen sich Elementverteilungsbilder erstellen, die einem Element und dessen Gehalt jeweils einen Farbton mit einer bestimmten Graduierung je nach Konzentration zuordnen. Die Elementverteilungsbilder der Oberfläche können anschließend in Hinblick auf die möglichen chemischen Bestandteile interpretiert werden. Zur Interpretation dieser Bilder ist ein gewisses Vorwissen notwendig, welches aus anderweitigen Informationsquellen erhalten werden muss. Dazu gehören im Fall der früher polychromen Elfenbeinschnitzereien Informationen zum Erhaltungszustands des Elfenbeins,⁷ zu möglichen Pigmenten beziehungsweise Pigmentmischungen, die in der Antike verwendet wurden,⁸ und zu Sedimentresten bzw. anderen Spuren, die mit der Bodenlagerung der Objekte in Zusammenhang stehen können.⁹

7 Large, Müller und Reiche 2011, 169; Müller und Reiche 2011; Albéric, Gourrier u. a. 2014, 120.

8 Verri u. a. 2009, 1012; Reiche und Müller 2014, 213.

9 Skinner, W. und Fitzpatrick 1992, 7.

Elfenbein ist ein biologisch gebildetes hybrides Material. Ungealtert besteht es aus einer sehr komplexen Verbindung einer mineralischen Hauptkomponente sowie einer organischen Matrix. Die mineralische Komponente ist ein wenig kristallines magnesiumreiches nicht-stöchiometrisches Hydroxylapatit – eine spezielle Form des Calciumphosphates. Es ist eingebettet in eine organische Matrix, hauptsächlich bestehend aus Kollagen.¹⁰ Die Elemente Calcium (Ca), Magnesium (Mg) und Phosphor (P) sind folglich charakteristisch für das Elfenbeinmaterial selbst, während die Anwesenheit signifikanter Mengen an spezifischen metallischen Elementen, wie zum Beispiel Kupfer (Cu), Blei (Pb) oder Eisen (Fe) an der Elfenbeinoberfläche auf eine frühere Bemalung hinweisen. Dabei muss noch beachtet werden, dass Spurenelemente wie Fe eventuell auch von Sedimentablagerungen aus dem Boden stammen können. Die genannten Elemente finden sich in der betrachteten Epoche in häufig verwendeten Pigmenten wieder. Denn neben Blattgold wurden in der Antike folgende Pigmente typischerweise verwendet: das Cuprorivait ($\text{CaCuSi}_4\text{O}_{10}$)-enthaltene Ägyptisch Blau und Lapislazuli ($(\text{Na, Ca})_8(\text{Al, Si})_{12}\text{O}_{24}\text{S}_2 \text{FeS-CaCO}_3$) für blau, Zinnober (HgS), Realgar (Rubinschwefel, As_4S_4), Mennige (Bleiot Pb_3O_4), Hämatit ($\alpha\text{-Fe}_2\text{O}_3$) oder roter Ocker (Ocker allg.: Brauneisenstein, Tonminerale, Quarz, Kalk) für rot, Auripigment (As_4O_6), gelber Ocker, Goethit ($\alpha\text{-FeOOH}$) für gelb, Malachit ($\text{CuCO}_3 \cdot x \text{Cu(OH)}_2$) ein Verwitterungsprodukt von Azurit und Chrysokolla ($\text{Cu}_4\text{H}_4[(\text{OH})_8|\text{Si}_4\text{O}_{10}]\cdot n\text{H}_2\text{O} - \text{CuSiO}_3 \cdot n\text{H}_2\text{O}$) für grün, organische kohlenstoffhaltige Pigmente (C), Antimonschwarz (Sb_2O_3) und Galena PbS (für Augenschminke) für schwarz sowie Bleiweiß ($2 \text{PbCO}_3 \cdot \text{Pb(OH)}_2$) für weiß.¹¹

Aufgrund der typischen chemischen Zusammensetzung der Pigmente kann aus vorhandenen Neben- oder Spurenelementen auf der Elfenbeinoberfläche auf eventuell früher vorhandene Pigmente geschlussfolgert werden. Dies ist auch möglich, wenn die Farbe des Pigments an sich nicht mehr sichtbar ist. Jedoch ist es wichtig im Auge zu behalten, dass der Nachweis einer Elementspur nicht gleichbedeutend mit einem Pigmentnachweis ist. Es handelt sich dabei um eine Interpretation der elementanalytischen Ergebnisse.

In diesem Beitrag soll insbesondere die Interpretation der chemischen Verteilungsbilder in Bezug auf die Rekonstruktion der ursprünglichen Farbfassung erläutert und diskutiert werden. Dabei stehen vier Kernfragen im Mittelpunkt:

- die Kriterien zur Unterscheidung von Pigment- und Sedimentspuren
- die eventuelle Korrelation von verschiedenartiger Oberflächenbeschaffenheit und ursprünglich vorhandener Polychromie

10 Su und Cui 1999, 19; Jacob u. a. 2008; Müller und Reiche 2011, 3235; Albéric, Dean u. a. 2017, 12.

11 Reiche, Radtke und Brouder 2003, 83; Reiche und Müller 2014, 62.



Abb. 3 Röntgenaufnahme der Horusdarstellung (Inv. Nr. AO 11465), die den Erhaltungszustand und den stärkeren Kontrast der noch vorhandenen Goldfolien auf der Oberfläche zeigt.

- das Vorhandensein und der Nachweis von Farbabstufungen von helleren und dunkleren Tönen
- der Nachweis von Vergoldungen und der unerwarteten In-Stabilität der Goldspuren

Entsprechend dieser vier Kernfragen sind speziell die Ergebnisse von vier Elfenbeinschnitzereien ausgewählt worden, die hier thematisiert und im epistemologischen Zusammenhang diskutiert werden sollen.

2 Untersuchte Objekte und Untersuchungsergebnisse

Folgende Objekte der 46 Elfenbeinschnitzereien im Bestand des Louvre-Museums sind mittels nicht invasiver Untersuchungsmethoden und *Scanning PIXE* untersucht worden: unter anderem der Wellenzierstreifen (Inv. Nr. AO 11493, Labor Nr. AI_AT_Louv24), das Papyrusfragment (Inv. Nr. AO 11479, Labor Nr. AI_AT_Louv21), der Löwenkopf (Inv. Nr. AO 11490, Labor Nr. AI_AT_Louv9) und das Horusfragment (Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19) (Abb. 1a–d). Ein wichtiges Auswahlkriterium war dabei die Anwesenheit von noch sichtbaren Pigment- oder Vergoldungsspuren. Visuelle Betrachtungen mittels sichtbarer, UV-Strahlung, Röntgenaufnahmen sowie mikroskopischer Untersuchungen wurden dabei zur Hilfe genommen (Abb. 3). Die Objekte zeigen durch die Alterung während der Bodenlagerung, aber auch motivabhängig, verschiedenartige Oberflächenzustände. Vor allem die motivabhängigen Oberflächenunterschiede können mit einer ursprünglichen Bemalung oder Vergoldung zusammen-

hängen. Die analysierten Bereiche auf den Objekten wurden je nach Motiv und Oberflächenerhaltungszustand ausgewählt.

Im Folgenden werden die Summenverteilungskarten, die auf ausgewählten Bereichen vierer Objekte untersucht wurden, dargestellt und diskutiert. Wie die Verteilungsbilder erstellt wurden, ist in den Fußnoten 4 und 5 detailliert erläutert worden.

3 Homogen oder heterogen verteilte Eisenspuren: Indizien für das Vorhandensein von Polychromie beziehungsweise Sedimentspuren auf der Elfenbeinoberfläche

Eine schwierige Frage bei der Interpretation der chemischen Verteilungsbilder ist die Unterscheidung zwischen Pigment- und Sedimentspur, wenn es sich nicht um chemische Elemente, die aus dem Elfenbein stammen können, handelt. Am Beispiel der vorhandenen Fe-Spuren auf der Objektoberfläche sollen nun die dafür- und dagegensprechenden Argumente erläutert werden.

Auf den meisten Objekten wurden die Eisenspuren nur in Ritzen oder heterogen verteilt auf der rauen Elfenbeinoberfläche nachgewiesen (Abb. 4). Da sich Sedimentreste vorwiegend in Ritzen und in den rauen Stellen ansammeln können, weist eine heterogene Verteilung von Elementen wie Fe, ein Element, welches häufig auch im Boden in den mineralischen Bestandteilen vorkommt, auf das Vorhandensein von Sedimentspuren hin. Da Eisen auch in gängigen Pigmenten wie roten, gelben oder schwarzen Eisenoxiden vorkommen kann, kann es auf eine ursprüngliche farbliche Fassung hindeuten. Im Fall von Resten eines Farbauftrags müsste die Verteilung der Spuren homogen sein.

Am Beispiel der in Karlsruhe und in Paris untersuchten Löwenköpfe (Inv. Nr. 71/05, Labor Nr. AI_El_K2 beziehungsweise Inv. Nr. AO 11490, Labor Nr. AI_AT_Louv9, Abb. 1d) fiel auf, dass beide an verschiedenen Stellen, insbesondere um die Augenbrauen, die Nase und das Maul, bräunliche Reste eines Oberflächenauftrags aufzeigten. Gleichzeitig sind dort vermehrt oberflächliche Risse zu sehen (Abb. 5).

Im Bereich um eine der beiden Brauen wurde die Elementverteilung gemessen.¹² Erhöhte Fe- und Pb-gehalte wurden auf der erhöhten Oberfläche der Augenbrauen gefunden. Diese Gehalte sind homogen verteilt. Eine homogene Fe- und Pb-Verteilung kann, zudem noch auf einer erhöhten Stelle, wie oben erläutert, ein Hinweis auf eine ursprünglich bemalte Fläche sein. Eisen wird im Allgemeinen mit Ocker oder Eisenoxidpigmenten in Verbindung gebracht. Diese können rot (durch Hämatit), gelb (durch Goethit) aber auch schwarz (durch Magnetit) sein. Das Pb könnte von Bleiweiß stammen, welches der Pigmentmischung zugesetzt wurde.

¹² Vgl. Fig. 6b bei Reiche, Müller u. a. 2013, 5863.

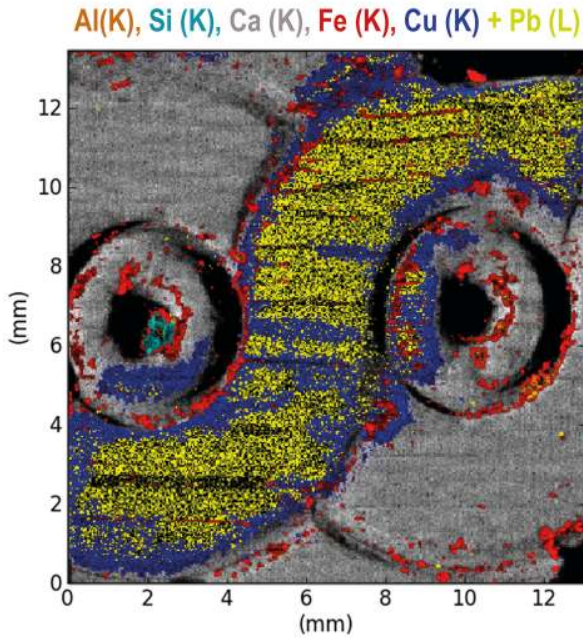


Abb. 4 Summenverteilungsbild auf der untersuchten Fläche des Wellenzierstreifens (Inv. Nr. AO 11493). Intensitäts-Verhältnisse der einzelnen Elemente in der Summendarstellung: Al $\times 2,5$, Si $\times 1$, Ca $\times 1$, Fe $\times 9$, Cu $\times 9$, Pb $\times 9$.



Abb. 5 Optische Mikroskopieaufnahme der Nase des Löwenkopfes (Inv. Nr. AO 11490) mit den oberflächlichen Pigmentresten.

Aus archäologischen Vergleichen assyrischer Steinfiguren kennen wir rote, blaue und schwarze Bemalungen. Daher läge hier eine rot-braune Bemalung nahe, da sie der Naturfarbe einer Löwenmähne am nächsten käme. Ferner kann angenommen werden, dass auch die anderen Bereiche des Löwenkopfes mit ähnlicher Färbung und Oberflächenbeschaffenheit diese Bemalung trugen. In Folge konnte die Polychromie des Lö-



Abb. 6 Teilweise rekonstruierte Polychromie des Löwenkopfes (Inv. Nr. AO 11490).

wenkopfes – zumindest teilweise – wie auf Abb. 6 dargestellt rekonstruiert werden. Der beispielhaft gewählte rote Farbton entspricht nicht unbedingt genau der ursprünglichen Farbe.

4 Korrelation zwischen Oberflächenbeschaffenheit und möglicher, ursprünglich vorhandener Polychromie

Ein sehr überzeugendes Beispiel mit unterschiedlichen Erhaltungszuständen der Elfenbeinoberflächen ist der Wellenzierstreifen (Inv. Nr. AO 11493, Labor Nr. AI_AT_Louv24, Abb. 1a), welcher abwechselnd jeweils glatte helle und raue dunklere Oberflächen auf den entsprechenden Wellenmotiven zeigt. Chemische Elemente, die nicht aus dem Elfenbein an sich stammen und typisch für Pigmente sind, konnten nachgewiesen werden. Dazu gehören Cu und Pb. Die Cu- und Pb-Verteilungen sind flächig homogen auf der rauen Oberfläche verteilt, wogegen sich Fe und Ti vor allem in den Rillen der Motive angereichert haben (Abb. 4). Die glatte helle Oberfläche enthält keine Spurenelemente. Daraus lässt sich zuerst schließen, dass die Polychromie vor allem auf den heute rauen Oberflächen vorhanden war und die glatten Oberflächen elfenbeinfarben geblieben sind. Es scheint also eine Korrelation zwischen Oberflächenbeschaffen-

heit und heute verschwundener Polychromie zu geben. Ob es sich bei der Rauigkeit um eine spezielle Oberflächenvorbereitung durch den Künstler gehandelt oder ob sie sich aufgrund von Alterserscheinungen gebildet hat, muss offen bleiben.

5 Unterschiedliche Elementverhältnisse von Kupfer und Blei: Indizien für eventuelle Farbabstufungen

Auf dem Papyrusfragment (Inv. Nr. AO 11479, Labor Nr. AI_AT_Louv21, Abb. 1b) wurden verschiedene Flächen auf ihre Elementverteilung hin untersucht. In Abb. 7a und 7b sind die Ergebnisse zweier Untersuchungsbereiche gezeigt. Einerseits wurde eine Übergangszone zwischen einer rauen dunkleren und einer glatten hellen Oberfläche auf dem oberen linken Rahmen analysiert und andererseits wurde die Korolla des zweiten Papyrus von rechts untersucht. Im ersten chemischen Gesamtverteilungsbild (Abb. 7a) ist deutlich zu sehen, dass der raue dunklere Bereich der analysierten Fläche auf dem Rahmen homogen mit Cu im Vergleich zur glatten hellen Oberfläche, die hauptsächlich eine homogene Ca- und heterogene Fe-Verteilung zeigt, angereichert ist. Die Korolla des zweiten Papyrus von rechts zeigt ebenfalls eine Anreicherung mit Cu im Vergleich zu den umliegenden Bereichen (Abb. 7b). Die Al-, Si-, Ti- und Fe-Spuren sind heterogen verteilt und deuten daher auf Sedimentspuren hin.

Ein homogen verteilter erhöhter Cu-Gehalt an der Elfenbeinoberfläche weist im Allgemeinen auf Pigmentreste hin, da Kupfer weder in normalen Böden noch im Elfenbein in größeren Mengen vorkommt. Grüne und blaue Pigmente enthalten Cu als Hauptbestandteile. Dabei wurde hauptsächlich Ägyptisch Blau als Lapislazuli-Ersatz in der Antike verwendet. Ägyptisch Blau ist ein synthetisch hergestelltes Pigment, welches neben einer bleihaltigen Glasphase als kristalline Hauptphase Cuprorivait, ein Calcium-Kupfersilikat mit der chemischen Formel $\text{CaCuSi}_4\text{O}_{10}$ enthält.¹³ Die Farbe von Ägyptisch Blau reicht von einem helleren bis dunkleren Blau und kann auch grüne, türkise Anteile enthalten. Ein anderes Pigment, Ägyptisch Grün, besteht aus Parawollastonit (CaSiO_3) als kristalliner Bestandteil und einer grünen kupferhaltigen Glasphase. Es ist jedoch umstritten, ob es sich bei Ägyptisch Grün wirklich um ein separates synthetisches Pigment und nicht um ein Alterungsprodukt Ägyptisch Blaus handelt.¹⁴ Bei dem Element Pb verhält es sich ähnlich wie beim Cu. Es ist in normalen Böden und im Elfenbein nur in Spuren vorhanden. Daher deutet es auf Pigmentspuren hin, wenn es als systematischer Oberflächenbestandteil des Elfenbeins detektiert wird. Bleiweiß ist ein

13 Verri 2009, 1012.

14 Pagès-Camagna und Colinart 2003, 642.

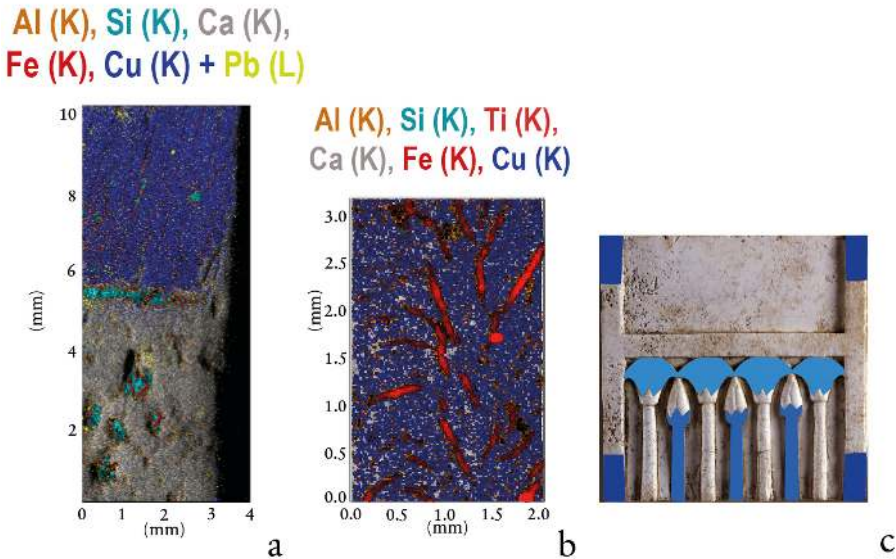


Abb. 7 Papyrusfragment (Inv. Nr. AO 11479) mit bestimmten Elementverteilungen: a) Elementverteilungen auf Rahmenbereich einer Größe von $4,80 \times 10,24 \text{ mm}^2$ mit einer Auflösung von $20 \times 20 \mu\text{m}^2$ (Intensitäts-Verhältnisse der einzelnen Elemente in der Summendarstellung: $\text{Al} \times 3$, $\text{Si} \times 1,2$, $\text{Ca} \times 1$, $\text{Fe} \times 9$, $\text{Cu} \times 2,3$, $\text{Pb} \times 9$), b) Elementverteilungen auf der Koronna einer Größe von $2,00 \times 3,20 \text{ mm}^2$ mit einer Auflösung von $20 \times 20 \mu\text{m}^2$ (Intensitäts-Verhältnisse der einzelnen Elemente in der Summendarstellung: $\text{Al} \times 2,5$, $\text{Si} \times 1$, $\text{Ca} \times 1$, $\text{Fe} \times 22,5$, $\text{Cu} \times 1$, $\text{Ti} \times 2$) und c) hypothetische Rekonstruktion der Farbabstufungen des Papyrusfragments.

bekanntes weißes Pigment, aber auch schwarze Verbindungen wie Bleiglanz können die Ursachen für das Vorhandensein von Bleispuren sein.

Auf dem Papyrusfragment wurden in mehreren Bereichen gleichmäßig erhöhte Cu- und Pb-Gehalte bestimmt, die auf das ursprüngliche Vorhandensein von Polychromie hinweisen. Interessanterweise variieren die Cu/Pb Verhältnisse in den unterschiedlichen Bereichen.

Nun stellt sich die Frage, ob es eventuell farbliche Abstufungen gab, da der Rahmen und die Korolla unterschiedliche Motive darstellen. Um diesen eventuellen Farbnuancen nachzugehen, können wir vergleichend die Werte bestimmter anderer Spurenelemente wie Blei heranziehen (Tab. 1).

Analysen- zonen auf Louv21 (Inv. Nr. AO 11479)	Elemente in Gew.ppm										Cu/Pb	Farb- abstufung	
	Mg	Al	Si	P	Ca	Ti	Mn	Fe	Cu	Pb			Zn
dunkler Rahmen	8676	13428	40021	138505	346056	1238	193	7366	1971	308	399	6,40	dunkelblau
Korolla	3208	3719	10915	154265	388935	300	132	2142	1400	418	332	3,35	blau
Knospe	3188	2048	8063	148632	390416	2954	1768	16770	51582	19121	8106	2,70	helleres Blau
Blütenhalm	3038	1026	5318	153402	386144	-	1455	13058	62069	33665	8024	1,84	helleres Blau/Grün

Tab. 1 Quantitative Auswertung der PIXE Messungen der unterschiedlichen Analysezoneen auf dem Papyrusfragment (Inv. Nr. AO 11479, Al_AT_Louv21). – unter der Nachweissgrenze.

Es gibt bleihaltige weiße und schwarze Pigmente, zum einen Bleiweiß, ein basisches Bleikarbonat und zum anderen Bleiglanz, eine Bleischwefelverbindung. Die Mischung von Bleiweiß mit einem Blau- beziehungsweise Grünpigment erscheint aus zwei Gründen wahrscheinlicher: zum einen konnten keine Schwefelspuren nachgewiesen werden, obwohl es methodisch möglich ist, und zum anderen ist Bleiweiß ein bekannteres Pigment dieser Zeit als Bleiglanz. Bleiglanz wurde nach aktuellem Kenntnisstand als kosmetische Substanz, zum Beispiel in ägyptischen Schminken verwendet, weniger als Pigment. Außer der erhöhte Fe-Gehalt weisen die anderen detektierten Spurenelemente dieser Flächen nicht unbedingt auf charakteristische Pigmente hin, die in der Polychromie dieser Zeit verwendet wurden. Wie oben diskutiert, sollte ein erhöhter Fe-Gehalt allerdings homogen verteilt auf der Oberfläche auftreten, um als Pigmentspur in Frage zu kommen. In den beiden untersuchten Bereichen ist dies nicht der Fall, da in den Elementverteilungsbildern der Abb. 7b eine heterogene Fe-Verteilung sichtbar ist. Daher kann ein Anteil eines Fe-haltigen Pigments in der Farbmischung ausgeschlossen werden und nur der Bleigehalt könnte auf Bleiweiß in der Pigmentmischung hinweisen. Man kann also das Cu/Pb Verhältnis zu Rate ziehen, um eine Hypothese zur farblichen Abstimmung aufzustellen. Ein hohes Cu/Pb Verhältnis entspricht einer dunkleren Farbe als ein kleines Cu/Pb Verhältnis, welches auf einen helleren Ton hinweisen würde.

So könnten Farbnuancen und Farbeffekte der unterschiedlichen Muster erreicht werden und eine natürlichere Darstellung der Motive wäre möglich. Eine hypothetische Rekonstruktion des Papyrusfragments (AI_AT_Louv21) zeigt Abb. 7c, dabei wären prinzipiell auch grünliche Farbtöne möglich.

6 Goldspuren in Bereichen mit purpurner Färbung: Indiz für die unerwartete In-Stabilität früherer Vergoldung

Auf mehreren Elfenbeinschnitzereien sind purpurne Flecken beobachtet worden. Als Beispiel wird hier das Fragment mit einer Horusdarstellung gezeigt (Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19, Abb. 1c), welches an verschiedenen Stellen Reste der Vergoldung und purpurne Flecken aufweist. Zuerst wurde bei den farbigen Flecken an Reste eines organischen Farbstoffs oder an die Anwesenheit eines vorbereitenden Materials für die Vergoldung gedacht. Untersuchungen mit verschiedenen Analysemethoden versagten, einen Farbstoff oder einen anderen Untergrund nachzuweisen. Dagegen konnte Gold (Au) mittels PIXE in den purpurnen Flecken identifiziert werden.¹⁵ Neben Au konnte auch Nickel (Ni) in verschiedenen goldhaltigen Bereichen festgestellt werden,

¹⁵ Fontan und Reiche 2011, 290.

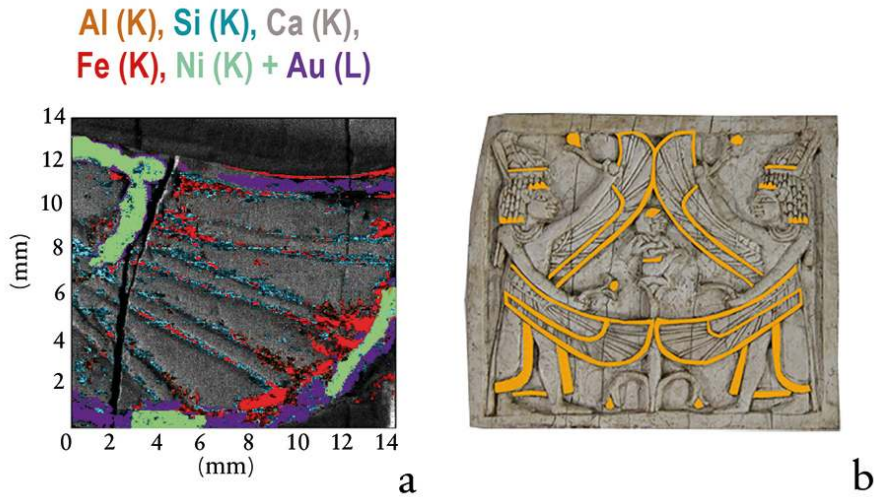


Abb. 8 Fragment mit einer Horusdarstellung (Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19): a) Elementverteilungsbild auf dem Horusflügel einer Größe von $14 \times 14 \text{ mm}^2$ mit einer Auflösung von $20 \times 20 \mu\text{m}^2$ (Intensitäts-Verhältnisse der einzelnen Elemente in der Summendarstellung: Al $\times 6$, Si $\times 6$, Ca $\times 1$, Fe $\times 9$, Ni $\times 9$, Pb $\times 9$) und b) hypothetische Rekonstruktion des Fragments mit der Horusdarstellung.

dessen Ursprung bisher nicht geklärt werden konnte (Abb. 8a). Die anderen Elemente wie Al, Si und Fe sind heterogen in den Rillen verteilt und deuten daher eher auf Sedimentspuren hin.

Aus der Untersuchung von purpurroten Gläsern und Glasuren, zum Beispiel Kunkelglas, weiß man, dass die Färbung durch kolloidales Gold, d. h. Gold als Nanopartikel (NP) erzeugt werden kann.¹⁶ Dies hängt mit dem Mie-Streuungseffekt zusammen, so dass diese winzigen Goldaggregate nicht golden erscheinen, sondern violett beziehungsweise purpurrot sind. Eigentlich ging man bis vor kurzem davon aus, dass diese AuNPs nur bei hohen Temperaturen durch einen Brand erzeugt werden.¹⁷ Rezente geologische Forschungen haben allerdings gezeigt, dass sich AuNPs auch unter normalen Temperaturen im Boden über einen Auflösungsprozess durch im Boden vorhandene Säuren bilden können.¹⁸ Daher liegt es hier nahe, dass ein ähnlicher Alterungsprozess verantwortlich dafür ist, dass sich aus den Vergoldungen, beziehungsweise der Goldfolie auf dem Elfenbein während der Bodenlagerung AuNPs bilden können, die zu den purpurnen Flecken führen. Durch chemische Synthesen wurde ein möglicher Bildungsprozess nachgestellt, der zeigt, dass Kollagen, das entweder aus dem Leim der Goldfolien stammt

16 Nassau 1983, 162; Lafait u. a. 2009, 650; Reiche, Röhrs u. a. 2009, 1034.

17 Ruivo u. a. 2008, e135.

18 Hough u. a. 2008, 571.

oder Bestandteil des Elfenbeins selbst ist, die Goldionen so stabilisieren kann, dass sich AuNPs bilden können.¹⁹

Des Weiteren ermöglichen diese Untersuchungen das Etablieren eines Kriteriums zum Nachweis der Antiquität der vergoldeten Elfenbeine, die bis zum heutigen Tage nur schwer zu bestimmen beziehungsweise nicht-invasiv zu datieren sind. Die Umwandlung der Goldfolien in purpurne AuNPs war bisher nicht bekannt und die AuNPs sind schwer künstlich auf den Objekten zu erzeugen. Daher ist davon auszugehen, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass Fälscher solche purpurnen Goldspuren nachstellen konnten.

Eine hypothetische Rekonstruktion der Vergoldungen des Horusfragments zeigt die Abb. 8b.

7 Abschließendes Fazit

Dank nicht-invasiver, bildgebender chemischer Analyseverfahren ist es heutzutage möglich, neues Wissen über Objekte hervorzubringen. Das für uns sichtbare Erscheinungsbild der Objekte lässt sich so ergänzen und somit haben naturwissenschaftliche Methoden das Potential zu neuen Ding-Erkenntnissen jenseits unserer körperlichen und mentalen Wahrnehmung. Diese neuen Einsichten erlauben es, selbst verschwundene Merkmale, wie zum Beispiel eine ursprünglich vorhandene Polychromie, nachzuweisen und zumindest teilweise zu rekonstruieren. Am Beispiel der schönen Elfenbeinschnitzereien aus Arslan Tash, Syrien, heute im Louvre-Museum Paris bewahrt, kann illustriert werden, welche Art an neuer Information über die Objekte erhalten werden kann. In diesem konkreten Fall sind es chemische Erkenntnisse über Oberflächenszusammensetzungen. Dieses chemische Wissen über die Materialeigenschaften der Elfenbeinoberflächen im Zusammenhang mit dem Wissen über Alterungserscheinungen an Elfenbein und die typische Zusammensetzung von Pigmenten erlaubt es, Rückschlüsse über die mögliche Art der verschwundenen Polychromie zu ziehen und verbesserte Rekonstruktionen des ursprünglichen Aussehens der Objekte vorzuschlagen. Diese Rekonstruktionen erlauben einen neuen Blick auf die Objekte und wie sie wahrscheinlich als Dekor des Holzbettes zu neoassyrischer Zeit wahrgenommen wurden. Es konnte also festgestellt werden, dass sich durch taphonomische Prozesse die materiellen Eigenschaften der Dinge und damit ihre Materialität im Sinne der Wirkung, die sie auf uns haben, verändern.

Dieses neue Dingwissen hat auch einen Einfluss auf die Praxis im Umgang mit den Objekten in der Gegenwart, zum Beispiel auf den konservatorischen-restoratorischen

¹⁹ Spadavecchia u. a. 2014, 8366.

Umgang mit solchen Objekten. Deren Reinigung muss mit noch deutlicherer Vorsicht als bisher vorgenommen werden. In der Tat können sich zwischen Spuren an oberflächlichem Schmutz auch Farbreste befinden, die es zu bewahren gilt. Diese versteckte Polychromie darf als Spur und Zeuge vergangener Zeiten nicht verloren gehen.

Bibliographie

Albéric, Dean u. a. 2017

Marie Albéric, Mason N. Dean, Aurélien Gourrier, Wolfgang Wagermeier, John W. C. Dunlop, Andreas Staude, Peter Fratzl und Ina Reiche. „Relation between the Macroscopic Pattern of Elephant Ivory and Its Three-Dimensional Micro-Tubular Network“. *PLoS One* 12.1 (2017). URL: <http://journals.plos.org/plosone/article?id=10.1371/journal.pone.0166671> (besucht am 14. 08. 2018).

Albéric, Gourrier u. a. 2014

Marie Albéric, Aurelien Gourrier, Katharina Müller, Ivo Zizak, Wolfgang Wagermeier, Peter Fratzl und Ina Reiche. „Early Diagenesis of Elephant Tusk in Marine Environment“. *Palaeogeography, Palaeoclimatology, Palaeoecology* 416 (2014), 120–132.

Albéric, Müller u. a. 2015

Marie Albéric, Katharina Müller, Laurent Pichon, Quentin Lemasson, Brice Moignard, Claire Pacheco, Elisabeth Fontan, Brice Moignard und Ina Reiche. „Non-Invasive Quantitative Micro-PIXE-RBS/EBS Imaging Reveals the Lost Polychromy and Gilding of the Neo-Assyrian Ivories from the Louvre Collection“. *Talanta* 137 (2015), 100–108.

Calligaro u. a. 2004

Thomas Calligaro, Jean-Claude Dran, Joseph Salomon und Philippe Walter. „Review of Accelerator Gadgets for Art and Archaeology“. *Nuclear Instruments and Methods in Physics Research Section B* 226 1–2 (2004), 29–37.

Fontan und Reiche 2011

Elisabeth Fontan und Ina Reiche. „Les ivoires d'Arslan Tash (Syrie) d'après une étude de la collection du Musée du Louvre: mise en oeuvre du matériau, traces de polychromie et de dorure, état de conservation“. *ArcheoSciences* 35 (2011), 283–295.

Hough u. a. 2008

Robert M. Hough, Ryan R. P. Noble, G. J. Hitchen, Robert Hart, Steven M. Reddy, M. Saunders, Peta L. Clode, D. Vaughan, J. Lowe, David Gray, R. R. Anand, C. R. M. Butt und Michael Verrall. „Naturally Occurring Gold Nanoparticles and Nanoplates“. *Geology* 36.7 (2008), 571–574.

Jacob u. a. 2008

Dorrit E. Jacob, A. Stracke, B. Wigand und H. Dindorf. „The Chemical Composition of Ivory“. *Bundesamt für Naturschutz (BfN)-Skripten-INCENTIVS* (2008).

Lafait u. a. 2009

Jacques Lafait, Serge Berthier, Christine Andraud, Vincent Reillon und Julia Boulenguez. „Physical Colors in Cultural Heritage: Surface Plasmons in Glass“. *Comptes Rendus Physique* 10.7 (2009), 649–659.

Large, Müller und Reiche 2011

Dounia Large, Katharina Müller und Ina Reiche. „Approche analytique pour l'étude des ivoires archéologiques“. *ArcheoSciences* 35 (2011), 167–177.

Müller und Reiche 2011

Katharina Müller und Ina Reiche. „Differentiation of Archaeological Ivory and Bone Materials by Micro-PIXE-PIGE with Emphasis on Two Upper Palaeolithic Key Sites: Abri Pataud and Isturitz, France“. *Journal of Archaeological Science* 38.12 (2011), 3234–3243.

Nassau 1983

Kurt Nassau. *The Physics and Chemistry of Color*. New York: Wiley & Sons, 1983.

Pagès-Camagna und Colinart 2003

Sandrine Pagès-Camagna und Sylvie Colinart. „The Egyptian Green Pigment: Its Manufacturing Process and Links to Egyptian Blue“. *Archaeometry* 45 (2003), 637–638.

Pichon, Calligaro u. a. 2015

Laurent Pichon, Thomas Calligaro, Quentin Lemasson, Brice Moignard und Claire Pacheco. „Programs for Visualization, Handling and Quantification of Pixe Maps at the Aglae Facility“. *Nuclear Instruments and Methods in Physics Research Section B: Beam Interactions with Materials and Atoms* 363 (2015), 48–54.

Pichon, Moignard u. a. 2014

Laurent Pichon, Brice Moignard, Quentin Lemasson, Claire Pacheco und Philippe Walter. „Development of a Multi-Detector and a Systematic Imaging System on the Aglae External Beam“. *Nuclear Instruments and Methods in Physics Research Section B: Beam Interactions with Materials and Atoms* 318 (2014), 27–31.

Reiche 2013

Ina Reiche. „Röntgenblick auf Kunstwerke“. *Physik-Journal* 12.4 (2013), 31–37.

Reiche und Müller 2014

Ina Reiche und Katharina Müller. „Antike Farbenspiele“. *Spektrum der Wissenschaft* November (2014), 60–64.

Reiche, Müller u. a. 2013

Ina Reiche, Katharina Müller, Marie Albéric, Oliver Scharf, Andea Wahning, Alexej Bjeoumikhov, Martin Radtke und Rolf Simon. „Discovering Vanished Paints and Naturally Formed Gold Nanoparticles on 2800 Years Old Phoenician Ivories Using SR-FF-microXRF with the Color X-ray Camera“. *Analytical Chemistry* 85.12 (2013), 5857–5866.

Reiche, Radtke und Brouder 2003

Ina Reiche, Martin Radtke und Christian Brouder. „Röntgenanalyse in der Kunst. Antike Gläser und versteinertes Elfenbein“. *Physik in unserer Zeit* 34.2 (2003), 80–86.

Reiche, Röhrs u. a. 2009

Ina Reiche, Stefan Röhrs, Joseph Salomon, Birgit Kanngießner, Yvonne Höhn, Wolfgang Malzer und Friederike Voigt. „Development of a Nondestructive Method for Underglaze Painted Tiles – Demonstrated by the Analysis of Persian Objects from the Nineteenth Century“. *Analytical and Bioanalytical Chemistry* 393 (2009), 1025–1041.

Ruivo u. a. 2008

Andreia Ruivo, Cristina Gomes, Augusta Lima, Maria Luisa Botelho, Rita Melo, Ana Belchior und Antonio Pires de Matos. „Gold Nanoparticles in Ancient and Contemporary Ruby Glass“. *Journal of Cultural Heritage* 9 (2008), e134–e137.

Salomon u. a. 2008

Joseph Salomon, Jean-Claude Dran, Thierry Guillou, Brice Moignard, Laurent Pichon, Philippe Walter und François Mathis. „Present and Future Role of Ion Beam Analysis in the Study of Cultural Heritage Materials: The Example of the Aglae Facility“. *Nuclear Instruments and Methods in Physics Research B* 266 (2008), 2273–2278.

Skinner, W. und Fitzpatrick 1992

H. Skinner, Catherine W. und Robert W. Fitzpatrick, Hrsg. *Biomining. Processes of Iron and Manganese – Modern and Ancient Environments*. Cremlingen-Destedt: Catena-Verlag, 1992.

Spadavecchia u. a. 2014

Jolanda Spadavecchia, Emilande Apchain, Marie Albéric, Elisabeth Fontan und Ina Reiche. „One-Step Synthesis of Collagen Hybrid Gold Nanoparticles and Formation on Egyptian-Like Gold-Plated Archaeological Ivory“. *Angewandte Chemie – International Edition* 53.32 (2014), 8363–8366.

Su und Cui 1999

X. W. Su und Fu-Zhai Cui. „Hierarchical Structure of Ivory: From Nanometer to Centimeter“. *Material Science and Engineering C* 7 (1999), 19–29.

Verri 2009

Giovanni Verri. „The Spatially Resolved Characterisation of Egyptian Blue, Han Blue and Han Purple by Photo-Induced Luminescence Digital Imaging“. *Analytical and Bioanalytical Chemistry* 394 (2009), 1011–1021.

Verri u. a. 2009

Giovanni Verri, Paul Collins, Janet Ambers, Tracey Sweek und St John Simpson. „Assyrian Colours: Pigments on a Neo-Assyrian Relief of a Parade Horse“. *Technical Research Bulletin* 3 (2009), 57–62.

Abbildungs- und Tabellennachweis

ABBILDUNGEN: 1 Musée du Louvre, Paris: a) Inv. Nr. AO 11493, Labor Nr. AI_AT_Louv24, b) Inv. Nr. AO 11479, Labor Nr. AI_AT_Louv21, c) Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19 und d) Inv. Nr. AO 11490, Labor Nr. AI_AT_Louv9. 2 Labor für Strukturelle und Molekulare Archäologie (LAMS). Foto: M. Albéric. 3 Musée du Louvre, Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19. Röntgenaufnahme: C2RMF Paris, J. Marsiac. 4 Musée du Louvre, Paris, (Inv. Nr. AO 11493, Labor Nr. AI_AT_Louv24). Foto: M. Albéric, I. Reiche. 5 Musée du Louvre, Paris, Inv. Nr. AO

11490, Labor Nr. AI_AT_Louv9. Foto: C2RMF Paris, D. Large. 6 Musée du Louvre, Paris, Inv. Nr. AO 11490, Labor Nr. AI_AT_Louv9. Foto: R. Chipault, Rekonstruktion I. Reiche. 7 Musée du Louvre, Inv. Nr. AO 11479, Labor Nr. AI_AT_Louv21. Foto: Labor für Strukturelle und Molekulare Archäologie (LAMS), M. Albéric, I. Reiche. 8 Musée du Louvre, Inv. Nr. AO 11465, Labor Nr. AI_AT_Louv19. Foto: Labor für Strukturelle und Molekulare Archäologie (LAMS), M. Albéric, I. Reiche. **TABELLEN:** 1 I. Reiche.

INA REICHE

Ina Reiche studierte Chemie und Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin, der Universität Toulouse III und der Universität Sorbonne, bevor sie im Jahr 2000 in Materialwissenschaften an der Universität Paris VI promovierte. Zwischen 2000 und 2002 arbeitete sie im Rathgen-Forschungslabor an den Staatlichen Museen zu Berlin, ging dann 2003 zum CNRS nach Paris, um im Forschungs- und Restaurierungszentrum der französischen Museen (*Centre de recherche et de restauration des Musées de France* (C2RMF)) zu arbeiten. Sie habilitierte sich 2009 in Chemie und wurde 2012 Forschungsdirektorin des CNRS. Seit 2014 leitet sie das Rathgen-Forschungslabor, Staatliche Museen zu Berlin, Stiftung Preussischer Kulturbesitz.

PD Dr. Ina Reiche
Rathgen-Forschungslabor
Staatliche Museen zu Berlin
Preussischer Kulturbesitz
Schloßstraße 1 a
14059 Berlin, Deutschland
E-Mail: I.Reiche@smb.spk-berlin.de

Tina Beck

Postkoloniale Objektivismologien? Homi Bhabhas Konzepte in archäologischen Forschungen – ein Überblick

Zusammenfassung

Im Rahmen des Artikels wird der Frage nachgegangen, inwiefern die postkolonialen Konzepte von Homi Bhabha vor allem zu Hybridität, aber auch zum Dritten Raum und Mimikry im Rahmen archäologischer Fragestellungen bzw. im Hinblick auf das archäologische Material diskutiert und übersetzt wird. Hierbei lassen sich fünf unterschiedliche Ansätze in archäologischen Arbeiten unterscheiden: (1) Diskussion von Bhabhas Konzepten und Übersetzung auf archäologisches Material; (2) Diskussion von Bhabhas Konzepten, aber Anwendung anderer Theorien auf das archäologische Material; (3) Verweis auf Bhabhas Konzepte, ohne Anwendung auf das archäologische Material; (4) Aktualisierung eines traditionellen Interpretationsansatzes der kulturellen Vermischung mit Bhabha sowie (5) Übersetzung des Hybriditätskonzeptes mittels eines neu definierten Hybriditätsbegriffs in der Archäologie.

Keywords: Theorien der Archäologie; Postkolonialismus; Postkoloniale Archäologie; Hybridität; Homi Bhabha; Objektivismologie

Hybridity, third space and mimicry are well known postcolonial concepts of Homi Bhabha. In this paper it will be analysed how these concepts had an impact on archaeological research. Most papers referring to Bhabha are dealing with cultural contact situations in the past. Five different ways of using Bhabha were identified: (1) discussion of Bhabha's concepts and translating them for the material; (2) discussion of Bhabha's concepts but eventually referring to another theory; (3) briefly referring to Bhabha's concepts, but no translation onto the archaeological material; (4) bringing together Bhabha and a rather traditional theory on cultural mixing and (5) translating the hybridity concept by defining a new term for archaeology.

Keywords: archaeological theory; postcolonialism; postcolonial archaeology; hybridity; Homi Bhabha

Ich möchte Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann und Henrike Simon danken, zunächst

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objektivismologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

für die Möglichkeit im Rahmen der Arbeitsgruppe „Objektepistemologien“, die explorative Studie zur postkolonialen Objektepistemologie durchführen zu können und damit auch für die Gelegenheit, das Ergebnis dieser Arbeit als Beitrag in diesem Sammelband zu publizieren. Die gemeinsamen Diskussionen und ihre kritischen Anmerkungen haben diese Untersuchung um ein Vielfaches bereichert. Ebenso möchte ich Linda Borrmann für ihre Kommentare bezüglich des Manuskripts danken.

I Einleitung

Die poststrukturalistische Arbeit *Orientalism* des Literaturkritikers Edward Said, welche erstmals 1978 erschienen ist, gilt als Anfangspunkt des Postkolonialismus in der Wissenschaft.¹ Postkolonialismus ist nach Jane Lydon und Uzma Rizvi als theoretischer Ansatz und nicht als zeitlich festgelegte Periode zu verstehen.² Seit *Orientalism* fanden postkoloniale Denkansätze in unterschiedlichen Disziplinen Einzug, wie in der Sozial- und Kulturanthropologie und der Literaturwissenschaft. Seit ca. 20 Jahren mehren sich auch in der Archäologie Arbeiten, die sich an postkoloniale Denkansätze anlehnen.³ Hierbei gibt es nach Sarah Croucher und Lindsay Weiss drei Formen postkolonialer Archäologie: (1) postkoloniale Denkansätze in Arbeiten zu Kolonialismus in der Vergangenheit, (2) Untersuchungen zur Rolle der Archäologie in der Konstruktion kolonialer Diskurse und (3) postkoloniale Denkansätze als Werkzeug zur Dekolonialisierung der Archäologie als Wissenschaft.⁴

Fredrik Fahlander benennt mit Verweis auf Peter van Dommelen zwar auch drei Formen einer postkolonialen Archäologie, beschreibt sie jedoch wie folgt:

(a) the writing of alternative histories from the colonised point of view, (b) the growing awareness that a colonial situation cannot be addressed from a homogeneous dualistic point of view, and (c) the recognition of the hybrid nature of social practice and material expression.⁵

Postkoloniale Theorien dienen somit als Reflexionsinstrument der eigenen Forschungsweise – hierzu gehört der Umgang mit der eigenen, durch die Kolonialgeschichte des

1 Croucher und Weiss 2011, 9. Für einen Überblick zum Postkolonialismus siehe Mar Castro Varela und Dhawan 2005, bes. 11–27; Young 2001.

2 Lydon und Rizvi 2010, 19; Bernbeck und Pollock

2014, 209, 213; vgl. Beck 2016, 17.

3 Beck 2016, 12; Croucher und Weiss 2011, 10.

4 Croucher und Weiss 2011, 10.

5 Fahlander 2007, 17; vgl. Dommelen 2006, 108.

19. und 20. Jahrhunderts geprägten Fachgeschichte sowie neue Formen der archäologischen Arbeit, die nicht mehr vom Eurozentrismus geleitet werden und beispielsweise lokale Stimmen in den Diskurs um die archäologische Forschung aufnehmen.⁶

Die vorliegende Untersuchung basiert auf einer explorativen Studie, die für die Arbeitsgruppe *Objektivistemologien* des Berliner Antike-Kollegs entstanden ist. Im Zentrum dieser Studie stand zunächst die Frage, inwiefern Postkolonialisten und Postkolonialistinnen und dabei speziell die sogenannte *Holy Trinity* des Postkolonialismus, also Homi Bhabha, Said und Gayatri Spivak, in archäologischen Arbeiten zitiert werden, die sich mit archäologischen Hinterlassenschaften beschäftigen.⁷ Welche Theorien und Konzepte werden auf das archäologische Material übertragen? Zudem stellte sich die Frage, ob Postkolonialisten und Postkolonialistinnen ‚nur‘ in Arbeiten zu Kolonialismus in der Antike zitiert werden, oder ob man die insgesamt sechs Formen postkolonialer Archäologie um eine siebte erweitern könnte: die postkoloniale Objektivistemologie. An dieser Stelle kann bereits vorweggenommen werden, dass die Arbeiten, die im Folgenden angeführt und diskutiert werden, sich stets mit dem Thema Kulturkontakt und/oder Kolonialismus in der Antike beschäftigen, sodass die letzte Frage bereits mit Nein beantwortet werden muss.

2 Vorgehensweise

Zwar gibt es eine Reihe Archäologinnen und Archäologen, wie Lynn Meskell, Ian Hodder, van Dommelen und Fahlander, die im Kontext der postkolonialen Archäologie archäologisches Material bzw. archäologische Fragestellungen bearbeiten,⁸ jedoch bleibt bisher unklar, inwiefern die Theorien der sogenannten *Holy Trinity* weitere Kreise im archäologischen Diskurs gezogen haben. Um sich der oben gestellten Frage nähern zu können, wurden im Rahmen der explorativen Studie Kongressbände der letzten 15 Jahre⁹ der archäologischen Disziplinen – Ägyptologie, Klassische Archäologie, Prähistorische Archäologie und Vorderasiatische Archäologie – nach Beiträgen durchsucht, in denen die sogenannte *Holy Trinity*, also Bhabha, Said und/oder Spivak zitiert werden. Bei der Sichtung der Kongressbände war der Bestand der Campusbibliothek der Freien Universität Berlin die Referenz, und so wurden insgesamt 449 Publikationen berücksichtigt (Stand 2015). Durch diese Vorgehensweise ergibt sich ein breites Bild bezüglich der Rezeption der postkolonialen Kritik des archäologischen Materials. Auf diese

6 Zu nennen sind hierbei beispielsweise Projekte der *community archaeology* (Beck 2016, 20–24).

7 Der Begriff „Holy Trinity“ wurde von Robert Young geprägt (Young 1995, 163).

8 Vgl. hierzu Dommelen und Rowlands 2012, 27.

9 Entscheidend hierfür war das Erscheinungsjahr der Publikation und nicht das Jahr, in dem der Kongress stattfand.

Weise kann angenommen werden, dass die hieraus gewonnenen Ergebnisse repräsentativ sind und den tatsächlichen Stellenwert der Theorien von Bhabha, Spivak und Said in der archäologischen Wissenschaft um Dinge widerspiegeln. Hätte man die Studie an konkreten bekannten Publikationen zur postkolonialen Archäologie angesetzt und von dort aus nach dem Schneeballverfahren fortgeführt, so hätte sich die Ergebnisliste in einem konkreten Kreis von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen bewegt und möglicherweise wäre ein verfälschtes Bild generiert worden.

Beiträge, die zwar Bhabha, Said oder Spivak zitieren, sich jedoch mit der Fachgeschichte auseinandersetzen oder kulturgeschichtlichen Inhalts sind, ohne sich in der Argumentation auf Objekte zu stützen, wurden aufgrund der hier gestellten Fragestellung nicht berücksichtigt.

Letztendlich konnten keine Aufsätze gefunden werden, in denen die Argumentation auf Said oder Spivak aufbauen, sodass diese beiden Postkolonialisten bzw. Postkolonialistin im weiteren Verlauf dieser Untersuchung vernachlässigt werden. Aus diesem ersten Ergebnis ergibt sich eine Spezifizierung der oben angeführten Fragestellung: Inwiefern werden die theoretischen Konzepte von Bhabha auf archäologisches Material übertragen?

Insgesamt wurden elf Beiträge gefunden, in denen Bhabha in Zusammenhang mit der Untersuchung materieller Hinterlassenschaften zitiert wird. Die elf Beiträge werden in Tabelle 1 mit Kurzzitaten angeführt und mit der zitierten Literatur Bhabhas in Zusammenhang gebracht.

Bevor im nächsten Abschnitt die in Tabelle 1 angegebenen Untersuchungen im Hinblick auf die Theorien von Bhabha diskutiert werden, werden Bhabhas Konzepte der Hybridität, des Dritten Raums und der Mimikry zunächst allgemein und anschließend in Bezug auf die Archäologie erläutert.

3 Homi Bhabha: Hybridität, Dritter Raum und Mimikry

Im Vordergrund stehen Bhabhas Konzepte der Hybridität, des Dritten Raumes und der Mimikry.¹⁰ Von besonderem Interesse ist hierbei sein Ansatz der kulturellen Hybridität,¹¹ da dieses in der Archäologie am meisten rezipiert wird.¹²

Durch Bhabhas Hybriditätskonzept können Kulturkontakte auf bestimmte Weise beschrieben werden.¹³ Bhabha selbst beschreibt diese so: „The process of cultural hybri-

10 Ausführliche Besprechungen seiner Arbeiten und kritische Bemerkungen hierzu können unter anderem Mar Castro Varela und Dhawan 2005 und Struve 2013 entnommen werden.

11 Zur Begriffsherkunft und Kritik siehe Struve 2013, 98–100; Weißköppel 2005.

12 Siehe unten; vgl. auch Struve 2013, 97.

13 Struve 2013, 97.

Kongressbeitrag – Kurzzitat	Literaturangabe Bhabha – Kurzzitat	Thema
Counts 2009	Rutherford und Bhabha 1990 Bhabha 1994	Religiöse Statuen auf Zypern. Kulturkontakte zur Ägäis und östlicher Mittelmeerraum.
Dammers 2012	Bhabha 1994	Keramikgefäße der Szakálhát and Vinča Kultur und deren Zusammenhang.
Hofmann 2013	Rutherford und Bhabha 1990 Bhabha 1994	<i>Hogbacks</i> bzw. Wikingerzeitliche Steindenkmäler der Britischen Inseln, die skandinavische, irische und englische Elemente aufweisen.
Jiménez 2008	Bhabha 1994	Konzept der Resistenz während des Römischen Reiches im südlichen Teil Iberiens anhand von Bestattungen.
Knapp 2012	Bhabha 1994	Bedeutung von Importwaren wie Keramik, Faience und Elfenbein in Zypern.
Smith 2014	Bhabha 1994	Koloniale Situation zwischen Nubien und Ägypten.
Stockhammer 2012a	Bhabha 2007	<i>Aegean-type pottery</i> in der Levante.
Dommelen und Rowlands 2012	Bhabha 1984 Rutherford und Bhabha 1990 Bhabha 1992	Diskussion des Zusammenhangs zwischen materieller Kultur und postkolonialer Kritik bei Kulturkontakten.
Oyen 2012	Bhabha 1994	Untersuchung von <i>knowledge systems</i> und in diesem Rahmen die Produktion von <i>terra sigillata</i> .
Vives-Ferrándiz 2007	Bhabha 1994	Sozialer und kultureller Wandel in Iberien durch die Phönizier anhand funeärer Objekte.
Vives-Ferrándiz 2012	Bhabha 1994	Sozialer und kultureller Wandel in Iberien durch die Phönizier anhand funeärer Objekte.

Tab. 1 Übersicht der Ergebnisliste nach der Durchsicht der Kongressbände.

dity gives rise to something different, something new and unrecognisable, a new area of negotiation of meaning and representation.“¹⁴

Im Zusammenhang mit der Hybridität steht auch der sogenannte Dritte Raum, und dieses Zusammenspiel beschreibt Bhabha folgendermaßen:

[I]f [...] the act of cultural translation (both as representation and reproduction) denies the essentialism of a prior given original or originary culture, then

14 Rutherford und Bhabha 1990, 211, zitiert nach Struve 2013, 97.

we see that all forms of culture are continually in a process of hybridity. But for me the importance of hybridity is not to be able to trace two original moments from which the third emerges, rather hybridity to me is the 'third space' which enables other positions to emerge. This third space displaces the histories that constitute it, and sets up new structures of authority, new political initiatives, which are inadequately understood through received wisdom.¹⁵

Dies bedeutet, dass Aspekte oder Ideen der Kolonialmacht übersetzt werden und diese „würden zwangsläufig von Hybridisierung im Prozess ihrer Reartikulation innerhalb der imperialen Herrschaftsverwaltung begleitet.“¹⁶ Die daraus resultierende Wiederholung kann nie gänzlich mit dem Original übereinstimmen.¹⁷ Durch die kulturelle Hybridität entsteht etwas Neues, indem Bedeutungen neu verhandelt werden.¹⁸ Karen Struve fasst Hybridität auf folgende Weise zusammen:

Strukturell zeichnen sich hybride Phänomene durch ihre Prozesshaftigkeit, ihre permanente Dekonstruktion von (vermeintlich natürlichen und Machtverhältnisse stabilisierenden, kolonialen) Dichotomien aus. Und die Neukonstruktion (durchaus prekärer) kultureller kollektiver wie subjektiver Identifizierungen hängt damit immanent zusammen.¹⁹

Der Prozess der kulturellen Hybridisierung findet in dem sogenannten Dritten Raum statt. Im Dritten Raum können kulturelle Symbole neu verhandelt, d. h. mit neuen Bedeutungen belegt und reinterpretiert werden.²⁰

Bei dem Konzept der kolonialen Mimikry bezieht sich Bhabha auf Jacques Lacan und stellt fest, dass das Begehren immer das Begehren des Anderen ist.²¹ Er

definiert [...] die koloniale Mimikry als ein Begehren des reformierten, erkennbaren Anderen. Sie stellt damit ein koloniales Subjekt her, welches wie der Kolonisator selbst ist und doch anders.²²

Durch die Mimikry wird die kolonisierende Gesellschaft durch die Werte des Kolonisators transformiert²³ und zeitgleich wird die „koloniale Autorität unterminiert“.²⁴ Maria Do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan fassen in Anlehnung an Bhabha Mimikry und Hybridisierung als Strategien auf, „bei denen der Blick der Diskriminierten auf die unterdrückende Macht geworfen und damit eine Gegenkraft zur hegemonialen Macht

15 Rutherford und Bhabha 1990, 211.

16 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 89.

17 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 89.

18 Struve 2013, 97.

19 Struve 2013, 100.

20 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 97.

21 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 90. Zur Begriffsherkunft siehe Struve 2013, 143–144.

22 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 90.

23 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 90.

24 Struve 2013, 149.

herausgebildet wird.²⁵ Spätestens hier zeigt sich, dass Bhabhas Konzepte politisch geprägt und aufgeladen sind.

Bhabha selbst ist Literaturwissenschaftler, und seine Arbeiten basieren unter anderem auf der Analyse der Literatur von Frantz Fanon, Said, Toni Morrison, Joseph Conrad und Frederic Jameson.²⁶ Hierbei bezieht er sich vor allem auf Michel Foucault (Diskursanalyse), Jacques Derrida (Dekonstruktion) und Lacan (Psychoanalyse).²⁷ Zudem fließen seine eigenen Erfahrungen als Parse in seine Überlegungen ein.²⁸ Interessanterweise entwickelt sich diese politische Dimension der Hybridisierung erst im Laufe von Bhabhas Arbeiten. Mit Philipp Stockhammer kann festgestellt werden, dass Bhabha in der Einleitung zu *The Location of Culture* (1994) eine erste Definition für ‚kulturelle Hybridisierung‘ angibt:

The stairwell as liminal space, in-between the designations of identity, becomes the process of symbolic interaction, the connective tissue that constructs the difference between upper and lower, black and white. The hither and thither of the stairwell, the temporal movement and passage that it allows, prevents identities at either end of it from settling into primordial polarities. This interstitial passage between fixed identifications opens up the possibility of a cultural hybridity that entertains difference without an assumed or imposed hierarchy.²⁹

In den Essays des Sammelbandes *The Location of Culture* (1994),³⁰ so Stockhammer, entwickelt Bhabha diesen Ansatz weiter, „until it becomes the symbol of the strategies that the subaltern and migrants develop in colonial and postcolonial contexts to deal with their particular situations“.³¹ Nach Bhabha sei es nicht möglich, Hybridisierung ohne diese politische Komponente zu konzeptualisieren.³²

4 Homi Bhabha – Übersetzung in der Archäologie

Die sich nun aufdrängende Frage ist, inwiefern Bhabhas Konzepte für die Archäologie fruchtbar gemacht werden können.³³ Für die Archäologie ergeben sich dabei drei Herausforderungen: (1) Dinge spielen in Bhabhas Argumentation keine Rolle;³⁴ (2) Bhabha

25 Mar Castro Varela und Dhawan 2005, 100.

26 Struve 2013, 13, 19; Fahlander 2007, 22.

27 Struve 2013, 19–25.

28 Struve 2013, 160.

29 Stockhammer 2012a, 45, zitiert nach Bhabha 2007, 5.

30 Bhabha 1994.

31 Stockhammer 2012a, 45.

32 Stockhammer 2012a, 45. – Zu der Forschung Stockhammers in Bezug auf Hybridisierung siehe unten.

33 Zum Übersetzungsbegriff in der Archäologie siehe Hofmann 2015, 26, 41–42.

34 Fahlander 2007, 24. Dies gilt nicht nur für Bhabha; Dinge generell und damit die Archäologie spielen in den postkolonialen Theorien keine Rolle (Domellen und Rowlands 2012, 21).

definiert die hier im Vordergrund stehenden theoretischen Konzepte nicht, denn sein „Interesse gilt nicht dem Fixierenden, sondern Begriffen, die in ihrer Offenheit ‚Feuer fangen‘ und selbst ‚in Bewegung‘ sind“;³⁵ (3) der politische Aspekt von Bhabhas Konzepten ist im archäologischen Material nur schwer fassbar.

Stockhammer postuliert im Jahre 2011, dass die Verwendung des Hybriditätskonzeptes in der Archäologie in den letzten Jahren stark zugenommen hat, die Auseinandersetzung mit dem Hintergrund des Konzeptes jedoch auf ein Minimum beschränkt bleibt und lediglich in Kürze der Sammelband *The Location of Culture* (1994) von Bhabha als Referenz angegeben wird.³⁶ Zudem sieht er in der Arbeit von Marian Feldman *Diplomacy by Design* (2006) einen nennenswerten Grund für das Interesse an dem Hybriditätskonzept.³⁷

Fahlander spricht sich für eine postkoloniale Archäologie aus und gibt hierbei einen oberflächlichen Überblick über postkoloniale Archäologien, in dem er unter anderem die Forschung von van Dommelen anführt.³⁸ Thematisch bewegen sich die Arbeiten im Rahmen griechischer und römischer Kolonien sowie der Kolonisation des nord- und südamerikanischen Kontinents. Ebenso führt der Autor an, dass postkoloniale Theorien im Bereich der Mittelmeerarchäologie die gängigsten seien.³⁹ Ferner hebt Fahlander hervor, dass die meisten archäologischen Arbeiten, die von postkolonialen Theorien geprägt sind, sich mit der Geschichtsschreibung aus der Sicht der Kolonisierten beschäftigen oder die koloniale Situation von einem wechselseitigen Standpunkt betrachten. Der Aspekt der Hybridität wurde seiner Ansicht nach bislang kaum berücksichtigt,⁴⁰ sodass er für die Anwendung der Hybridität und damit des Dritten Raumes und der Mimikry plädiert.⁴¹ Die Archäologie müsse zwar akzeptieren, dass sie in geografischer Hinsicht den Dritten Raum nicht ausmachen könne,

[r]ather, the potential of the concept lies in discussing elements of the archaeological record as possible results from third space encounters [...] The important lesson that can be learned from Bhabha is that confrontations with other people or materialities can have a variety of outcomes, of which not all are necessarily intentional or foreseen – or can be traced back to any specific origin.⁴²

Weiterhin sieht er für die Mimikry folgende Anwendung auf den archäologischen Kontext:

35 Struve 2013, 35; vgl. Seshadri-Crooks und Bhabha 2000, 371.

36 Stockhammer 2012a, 43–44.

37 Stockhammer 2012a, 52. Vgl. Feldman 2006, bes. 59–62.

38 Fahlander 2007, 20–21.

39 Fahlander 2007, 29.

40 Fahlander 2007, 21.

41 Fahlander 2007, 25–28.

42 Fahlander 2007, 25.

The concept of mimicry also applies on a material level. Similarities between objects are one of the major indications employed by archaeologists to signify ethnicity and cultural contact. But instead of simply viewing similarities as an indication of diffusion, exchange or acculturation, we may be able to identify more complex processes of mimicry.⁴³

Lydon und Rizvi heben hervor, dass das Konzept der Hybridität von Bhabha auf Dinge aus dem archäologischen Kontext zu übertragen sei und dabei oftmals ältere Begriffe wie „cultural intermixing“⁴⁴ ersetzt. Ferner verweisen die Autoren auf eine Arbeit von Benjamin Porter und Bruce Routledge, die argumentieren, dass die Stärke des Hybriditätskonzeptes nicht darin liege, neue kulturelle Formen aufzudecken, sondern um die Schwierigkeiten aufzuzeigen, die bei der Produktion unterschiedlicher kultureller Formen entstehen, die unter dominierenden Machtverhältnissen auftreten.⁴⁵ Van Dommelen hingegen rückt, so Lydon und Rizvi, hybride Praktiken ins Zentrum seiner Untersuchung über koloniale Netzwerke Karthagos vom 7. bis ins 4. Jahrhundert v. Chr.:

van Dommelen demonstrates how colonial interactions relate to subsequent hybrid practices and how the localized effects of colonization might be understood in the context of the colonized [...].⁴⁶

Aus diesen kurz angeführten Beispielen geht hervor, dass Hybridität nicht einfach bedeutet, dass ein Objekt die Merkmale mehrerer Kulturen trägt, die sich in einer Kontakt- oder Abhängigkeitssituation befinden. An dieser Stelle ist es wichtig anzumerken, dass es (in der Archäologie) weitere Begriffe gibt, die die kulturelle Vermischung und damit einhergehend die Entstehung von Neuem ebenso beschreiben. Diese sind nach Cordula Weißköppl die „métissage“ und die Kreolisierung,⁴⁷ sowie der Synkretismus.⁴⁸ Theresa Singleton führt in diesem Zusammenhang die Begriffe Transkulturation und „ethnogenic bricolage“ an.⁴⁹ Obwohl all diese Begriffe ein ähnliches Phänomen beschreiben, wäre es fatal, diese als Synonyme zu behandeln. So beschreibt Weißköppl die Gleichsetzung dieser Konzepte „als einen Verlust ihrer je eigenen Erklärungskraft, die gerade in der Analyse und Interpretation von empirischen Daten relevant werden kann.“⁵⁰ Da der Interpretations- und Auslegungsspielraum von Bhabhas Hybriditätskonzept weitreichend ist, ist seine Abgrenzung zu vergleichbaren Ansätzen eine Herausforderung. In Anlehnung an Nikos Papastergiadis schreibt Weißköppl, dass es im Gegensatz zur

43 Fahlander 2007, 27–28.

44 Lydon und Rizvi 2010, 25.

45 Lydon und Rizvi 2010, 25. Die Autoren beziehen sich hier auf einen unpublizierten Vortrag von Benjamin Porter und Bruce Routledge.

46 Lydon und Rizvi 2010, 26.

47 Weißköppl 2005, 313.

48 Weißköppl 2005, 330.

49 Singleton 2010, 188.

50 Weißköppl 2005, 313.

Synkretisierung „bei Hybridität eben nicht der Gedanke der Synthese oder Verschmelzung verschiedener Bedeutungsrepertoires im Vordergrund steht.“⁵¹ Das Konzept der Kreolisierung steht vor allem in Zusammenhang mit Kontakt-Sprachen.⁵² Es handelt sich um eine Mischform der Sprache des Kolonialherren und der Sprache der Kolonisierten. Weißköppl geht davon aus, „dass durch das Kreolisierungskonzept nicht nur die ‚Koexistenz‘ verschiedener sprachlicher oder kultureller Repertoires betont wird, sondern auch die wechselseitige Beeinflussung und Veränderung dieser [...]“.⁵³ Die Abgrenzung oder Unterscheidung zwischen Synkretismus, Kreolisierung und Hybridität fasst die Autorin wie folgt zusammen:

Während bei Synkretismus der Verschmelzungsgedanke stark ist, dominiert bei Kreolisierung die Beobachtung von Koexistenzen und Kombinationen in unterschiedlicher Gewichtung. ‚Hybridität‘ hingegen betont den Status Quo all dieser verschiedenen Formen in der Situation des Kontakts, so dass ‚offene‘ und ‚antagonistische‘ Prozesse berücksichtigt werden. Das Unabgeschlossene, das Nebeneinander und Wettstreitende von verschiedenen Handlungs- und Bedeutungsrepertoires wird hier zuallererst in den Blick genommen; gezielte oder improvisierte Neukombinationen können daraus folgen, sind aber nicht konstitutiv.⁵⁴

Der Begriff der *bricolage* wurde von dem französischen Ethnologen und Strukturalist Claude Lévy-Strauss geprägt. Hans Peter Hahn, ebenfalls Ethnologe, sieht eine enorme Ähnlichkeit zwischen Bhabhas Hybriditätskonzept mit dem Dritten Raum und Lévy-Strauss' *bricolage*.⁵⁵ Der Begriff der *bricolage* wird darüber hinaus von dem Archäologen Miguel Versluys bevorzugt.⁵⁶ Versluys nutzt den Begriff der *bricolage* im Kontext seiner Untersuchung des Bauprogramms von Antiochus I. in Nemrud Dagi.⁵⁷ Er stellt fest, dass weder Hybridisierung noch Synkretismus brauchbare Konzepte seien und fährt wie folgt fort:

‘Conflation,’ ‘confluence’ or ‘rencontre’ are more objective, and more apt. However, these descriptions still suggest two strands coming together in a natural historical process, which would disguise the fact that there is an agency involved: that this is a process of cultural appropriation, made in specific contexts for specific reasons. These cultural appropriations were both intentional, through this specific agency, and to some extent unintentional, due to the area and period in which they took place. This is the reason I favour the term ‘bricolage’

51 Weißköppl 2005, 330; vgl. Papastergiadis 1997, 258.

52 Weißköppl 2005, 333.

53 Weißköppl 2005, 333.

54 Weißköppl 2005, 334.

55 Hahn 2012, 35.

56 Versluys 2014, 601.

57 Versluys 2014, 600–601.

or ‘eclecticism’, a (cultural and rhetoric) strategy known in the late Hellenistic period itself as *synthesis* or *compositio*. The Antiochian visual language can thus be defined as: the juxtaposition and blending of discrete elements within a single, new style as the result of a conscious appropriation.⁵⁸

Versluys fordert eine Neuorientierung für die Archäologie mit der Orientierung *beyond hybridity*.⁵⁹ Diese Forderung ist auch mit seiner Forschung zur Globalisierung in der römischen Antike zu verbinden. Versluys sieht in der Antike bereits eine globalisierte Welt und spricht von einem intrakulturellen Kontext, das heißt Objekte zirkulieren im selben kulturellen Kontext. Durch die Verwendung von Globalisierungstheorien sei es Versluys und Martin Pitt zur Folge möglich, die durch die Wissenschaft konstruierten Dichotomien römisch–einheimisch, Italien–Provinzen oder Zentrum–Peripherie aufzulösen.⁶⁰ Die Überwindung dieser binären Oppositionen erreiche man nicht durch postkoloniale Ansätze wie Hybridität oder Hybridisierung.⁶¹

Nach diesem kurzen und kritischen Überblick zu den Übersetzungsmöglichkeiten von Hybridität, Dritter Raum und Mimikry in die Archäologie, werden im Folgenden die Ergebnisse der Studie aufgezeigt, die diesem Beitrag zu Grunde liegt. Bhabha wird in allen hier angeführten Beispielen im Rahmen von Kulturkontaktsituationen im Altertum zitiert; im Vordergrund steht das Hybriditätskonzept. Nach der Sichtung der elf Beiträge erschien es sinnvoll diejenigen gemeinsam zu diskutieren, die einen vergleichbaren Ansatz bezüglich Bhabhas Hybriditätskonzept verfolgen. Daher werden die elf Beiträge in fünf Gruppen unterteilt:

1. Diskussion von Bhabhas Konzepten und Übersetzung auf archäologisches Material;
2. Diskussion von Bhabhas Konzepten, aber Anwendung anderer Theorien auf das archäologische Material;
3. Verweis auf Bhabhas Konzepte, ohne Anwendung auf das archäologische Material;
4. Aktualisierung eines traditionellen Interpretationsansatzes der kulturellen Vermischung mit Bhabha;
5. Übersetzung des Hybriditätskonzeptes mittels eines neu definierten Hybriditätsbegriffs in der Archäologie.

58 Versluys 2014, 601.

59 Verweis auf das Forschungsseminar „Beyond hybridity: innovation through translation in the Hellenistic and Roman oecumene“ von Miguel Vers-

luys am 19.04.2016 im Rahmen der Topoi Research Group B-4.

60 Pitts und Versluys 2015, 6, 8.

61 Pitts und Versluys 2015, 6.

4.1 Diskussion von Bhabhas Konzepten und Übersetzung auf archäologisches Material

Derek Counts nutzt im Jahre 2009 in seinem Beitrag *Exploring Cultures in Contact: Post-colonial Models and Votive Religion in Ancient Cyprus* die Konzepte der Hybridität und des Dritten Raums, um den Nutzen der postkolonialen Theorien für die Archäologie am Fallbeispiel religiöser Statuen bzw. ihrer Ikonografie in Heiligtümern Zyperns während der Eisenzeit aufzuzeigen.⁶²

Hierbei diskutiert er zunächst die betreffenden Begriffe und beschreibt den Nutzen dieser Konzepte für die Archäologie:

In the context of the ancient world, an analytical tool such as hybridity has obvious advantages for the interpretation of archaeological data where culture is materialized. Hybrid forms deny direct access to original sources and, at times, may even redirect traditional views in a deceptively ambiguous interplay with the viewer. The recognition of hybridity within ancient visual culture shifts the focus from origins and streams of influence to genesis and agency. As a result, the concept becomes a practical device for contemplating artistic production, design, and meaning within ancient contact zones.⁶³

Ferner gibt der Autor an, dass ikonografische Untersuchungen im Falle der religiösen Kunst auf Zypern die unterschiedlichen Traditionen betrachten, dabei aber nicht das Potential der Hybridität erkennen, durch die neue Formen und Bedeutungen entstehen.⁶⁴ Im Fokus seiner Forschung steht eine steinerne Votivstatue, die als zypriotischer Herakles bekannt ist. Die Attribute dieser Plastik sind Elemente, die in der Ägäis und im östlichen Mittelmeerraum bekannt sind.⁶⁵

Der Autor bespricht drei Typen von Plastiken und kommt zu dem Schluss, dass der Gebrauch von geliehenen oder übersetzten Symbolen bei diesen drei Typen neue Formen kreieren, die mit neuen Bedeutungen im Rahmen ihres lokalen Kontexts verbunden sind.⁶⁶

Consequently, this collective, hybridized iconography served the needs of local Cypriote communities (whether identified as Greek, Phoenician, or Eteocypriote), who embraced the deity without needing to reference external cultural contexts or meanings.⁶⁷

62 Counts 2009, 33.

63 Counts 2009, 35–36.

64 Counts 2009, 39.

65 Counts 2009, 39.

66 Counts 2009, 42.

67 Counts 2009, 42.

Wenn man diese Votivgaben als Produkte von Hybridisierungsprozessen ansieht und nicht als unreflektierte Akzeptanz ausländischer Merkmale durch lokale Akteure, repräsentieren sie kulturelle, religiöse und politische Transaktionen in und zwischen den Grenzen von kulturellen Communities. Ausländische Symbole werden in lokale Traditionen einbezogen. Durch den postkolonialen Ansatz ist es Counts zufolge möglich, kulturelle Transformationen im Kulturkontakt zu berücksichtigen anstatt Diffusion und Rezeption als lineare Interpretationskonzepte anzuwenden.⁶⁸

Vergleichbar mit Counts ist auch der Ansatz von Jaime Vives-Ferrándiz in *Changing Identities in a Changing Landscape: Social Dynamics of a Colonial Situation in Early Iron Age South-East Iberia*.⁶⁹ In diesem Beitrag steht die phönizische Kolonie in Iberia im 8. Jahrhundert v. Chr. im Vordergrund. Dessen Untersuchungsgrundlage stellen die materiellen Hinterlassenschaften von Bestattungen dar. Vives-Ferrándiz diskutiert Hybridität mit diesen Worten:

Bhabha sees hybridization as the creation of new transcultural forms of colonial situations. These forms may take on diverse aspects in the fields of culture, politics, the economy, language, and so on, though of course it is culture that stands out in relation to archaeologists' approaches. Cultural difference is never simple, nor static, but ambivalent, changing, and open to many interpretations [...].⁷⁰

Für seine Untersuchung kommt er unter anderem zu folgender Erkenntnis:

The material culture – tombs, grave goods and funerary rituals – suggests a phenomenon of hybridization in which different cultural elements combine to shape a new context that does not reproduce completely any of the practices that preceded them, but at the same time reveals some of their cultural referents. To quote Bhabha, it is a new space with new meanings [...].⁷¹

In *Matter of Fact: Transcultural Contacts in the Late Bronze Age Eastern Mediterranean* (2012) stellt Bernard Knapp fest, dass Hybridisierung nur eine geringe analytische Stärke aufweist und übersetzt das Konzept für seinen Gebrauch in der Archäologie folgendermaßen:⁷²

If, however, we understand hybridization as the process underlying cultural mixtures that result from the practice of mixed origins [...], then it provides a conceptual tool that allows Bhabha's (1994, 53–55) points about ambivalence

68 Counts 2009, 43.

69 Siehe auch Vives-Ferrándiz 2007.

70 Vives-Ferrándiz 2012, 268.

71 Vives-Ferrándiz 2012, 282–283.

72 Knapp 2012, 33.

and 'third space' to be related actively to material culture and social practices [...] Others may term such meetings and mixings 'entanglement' [...], acculturation [...], enculturation or even 'hybridity' in a passive and descriptive manner; all such terms are problematic for different reasons, but above all because they tend to view social and cultural in a one-sided manner: from the top down.⁷³

Ferner verweist der Autor auf seine Publikation *Prehistoric and Protohistoric Cyprus* (2008). Knapp sieht Hybridisierungsprozesse im Zusammenhang mit interkulturellen Kontakt-situationen, die nicht zwangsläufig einer kolonialen Situation entsprechen müssen.⁷⁴ Hier kritisiert Stockhammer diesen Ansatz – basierend auf der Publikation von Voskos und Knapp und der eben genannten Monografie Knapps.⁷⁵ Nach Stockhammer ist diese Auffassung der Hybridisierung gegensätzlich zu Bhabhas Definition, der Hybridität als Strategie der Subalternen gegen die koloniale Unterdrückung sieht. Somit sei der Ansatz von Knapp (und auch von Voskos und Knapp) zwar vom postkolonialen Diskurs beeinflusst, aber stehe der biologischen Definition von Hybridität näher.⁷⁶ An dieser Stelle soll noch erwähnt werden, dass Knapp im Verlauf seiner Argumentation Objekte als hybride bezeichnet und einzelne Elemente einer bestimmten Herkunftsregion bzw. Kultur zuweist.⁷⁷

Im Vordergrund von Knapps Untersuchung stehen Importwaren in Zypern aus der späten Bronzezeit und deren Rolle bei der Umstrukturierung vorhandener Identitäten sowie deren Einfluss bei der Etablierung neuer, hybrider Identitäten.⁷⁸ Hierbei weist er den Objekten folgende Rolle zu:

These objects I regard as active transmitters of social exchange; in order to understand better how they may have been appropriated and used in a trans-cultural situation, I treat them in the context of their local consumption.⁷⁹

Im Rahmen seiner Untersuchung stehen also primär die Objekte im Vordergrund, der Kontext scheint sekundär zu sein.⁸⁰

Bisher zeigen diese drei angeführten Beispiele, dass die Verwendung des Hybriditäts-konzeptes mit einer gewissen Übersetzungsleistung seitens der Archäologen und Ar-

73 Knapp 2012, 33.

74 Knapp 2012, 33; vgl. Voskos und Knapp 2008, 661; Knapp 2008, 59.

75 Voskos und Knapp 2008; Knapp 2008.

76 Stockhammer 2012a, 54.

77 Vgl. unter anderem Knapp 2012, 36. Auch van Dommelen und Rowlands weisen darauf hin, dass Objekte aus Zypern, die mit Mykene in Verbindung gebracht werden, als „stylistic hybrids“ und „hybrid

objects“ (Dommelen und Rowlands 2012, 28) bezeichnet werden.

78 Knapp 2012, 34.

79 Knapp 2012, 34.

80 „I reiterate that I am focusing primarily on objects and materials discussed in two previous studies without the benefit of a contextual analysis [...]“ (Knapp 2012, 34).

chäologinnen verbunden ist, ohne dass eine Neudefinition des Konzeptes angestrebt wird.⁸¹ Zwar stehen bei diesen Ansätzen die Objekte im Vordergrund, jedoch wird die postkoloniale Theorie angewandt, um die Prozesse und damit verbunden eine neue Identitätsbildung und den sozialen sowie kulturellen Kontext zu interpretieren, in denen die Objekte entstanden sind.

In Kategorie (1) *Diskussion von Bhabhas Konzepten und Übersetzung auf archäologisches Material* gehört auch der Artikel *Material Concerns and Colonial Encounters* (2012)⁸² von van Dommelen und Michael Rowlands. In dieser Untersuchung vertreten die Autoren die Ansicht, es genüge nicht, Objekte isoliert zu betrachten, denn damit entgehen den Forschenden die kulturellen und sozialen Aspekte eines Objektes. Sie sprechen sich also für eine kombinierte Betrachtung der Praktiken der Menschen und der materiellen Kultur aus⁸³ und zugleich gegen die Verwendung von Konzepten wie Hybridisierung und Kreolisierung, denn

[t]he implication is that processual terms like ‚hybridization‘ or ‚creolisation‘ are less than helpful, because they imply or presuppose all-embracing processes, in which cultural elements are somehow ‚mixed‘ into new combinations. Such a perspective not only draws on a well-outdated conception of culture but also ignores the local context and the involvement of local people on the ground [...].⁸⁴

Die Autoren plädieren ferner für den Begriff „hybrid practices“⁸⁵ da dieser die täglichen Praktiken der Menschen umfasst, die sich in einer kolonialen Situation befinden. Mit diesem Ansatz wollen die Autoren sogenannte hybride Objekte in der Forschung überwinden, bei denen lediglich formale Charakteristika diskutiert und interpretiert werden.⁸⁶

4.2 Diskussion von Bhabhas Konzepten, aber Anwendung anderer Theorien auf das archäologische Material

Stuart Smith führt zwar in seinem Artikel *Desert and River: Consumption and Colonial Entanglements in Roman and Late Antique Nubia* (2014) das Konzept der Hybridität an, verwendet dieses jedoch nicht in seiner Untersuchung, da er Michael Dietlers Ansatz des *cultural entanglement* als sinnvoller erachtet:⁸⁷

81 Siehe unten.

82 Dommelen und Rowlands 2012.

83 Dommelen und Rowlands 2012, 29.

84 Dommelen und Rowlands 2012, 28.

85 Dommelen und Rowlands 2012, 28.

86 Dommelen und Rowlands 2012, 28.

87 Smith 2014, 94.

In particular, hybridity implies a blending of cultural features that runs the risk of overly simplifying the complexities of cultural exchange in contexts like the ones discussed here. Dietler's materialist, consumption-based model of cultural entanglement provides a more robust theoretical framework [...].⁸⁸

Der Autor lehnt das Hybriditätskonzept aufgrund seiner linguistischen und biologischen Prägung ab.⁸⁹

Kerstin P. Hofmann hingegen verwirft in ihrem Artikel *Hogbacks – Zeichen akkultrierter Migranten?* (2013) das Hybriditätskonzept nicht. Vielmehr ordnet sie es einem von ihr neu konzipierten Akkulturationsbegriff unter. Ihr Artikel fokussiert die sogenannten *hogbacks*, wikingerzeitliche Steindenkmäler Großbritanniens, die allgemein als Grabsteine gedeutet werden. Die Autorin sieht diese Objekte als „materiellen Niederschlag einer Migration“.⁹⁰ Sie seien wahrscheinlich während der Etablierungsphase der überwiegend wohl aus Irland vertriebenen norwegischen Einwanderer in Yorkshire entstanden.⁹¹ Die Ornamentik der *hogbacks* vereine skandinavische, irische und englische Elemente, jedoch seien die *hogbacks* in Skandinavien gänzlich unbekannt. Im Vordergrund stehen Akkulturationsprozesse und Migration. Durch den Bezug zu postkolonialen Theorien möchte die Autorin ihren Akkulturationsbegriff erweitern bzw. die aus der Forschungsgeschichte hervorgehende Eindimensionalität des einseitigen Kulturkontaktes überwinden.⁹² In diesem Zusammenhang wird Bhabhas Ansatz des Dritten Raumes und der Hybridität thematisiert:

Er [der Hybriditätsbegriff, Anmerkung T.B.] wird auf Situationen kultureller Überschneidung angewendet, in denen teilweise antagonistische Denkinhalte und Logiken aus unterschiedlichen kulturellen, sozialen oder religiösen Lebenswelten zu neuen Handlungs- und Denkmustern zusammengesetzt werden. Nach Homi Bhabha ist Hybridisierung dabei nicht einfach Vermischen, sondern strategische und selektive Aneignung von Bedeutungen, Raum schaffen für Handelnde, deren Freiheit und Gleichheit gefährdet sind.⁹³

In der Argumentation spielen Bhabhas Konzepte eher eine untergeordnete Rolle, werden aber in einen größeren Rahmen eingeordnet, wobei die Idee des Dritten Raumes als Verhandlungsort in ihrer Synthese erkennbar ist.⁹⁴

Weder Smith noch Hofmann stützen sich auf Bhabhas Hybriditätskonzept in ihrer Argumentation, vielmehr dient es ihnen als theoretische Stütze einer zweiten Theorie.

88 Smith 2014, 94.

89 Smith 2014, 94.

90 Hofmann 2013, 193.

91 Hofmann 2013, 193.

92 Hofmann 2013, 181.

93 Hofmann 2013, 182.

94 Hofmann 2013, 193–194.

4.3 Verweis auf Bhabhas Konzepte, ohne Anwendung auf das archäologische Material

Im Zentrum des Beitrages *Knowledge Systems in the Production of Terra Sigillata. Moving Beyond the Local/ Global Paradox* (2012) von Astrid von Oyen steht die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. Die Autorin stellt fest, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie zwar neue Fragen zum archäologischen Material generiert, jedoch keine Interpretationen gewährleistet, sodass sie in diesem Zusammenhang auf das Hybriditätskonzept von Bhabha verweist.⁹⁵ Auffällig hierbei ist, dass die Autorin Bhabhas Sammelband *The Location of Culture* (1994)⁹⁶ in Bezug auf die Hybridität als *passim* zitiert. Zwar stammen alle Artikel aus diesem Sammelband von Bhabha, aber wie oben bereits festgestellt, sind seine Aussagen weder kongruent noch gibt er genaue Definitionen seiner eingeführten Begriffe. Hier bleibt also unklar, wie die Autorin Hybridität im archäologischen Kontext versteht.

In *A Critical Approach to the concept of Resistance: New ‚Traditional‘ Rituals and Objects in Funerary Contexts of Roman Baetica* (2008) analysiert Alicia Jiménez Bestattungen im südlichen Teil Iberiens zur Zeit des Römischen Reiches. Hierbei steht die Resistenz als Konzept im Vordergrund und deren Nutzen als Interpretationsinstrument für die Bestattungsweisen im römischen Iberien.⁹⁷ Die Autorin verbindet ihren Ansatz mit der postkolonialen Kritik und stellt fest:

‚Resistance‘ is [...] a notion that has deep roots in contemporary experiences of colonialism and as well as an interpretative model derived from a colonial view of reality that requires the existence of two sets of distinctive cultures: Roman and native, with roles of dominance and rebelliousness respectively [...].⁹⁸

Durch die Betrachtung unterschiedlicher Bestattungen kann die Autorin Rückbezüge zur vor-römischen Zeit herstellen sowie die Übernahme römischer Bestattungsweisen oder neukonzipierter Bestattungspraktiken rekonstruieren. Resistenz ist ihrer Ansicht nach nicht durch die Ablehnung römischer Waren zu erkennen:

Rome was related by individuals making use of elements of Roman culture and, as the research about examples of ‚mimicry‘ in different colonial situations has showed, the use of Roman traits cannot be equated with mere emulation [...] Similarly, not every regional variant can be interpreted as an example of resistance, just as not every instance of use of Roman material culture can be read as a symbol of submission to the Empire.⁹⁹

95 Oyen 2012, 52, 56.

96 Bhabha 1994.

97 Jiménez 2008, 15.

98 Jiménez 2008, 16.

99 Jiménez 2008, 25.

Jiménez verweist in diesem Zusammenhang auf Bhabhas Essay *Of Mimicry and Men* (1984)¹⁰⁰ und auf Jane Websters Artikel *Art as Resistance and Negotiation* (2003)¹⁰¹. Der Ansatz der Mimikry wird hier vergleichend herangezogen, ist jedoch nicht zentral in Jiménez' Argumentation.

4.4 Aktualisierung eines traditionellen Interpretationsansatzes der kulturellen Vermischung mit Bhabha

Im vorangehenden Kapitel wurde auf Begriffe wie Synkretismus hingewiesen, die kulturelle Vermischungen beschreiben; die verschiedenen Bestandteile oder Vorbilder dieser Vermischungen sind am Objekt noch sichtbar. Der springende Punkt von Bhabhas Hybriditätskonzept ist jedoch, dass diese Vorgänger nicht mehr zu identifizieren sind, da etwas völlig Neues entsteht. Barbara Dammers Beitrag *The Middle and Late Neolithic Tell of Uivar seen from a Ceramic Perspective* (2012)¹⁰² kann hierfür als Beispiel angeführt werden: Die Autorin beschreibt eine Amphore aus Uivar, Rumänien, und stellt bei der Analyse des Gefäßes Ähnlichkeiten mit der Szalkáhat Kultur sowie zur Vinča Kultur fest. Bemerkenswert ist, dass ungewöhnlicherweise eine Deckel zu der Amphore gehört:¹⁰³

[A] lid is not a characteristic trait of this culture; this might be an invention taken over from the Vinča Culture in which the combination of amphorae and prosopomorphic lids is canonical [...] The painted amphora with its lid can be considered as an example of a ceramic 'hybrid' between Szakáhat and Vinča, between the Hungarian Plain and the Balkans.¹⁰⁴

Die Autorin gibt hier an, sich auf Joseph Maran zu beziehen und zitiert als Rückverweis auch Bhabhas *The Location of Culture* (1994). Beiden Literaturangaben fehlen Seitenzahlen, und das Konzept der Hybridität wird nicht näher erläutert.¹⁰⁵ Bei der Verwendung des Begriffes Hybridität in diesem Zusammenhang wird dessen biologische Herkunft stark betont und mit der Vorstellung der kulturellen Vermischung in Zusammenhang gebracht. Hier ist auf den unter (1) angeführten Beitrag von van Dommelen und Rowlands zu verweisen, die mittels ihres Ansatzes der „hybrid practices“,¹⁰⁶ sogenannte hybride Objekte in der Wissenschaft überwinden wollen, die sich nur auf formale Charakteristika beschränken.¹⁰⁷

100 Bhabha 1984.

101 Webster 2003.

102 Dammers 2012.

103 Dammers 2012, 119–120.

104 Dammers 2012, 120.

105 Vgl. hierzu oben Stockhammers Annahme, dass Archäologen sich auf Bhabha lediglich im Rahmen eines kurzen Verweises beziehen.

106 Dommelen und Rowlands 2012, 28.

107 Dommelen und Rowlands 2012, 28.

4.5 Übersetzung des Hybriditätskonzeptes mittels eines neu definierten Hybriditätsbegriffs in der Archäologie

Stockhammer und sein Ansatz des *entanglements* oder der Verflechtung soll hier als Beispiel für die Neudefinition des Hybriditätskonzeptes dienen. In seinen Beitrag *Entangled pottery: phenomena of appropriation in the Late Bronze Age Eastern Mediterranean* (2012) merkt er an, dass Hybridität im postkolonialen Diskurs als politische Metapher verwendet wird.¹⁰⁸ Ebenso weist er auf den abwertenden biologischen Aspekt des Begriffes hin, sodass er den Begriff *entanglement* bzw. ‚Verflechtung‘ im Deutschen vorschlägt.¹⁰⁹ Er beschreibt die Vorteile und Vorgehensweise derart:

In both languages, these terms encapsulate aspects of agency, processualism and the creation of something new that is more than just the sum of parts. In order to analyze phenomena of entanglement, I will focus on the liminal spaces, which were probably never perceived as being liminal by prehistoric man. The creative potential of these liminal spaces often results in what I would like to call ‘entanglement.’¹¹⁰

Ferner unterscheidet der Autor zwischen der Aneignung von Objekten und der Aneignung sozialer Praktiken und Bedeutungen. Um das archäologische Material untersuchen zu können, definiert er drei Schritte im Rahmen des Prozesses der Aneignung und des *entanglement*. Hierzu gehört das Zusammentreffen von zwei Entitäten aus etischer Perspektive:

This moment of encounter [...] taking place in liminal spaces, which I visualize as situations and spaces that are not limited to a certain geographical area. I define liminal space as space of encounter, irrespective where this confrontation happens. This encounter can trigger a process, which results in what I would like to call the state of ‘relational entanglement.’¹¹¹

Der Übergang von Zusammentreffen zu *relational entanglement* wird durch Aneignung, Transformation und Objektifizierung begleitet. Ein angeeignetes Objekt ist jedoch noch kein *entangled object*, denn die Materialität bleibt unverändert. Der dritte Schritt, nämlich das *material entanglement*, führt zum *entangled object*:

At this point the creative energies originally released by the encounter and broadened within the process of appropriation, result in the creation of a new object that combines the familiar with the formerly foreign. Its materiality exhibits

108 Stockhammer 2012b, 89.

109 Stockhammer 2012b, 89.

110 Stockhammer 2012b, 89.

111 Stockhammer 2012b, 90.

that it is not the result of local continuities, but of changes triggered by encounter with otherness. It is more than just a sum of the entities from which it originated. It is an indissoluble combination of all of them – a cultural ‘Geflecht’ – and might be seen as a new entity.¹¹²

Diesen theoretischen und methodischen Ansatz wendet er auf Keramiken an, die er *Aegean-type pottery* nennt und die in der Levante an vier verschiedenen Orten und Kontexten gefunden wurden.¹¹³ Bei der Einzelbetrachtung der Kontexte unterscheidet der Autor, ob es sich lediglich um angeeignete Objekte handelt oder, wie er in einem Fall beweist, um ein *entangled object*.¹¹⁴ Des Weiteren hebt er hervor, dass eine solche Analyse in der Archäologie die Möglichkeit eröffnet, Erklärungsmodelle zu formulieren, die sich mit dem ‚warum‘ und ‚durch wen‘ bei der Aneignung von *Aegean-type pottery* beschäftigen.¹¹⁵

Im Gegensatz zu Knapp, Counts und Vives-Ferrándiz resultiert Stockhammers Übersetzung des Hybriditätskonzeptes auf den archäologischen Kontext in einer Neudefinition des Konzeptes. Dieser neu definierte Ansatz wird entpolitisiert, bleibt jedoch von Bhabhas Hybriditätsbegriff beeinflusst. So weisen seine *liminal spaces* in ihrer Bedeutung Ähnlichkeiten mit dem Dritten Raum auf. Bei dieser Neudefinition wird der politische Aspekt der Hybridität nicht auf die Antike übertragen. Ebenso überwindet er durch die veränderte Begriffswahl den biologischen Charakter des Hybriditätsbegriffs und positioniert sich dadurch gegen die Festschreibung hybrider Objekte, wie unter anderem Dammers sie beschreibt. Während Bhabha von einem Ungleichgewicht zwischen zwei Kulturen ausgeht, die aufeinander treffen, spielt dieser Aspekt bei Stockhammer durch seine Neudefinition keine Rolle.¹¹⁶ Im Vordergrund seines Ansatzes stehen ebenso wie bei Bhabha auch die Prozesse und sozialen Praktiken, die mit der Entstehung eines Objektes und dessen Verwendung verbunden sind.

5 Zusammenfassung

Bhabhas Konzepte der Hybridität, der Mimikry und des Dritten Raumes werden zwar ausschließlich im thematischen Bereich Kulturkontakt verwendet, jedoch unterscheiden sich die hier im Vordergrund stehenden elf vorgestellten Beiträge grundlegend in der Rezeption dieser Konzepte.

112 Stockhammer 2012b, 90.

113 Stockhammer 2012b, 90–91.

114 Stockhammer 2012b, 93–99.

115 Stockhammer 2012b, 100.

116 Vgl. oben Stockhammers Kritik an Knapp und dessen Vorgehen, Bhabhas Hybriditätskonzept bei jeglichem Kulturkontakt ohne Kolonialsituation zu übertragen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Bhabhas Konzepte der Hybridität, des Dritten Raumes und der Mimikry einen Nutzen für die Untersuchung archäologischer Befunde haben. Bhabhas freie Definitionen ermöglichen verschiedene Übersetzungen der Konzepte für die Archäologie.

Abschließend stellt sich die Frage, wie sinnvoll es ist, in der Archäologie auf Bhabhas Hybriditätskonzept zurückzugreifen. Die obige Darstellung zeigt bereits, dass Hybridität als Schlagwort mit einem kurzen Verweis auf Bhabha ohne Seitenzahlen (*name-dropping*) als wenig sinnvoll zu erachten ist. Ebenso sollte die Bezeichnung eines Objektes als ‚hybrid‘ vermieden werden, um eine kulturelle Vermischung von Elementen oder Symbolen aufzuzeigen, da dies dem biologischen Aspekt des Hybriditätsbegriff nahe kommt und nicht mit Bhabha assoziiert werden sollte. Auch sollte bedacht werden, dass Bhabhas Ansatz nicht nur den Rahmen einer Kolonialsituation mitbringt (siehe oben), sondern dass mit diesem Konzept auch ein bestimmter Kulturbegriff transportiert wird, der in den archäologischen Untersuchungen ohne eine gewisse Übersetzungsleistung nicht aufrecht erhalten werden kann. Für Bhabha sind Kulturen Kampfplätze, „in denen um Bedeutung und Macht gerungen wird.“¹¹⁷ Er lehnt einen holistischen Kulturbegriff ab und geht von zwei Dimensionen der Kultur aus – eine semiotisch-diskursive und eine räumlich-zeitliche Dimension.¹¹⁸

Abschließend soll in Anlehnung an Versluys auf den Artikel *Cold Fusion* (1996)¹¹⁹ von Nicholas Thomas aufmerksam gemacht werden,¹²⁰ welchen letzterer mit den Worten „[h]ybridity is almost a good idea, but not quite“¹²¹ beginnt. Mit diesem Satz spielt Thomas vermutlich auf die Ambivalenz der Mimikry als „almost the same, but not quite“ an, wie Bhabha sie vielfach in dem Essay *Of Mimicry and Men* (1984)¹²² bezeichnet.¹²³ Zu dieser Schlussfolgerung gelangt Thomas, der sich in seiner Publikation von 1991 für den Begriff *entanglement* entscheidet,¹²⁴ bereits im Jahre 1996 (Bhabhas vielzitiertes Sammelband erschien erstmals 1994).

117 Struve 2013, 41.

118 Struve 2013, 42. – Struve fasst Bhabhas Kulturbegriff wie folgt zusammen: „[D]er Bhabha'sche Kulturbegriff [ist] maßgeblich durch semiotische Prämissen gekennzeichnet, d. h. er funktioniert auf der Basis bedeutungsgenerierender Prozesse. Er bringt instabile, diskursive Subjekte hervor und bedingt ein neues Denken von Raum- und Zeitkonzeptionen. Wenn Kulturen diskursiv Bedeutungen generieren, sind sie als konstruiert und damit als historisch wandelbar zu verstehen. [...] Kulturen stehen [...] immer in Auseinandersetzung mit dem Anderen und entstehen erst in diesem Prozess: Die postkoloniale Perspektive ‚insistiert darauf, daß kulturelle und

politische Identitäten durch einen Prozeß der Alterität hindurch konstruiert werden‘ (Bhabha 2000, S. 261)“ (Struve 2013, 59).

119 Thomas 1996.

120 Verweis auf das Forschungsseminar „Beyond hybridity: innovation through translation in the Hellenistic and Roman oecumene.“ von Versluys am 19.04.2016 im Rahmen der Topoi Research Group B-4.

121 Thomas 1996, 9.

122 Bhabha 1984.

123 Bhabha 1984, 86, 89, 91, 92.

124 Vgl. Thomas 1991.

Ob man nun Bhabhas Ansatz der Hybridität als veraltet ansehen mag, ob man Schwierigkeiten in der Übersetzung auf materielle Hinterlassenschaften sieht und deswegen auf andere Begriffe und Konzepte zurückgreift, oder ob man Bhabhas Ansatz für die eigene Untersuchung neu definiert und lediglich das Vokabular auf den archäologischen Kontext übersetzt, bleibe einmal dahingestellt; wichtig ist die Erkenntnis, dass die hiermit verbundenen Begriffe und Konzepte eine Prägung transportieren, die nicht für jeden Kontext oder jedes einer Untersuchung zugrunde liegende Material zweckmäßig ist. Eine universelle Lösungsstrategie, um die Entstehung neuer Objekte und Formen im Kontext von kulturellen Kontakten zu beschreiben, ist somit weder sinnvoll noch erstrebenswert.

Bibliographie

Beck 2016

Tina Beck. *Perspektivenwechsel: Eine Reflexion archäologischen Arbeitens in Ägypten: Die lokalen Grabungsarbeiter des Asyut Project*. The Asyut Project 8. Wiesbaden: Harrassowitz, 2016.

Bernbeck und Pollock 2014

Reinhard Bernbeck und Susan Pollock. „Postkoloniale Archäologie“. In *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*. Hrsg. von D. Mölders und S. Wolfram. Münster: Waxmann, 2014, 209–213.

Bhabha 1984

Homi K. Bhabha. „Of Mimicry and Men: The Ambivalence of Colonial Discourse“. In *The Location of Culture*. London: Routledge, 1984, 85–92.

Bhabha 1992

Homi K. Bhabha. „The Other Question. Stereotype, Discrimination and the Discourse of Colonialism“. In *The Location of Culture*. London: Routledge, 1992, 66–84.

Bhabha 1994

Homi K. Bhabha. *The Location of Culture*. London und New York: Routledge, 1994.

Bhabha 2000

Homi K. Bhabha. *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg, 2000.

Bhabha 2007

Homi K. Bhabha. *The Location of Culture. With a New Preface by the Author*. 2007. Aufl. Bd. 1. Reprinted, Routledge Classics. London und New York: Routledge, 2007.

Counts 2009

Derek Counts. „Exploring Cultures in Contact: Postcolonial Models and Votive Religion in Ancient Cyprus“. In *Zypern – Insel im Schnittpunkt interkulturelle Kontakte. Adaption und Abgrenzung von der Spätbronzezeit bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. Symposium, Mainz 7.–8. Dezember 2006*. Hrsg. von R. Bol, K. Kleibl und S. Rogge. Münster: Waxmann, 2009, 33–47.

Croucher und Weiss 2011

Sarah K. Croucher und Lindsay Weiss. „The Archaeology of Capitalism in Colonial Contexts, an Introduction: Provincializing Historical Archaeology“. In *The Archaeology of Capitalism in Colonial Contexts. Postcolonial Historical Archaeologies*. Hrsg. von S. K. Croucher und L. Weiss. Contributions to Global Historical Archaeology. New York: Springer Science+Business Media LLC, 2011, 1–37.

Dammers 2012

Barbara Dammers. „The Middle and Late Neolithic Tell of Uivar seen from a Ceramic Perspective“. In *Tells: Social and Environmental Space. Proceedings of the International Workshop Socio-Environmental Dynamics over the Last 12000 Years: the Creation of Landscapes II in Kiel*. Hrsg. von R. Hofmann, F.-K. Moetz und J. Müller. Bonn: Habelt, 2012, 117–125.

Dommelen 2006

Peter van Dommelen. „Colonial Matters. Material Culture and Postcolonial Theory in Colonial Situations“. In *Handbook of Material Culture*. Hrsg. von C. Tilley, K. Webb, S. Küchler, M. Rowlands und P. Spyer. London und Los Angeles: Sage Publications, 2006, 104–124.

Dommelen und Rowlands 2012

Peter van Dommelen und Michael Rowlands. „Material Concerns and Colonial Encounters“. In *Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters*. Hrsg. von J. Maran und P. Stockhammer. Oxford: Oxbow Books, 2012, 20–31.

Fahlander 2007

Frederik Fahlander. „Third Space Encounters: Hybridity, Mimicry and Interstitial Practice“. In *Encounters, Materialities, Confrontations: Archaeologies of Social Space and Interaction*. Hrsg. von P. Cornell und F. Fahlander. Newcastle: Cambridge Scholar Press, 2007, 15–41.

Feldman 2006

Marian H. Feldman. *Diplomacy by Design: Luxury Arts and an 'International Style' in the Ancient Near East, 1400–1200 BCE*. Chicago: University of Chicago Press, 2006.

Hahn 2012

Hans P. Hahn. „Circulating Objects and the Power of Hybridization as a Localizing Strategy“. In *Conceptualizing Cultural Hybridization in Archaeology*. Hrsg. von P. Stockhammer. Berlin, Heidelberg und New York: Springer, 2012, 27–42.

Hofmann 2013

Kerstin P. Hofmann. „Hogbacks – Zeichen akkultrierter Migranten?“ In *Mobilität und Wissens-transfer in diachroner und interdisziplinärer Perspektive*. Hrsg. von E. Kaiser und W. Schier. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013, 173–208.

Hofmann 2015

Kerstin P. Hofmann. „(Post)Moderne Raumkonzepte und die Erforschung des Altertums“. *Geographica Antiqua* 23/24 (2015), 25–42.

Jiménez 2008

Alicia Jiménez. „A Critical Approach to the Concept of Resistance: New 'Traditional' Rituals and Objects in Funerary Contexts of Roman Baetica“. In *TRAC 2007: Proceedings of the Seventeenth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference*. Hrsg. von C. Fenwick, M. Wiggins und D. Wythe. Oxford: Oxbow Books, 2008, 15–30.

Knapp 2008

A. Bernard Knapp. *Prehistoric and Protohistoric Cyprus: Identity, Insularity, and Connectivity*. Oxford: Oxford University Press, 2008.

Knapp 2012

A. Bernard Knapp. „Matter of Fact: Transcultural Contacts in the Late Bronze Age Eastern Mediterranean“. In *Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters*. Hrsg. von J. Maran und P. Stockhammer. Oxford: Oxbow Books, 2012, 32–50.

Lydon und Rizvi 2010

Jane Lydon und Uzma Rizvi. „Introduction: Postcolonialism and Archaeology“. In *Handbook of Postcolonial Archaeology*. Hrsg. von J. Lydon und U. Rizvi. Walnut Creek: Left Coast Press, 2010, 17–33.

Mar Castro Varela und Dhawan 2005

María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan. *Postkoloniale Theorie: eine kritische Einführung*. Cultural Studies 36. Bielefeld: transcript, 2005.

Oyen 2012

Astrid van Oyen. „Knowledge Systems in the Production of Terra Sigillata. Moving Beyond the Local/ Global Paradox“. In *Landscape, Ethnicity and Identity in the Archaic Mediterranean Area*. Hrsg. von G. Cifani, S. Stoddart und S. Neil. Oxford: Oxbow Books, 2012, 267–286.

Papastergiadis 1997

Nikos Papastergiadis. „Tracing Hybridity in Theory“. In *Debating Cultural Hybridity: Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism*. Hrsg. von P. Werbner und T. Modood. London: Zed Books, 1997, 257–281.

Pitts und Versluys 2015

Martin Pitts und Miguel J. Versluys. „Globalisation and the Roman World: Perspectives and Opportunities“. In *Globalisation and the Roman World. World History, Connectivity and Material Culture*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 2015, 3–31.

Rutherford und Bhabha 1990

Jonathan Rutherford und Homi K. Bhabha. „Third Space: An Interview with Homi Bhabha“. In *Identity: Community, Culture, Difference*. Hrsg. von J. Rutherford. London: Lawrence & Wishart, 1990, 207–221.

Seshadri-Crooks und Bhabha 2000

Kaplana Seshadri-Crooks und Homi K. Bhabha. „Surviving Theory: A Conversation with Homi K. Bhabha“. In *The Pre-Occupation of Postcolonial Studies*. Hrsg. von F. Afzal-Khan und K. Seshadri-Crooks. Durham: Duke University Press, 2000, 369–379.

Singleton 2010

Theresa Singleton. „Slavery, Liberation, and Emancipation: Constructing a Postcolonial Archaeology of the African Diaspora“. In *Handbook of Postcolonial Archaeology*. Hrsg. von J. Lydon und U. Rizvi. Walnut Creek: Left Coast Press, 2010, 185–198.

Smith 2014

Stuart Smith. „Desert and River: Consumption and Colonial Entanglements in Roman and Late Antique Nubia“. In *Inside and Out: Interactions between Rome and the Peoples on the Arabian and Egyptian Frontiers in Late Antiquity*. Hrsg. von J. Dijkstra und G. Bevan. Leuven: Peeters, 2014, 91–109.

Stockhammer 2012a

Philipp Stockhammer. „Conceptualizing Cultural Hybridization in Archaeology“. In *Conceptualizing Cultural Hybridization: A Transdisciplinary Approach*. Hrsg. von P. Stockhammer. Berlin: Springer, 2012, 43–58.

Stockhammer 2012b

Philipp Stockhammer. „Entangled Pottery: Phenomena of Appropriation in the Late Bronze Age Eastern Mediterranean“. In *Materiality and Social Practice. Transformative Capacities of Intercultural Encounters*. Hrsg. von J. Maran und P. Stockhammer. Oxford: Oxbow Books, 2012, 89–103.

Struve 2013

Karen Struve. *Zur Aktualität von Homi K. Bhabha: Einleitung in sein Werk*. Aktuelle und klassische Sozial- und Kulturwissenschaftler|innen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2013.

Thomas 1996

Nicholas Thomas. „Cold Fusion“. *American Anthropologist* 98 (1996), 9–16.

Versluys 2014

Miguel J. Versluys. „‘Lost in the Hinterland?’ The Monument on Nemrud Dağı in Its Hellenistic Context“. In *Nemrud Dağı. Recent Archaeological Research and Preservation and Restoration Activities in the Tomb Sanctuary on Mount Nemrud*. Hrsg. von H. Brijder. Berlin und Boston: De Gruyter, 2014, 600–605.

Vives-Ferrándiz 2007

Jaime Vives-Ferrándiz. „Colonial Encounters and the Negotiation of Identities in South-East Iberia“. In *Mediterranean Crossroads*. Hrsg. von S. Antoniadou und A. Pace. Athen: Pierides Foundation, 2007, 537–562.

Vives-Ferrándiz 2012

Jaime Vives-Ferrándiz. „Changing Identities in a Changing Landscape: Social Dynamics of a Colonial Situation in Early Iron Age South-East Iberia“. In *Landscape, Ethnicity and Identity in the Archaic Mediterranean Area*. Hrsg. von G. Cifani, S. Stoddart und S. Neil. Oxford: Oxbow Books, 2012, 267–286.

Voskos und Knapp 2008

Ioannis Voskos und A. Bernard Knapp. „Cyprus at the End of the Late Bronze Age: Crisis and Colonization or Continuity and Hybridization?“ *American Journal of Archaeology* 112 (2008), 659–684.

Webster 2003

Jane Webster. „Art as Resistance and Negotiation“. *Roman Imperialism and Provincial Art* (2003), 24–52.

Weißköppel 2005

Cordula Weißköppel. „Hybridität – die Ethnographische Annäherung an ein Theoretisches Konzept“. In *Globalisierung im lokalen Kontext. Perspektiven und Konzepte von Handeln in Afrika*. Hrsg. von R. Loimeier, D. Neubert und C. Weißköppel. Münster: LIT Verlag, 2005, 312–347.

Young 1995

Robert Young. *Colonial Desire: Hybridity in Theory, Culture and Race*. London: Routledge, 1995.

Young 2001

Robert Young. *Postcolonialism: An Historical Introduction*. Oxford: Blackwell, 2001.

Tabellennachweis

1 Tina Beck.

TINA BECK

Tina Beck studierte von 2008 bis 2012 im Bachelorstudium Sozial- und Kulturanthropologie im Hauptfach und Ägyptologie im Nebenfach an der Freien Universität Berlin. Von 2013 bis 2015 absolvierte sie das Masterstudium am Ägyptologischen Seminar der Freien Universität Berlin. Seit 2015 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ägyptologischen Seminar der Freien Universität Berlin.

Tina Beck
Freie Universität Berlin
Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften
Ägyptologisches Seminar
Fabeckstraße 23–25
14195 Berlin, Deutschland
E-Mail: t.beck@fu-berlin.de

Katharina Philipowski

Das Ding aus zwei Artefakten oder: Handschriften und ihre Fragmente

Zusammenfassung

Unter den Fragmenten gibt es eine Gruppe, deren Bestimmung und Handhabung spezifische Probleme aufgibt, weil sich in ihrem Fall zwei Artefakte überlagern: Texte und Überlieferungsträger. Dabei bringt die handschriftliche Überlieferung einige Besonderheiten mit sich: Während der Druck einen Text in zahllosen identischen Exemplaren instanzieren [vervielfältigen] kann, ist in Handschriftenkulturen Textidentität zwischen verschiedenen materiellen Realisierungen von Text – also von verschiedenen Handschriften – eine nur theoretische Möglichkeit, insofern schon allein durch Abschreibebefehle vollständige Textidentität kaum je erreicht wird. Text und Material werden bei der Herstellung einer Handschrift für jedes Exemplar immer neu zusammengefügt. Dadurch werden mehr verschiedene Entstehungsszenarien von Fragmentarität möglich als im Falle von serieller und maschineller Produktion.

Keywords: Text; Medium; Handschrift; Fragment; Überlieferung

Among fragments there is a group whose categorization and treatment present specific problems, because they are a case of two artefacts overlapping: texts and vehicles of transmission. However, textual transmission by manuscript has some peculiarities: while the printing process made it possible to duplicate a text and create innumerable identical copies, in manuscript cultures an identical copy of a text – given the existence of varying material forms of the text, meaning varying manuscripts – is only a theoretical possibility, due to the fact that transcription errors alone made it almost impossible to create identical texts. The text and the material were juxtaposed in a novel way in each copy of a manuscript as it was created. This means there is a wider range of possible circumstances surrounding the creation of fragmentary texts than is the case in serial and mechanized production.

Keywords: Text; medium; manuscript; fragment; transmission

Ich danke den Universitätsbibliotheken Heidelberg und Basel, der Staatsbibliothek zu Berlin, der Fondation Martin Bodmer und der Burgerbibliothek Bern für die Erlaubnis, die

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objekt epistemologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Abbildungen abzdrukken. Die Nutzungsrechte liegen bei der jeweiligen Bibliothek.

Fragmente sind eine heikle heuristische Kategorie. Wann wir überhaupt von Fragmenten sprechen, was wir mit dem Begriff meinen, was nicht, und wie sich das konsistent begründen lässt, ist notorisch vage.¹ In vielen Fragen, die mit Fragmentarität zusammenhängen, gibt es keinen Konsens, etwa in der Frage, ob Fragmente nur aus Artefakten hervorgehen können oder ob auch natürliche Gegenstände wie Elefantenstoßzähne, Schädel oder Tropfsteine Fragmente sein oder werden können.² Vor allem aber weisen die Begrifflichkeiten, mit denen – zumindest in meinem Fach, der Altgermanistik – umgegangen wird, wenig Übereinstimmung auf. So ist es gängige Praxis der altgermanistischen Forschung, aus der meine Beispiele stammen, unvollständige Texte als Fragmente zu bezeichnen: Ulrich Wyss spricht etwa in Hinsicht auf Wolframs von Eschenbach *Titirel* von einem Fragment.³ Dem *Handschriftencensus* (einer Bestandsaufnahme der handschriftlichen Überlieferung deutschsprachiger Texte des Mittelalters)⁴ zufolge ist dieses Werk jedoch nur einmal als Fragment überliefert, nämlich in der Handschrift München, Universitätsbibliothek, 8° Cod. ms. 154 (Cim. 8ob), Fragm. II. Die beiden anderen Handschriften, die den *Titirel* überliefern,⁵ werden nicht als Fragmente, sondern als Codex ausgewiesen.

Es liegt auf der Hand, dass hier zwei verschiedene Fragmentbegriffe Verwendung finden. Dabei ist die Begriffsverwendung von Fragment zur Bezeichnung von Texten durchaus verbreitet. Wenn Irene Hänsch⁶ von *mittelalterlichen Fragmenten* schreibt, meint sie damit Texte wie den *Tristan* oder *Willehalm*. Und der unikal und anonym im Ambraser Heldenbuch überlieferte *Mantel* wird – ungeachtet der Intaktheit der Handschrift – landläufig auch als *Mantel-Fragment* bezeichnet.⁷ Nur selten findet sich eine explizite Differenzierung der verschiedenen Ebenen, auf denen Fragmentarität angesiedelt sein kann, wie die folgende:

- 1 Peter Strohschneider spricht in seinem Artikel davon, dass er in der Literaturwissenschaft „allermeist unterminologisch gebraucht“ werde (Strohschneider 2007, 624) und meiner Einschätzung nach dürfte die Einschränkung auf die Literaturwissenschaft sich als zu eng erweisen.
- 2 Natürliche Gegenstände können z. B. für Glenn Most Fragmente bilden: „Bislang habe ich, wenn ich von Fragmenten gesprochen habe, nur Textfragmente gemeint. Natürlich gibt es aber auch viele

Fragmente anderer Art – Fragmente von Statuen, Gemälden, Vasen, Musikstücken, Körpern usw.“ (Most 2011, 29).

3 Wyss 1974.

4 <http://www.handschriftencensus.de> (besucht am 14.08.2018).

5 München, Staatsbibl., Cgm 19 und Wien, Österr. Nationalbibl., Cod. Ser. nova 2663.

6 Hänsch 1982.

7 Beispielsweise bei Ansorge 2014.

Als ‚Fragment‘ soll hier ein zufällig entstandenes, d. h. kontingentes und nicht fingiertes, Bruchstück mittlerer Proportion und Größe gelten, das durch seine Bruchstellen auf eine spezifische (enigmatische) Weise auf ein ehemals Ganzes verweist. Zu unterscheiden sind fragmentarische Medien (ausgerissene oder zerschnittene Pergamentblätter), Texte (markiert durch syntaktisch unvollständige und abgebrochene Sätze sowie grammatische und narrative Vor- und Rückverweise, die ins Leere laufen) sowie Werke (Ausschnitte aus umfangreicheren Erzählungen, die auch oder sogar vorwiegend im Vortrag existierten).⁸

Offenbar legen vor allem die Bereiche von Literaturwissenschaft und Editionsphilologie unterschiedliche Fragmentbegriffe zugrunde. So wird im *Handschriftencensus* generell nach den Kategorien Codex, Fragment und Sonstiges unterschieden. Am Beispiel der Überlieferung des *Jüngerer Titirels* Albrechts, einer Vervollständigung des *Parzivals* Wolframs von Eschenbach von 1260/1275, lässt sich aufzeigen, wie komplex und voraussetzungsreich die Kategorie Fragmentarität ist. So wird die Überlieferung des Textes in der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek, cpg 141 vom *Handschriftencensus* nicht als Fragment ausgewiesen, obwohl das Ende des Textes unverkennbar abbricht (Abb. 1).

In der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek, cpg 729 wird sogar nur ein Auszug (Bl. 1^r–5^v) aus dem *Jüngerer Titirel* überliefert. Ausgewiesen wird er nicht als Fragment. Was also ist ein Fragment? Beispielsweise das Bruchstück Heidelberg, Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 1332 fol. 1^r (Abb. 2).

Ganz eindeutig ist diese Begriffsverwendung am Vorliegen einer materiellen Versehrung, einem Materialverlust, orientiert – der *Handschriftencensus* erfasst schließlich Handschriften, keine Texte.

So plausibel das sein mag, so besteht dennoch eine Unschärfe in der Handhabung; denn ab welchem Grad der Versehrung ist von Fragmentarität zu sprechen? Um im Beispiel der Überlieferung des *Jüngerer Titirels* zu bleiben: die Handschrift Berlin, Staatsbibl., Ms.germ.fol 475 überliefert einen vollständigen Text des *Jüngerer Titirels*, doch das letzte Blatt, 316^r (Abb. 3), liegt nur als Ausschnitt vor.

Da dieser Ausschnitt jedoch den Textabschluss enthält, der durch das dreimalige *Amen* eindeutig markiert ist, betrifft die materielle Versehrung des Blattes nicht den Text, sondern nur den Träger. Doch die Beschädigung ist zu gering, um die Handschrift zum Fragment zu machen. Von welchem Punkt an wäre sie umfassend und schwerwiegend genug dazu?

Das Anliegen des vorliegenden Beitrages ist es, darauf aufmerksam zu machen, dass die Begriffe ‚Vollständigkeit‘ und ‚Fragmentarität‘ überaus voraussetzungsreich und

8 Achnitz 2011, 135.

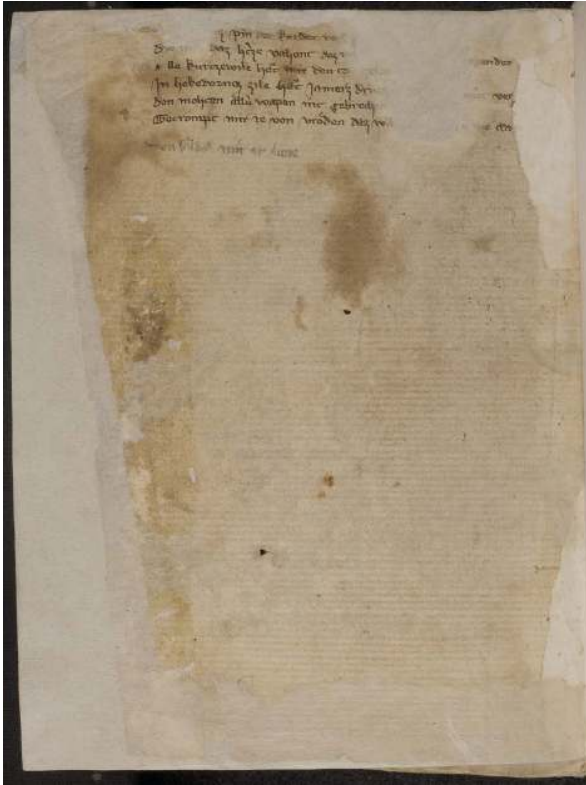


Abb. 1 Heidelberg, Universitätsbibliothek, cpg 141, f. 132^v (Albrecht von Scharfenberg: Jüngerer Tituel, 3. Viertel 14. Jahrhundert).

komplex sind, oder besser gesagt, dass die Befunde, zu deren Bezeichnung sie verwendet werden, so komplex sind, dass diese Begriffe genauer sein sollten als sie es sind. Weil die Verwendung von Begrifflichkeiten auch das Bewusstsein für die von ihnen bezeichneten Sachverhalte prägt, sollen auf den nächsten Seiten verschiedene Formen von Fragmentarität vorgestellt und die Begriffe Handschriftenfragment, Bruchstück, Textfragment und Werkfragment zur Differenzierung verschiedener Befunde und zur Sensibilisierung für deren Unterschiedlichkeit vorgeschlagen werden.

Um diese Differenzierung zu plausibilisieren, sollen im Vorfeld zunächst ein paar allgemeine Stichworte zur näheren Bestimmung von Fragmentarität genannt werden, die als theoretischer Ausgangspunkt dienen sollen. Ich gehe dazu von folgenden Voraussetzungen aus:⁹

9 Ausführlicher in: Philipowski 2013.

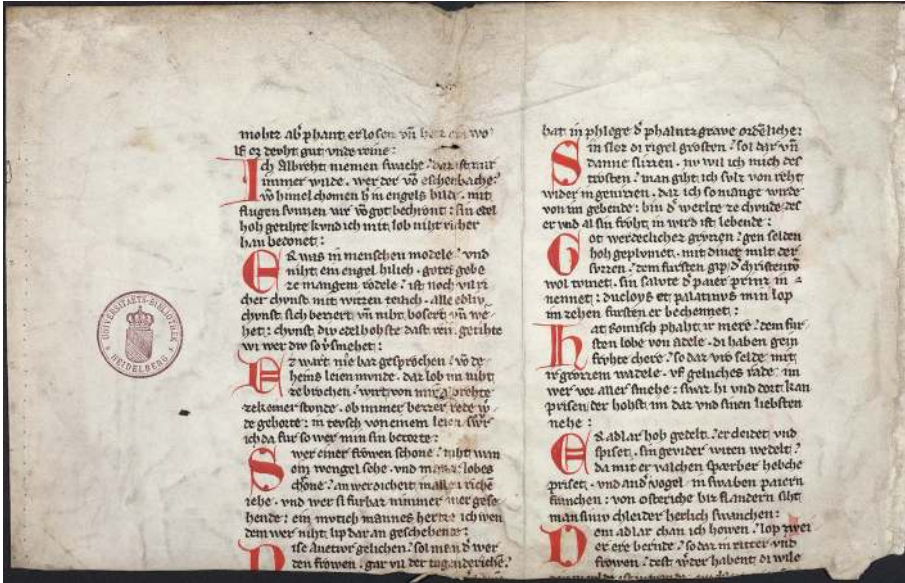


Abb. 2 Heidelberg, Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 1332, f. 1^r (Albrecht von Scharfenberg: Jüngerer Titurel, Verfasserfragment, 2. Hälfte 14. Jahrhundert).

I Materialität

Ein Fragment muss Materialität besitzen. Es

bedarf jedes Fragment zwingend der Materialität. Etwas Ungegenständliches wie eine Idee oder eine Emotion würde weder als vollständig, noch als unvollständig bezeichnet werden. Es bedarf einer räumlich und zeitlich dimensionierten Einheit, um in Bezug auf diese in einem nichtmetaphorischen Sinne von einem Fragment sprechen zu können: Ganz oder kaputt sind nur Dinge.¹⁰

10 Malcher u. a. 2013, 13. Auch Most gesteht Textfragmenten allein einen metaphorischen Status zu: „Texte können Fragmente sein, aber nur im metaphorischen Sinn. Was wir metaphorisch ein Textfragment nennen, ist in Wirklichkeit ein unvollkommenes Zitat, unvollständig entweder, weil es vollständig gedacht war, der stoffliche Träger je-

doch beschädigt wurde (z. B. ist es nur auf einem Papyrusstück vorhanden), oder weil es schon immer als unvollständiges Zitat gedacht war (z. B. im Fall eines Zitates oder Exzerpts durch einen späteren Autor) und zufälligerweise keine anderen, vollkommeneren Zitate davon überlebt haben“ (Most 2011, 30).

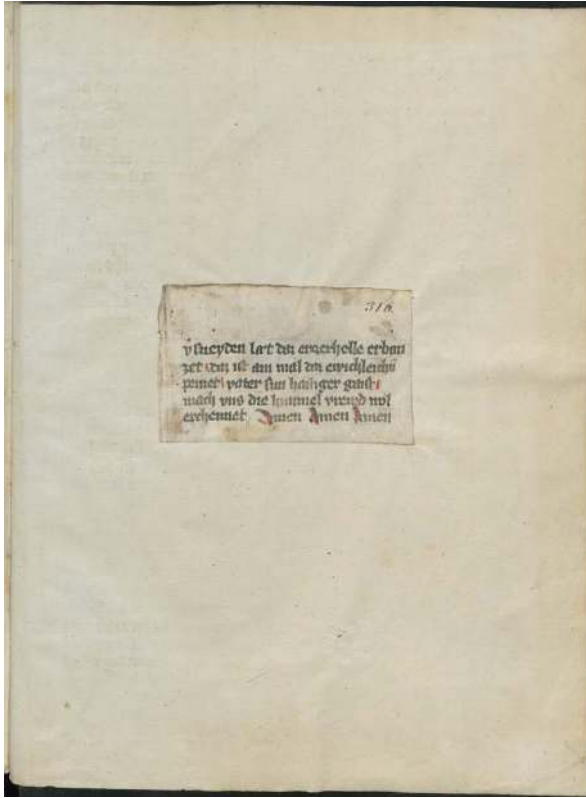


Abb. 3 Staatsbibliothek zu Berlin, Ms.germ.fol. 475, f. 316^r (Albrecht von Scharfenberg; Jüngerer Titulrel, 2. Hälfte 14. Jahrhundert).

2 Äußerlichkeit/Sichtbarkeit

Fragmentarität ist ein Merkmal, genauer: eine Verletzung und Beschädigung der äußeren Form. Eine Beschädigung, die als solche nicht unmittelbar wahrgenommen werden kann oder sich nicht auf die äußere Form auswirkt, wird nicht als Fragmentarität bezeichnet. Das gilt beispielsweise für eine vom Holzwurm innerlich zerfressene Holzskulptur. Auch ein Bruchstück eines Stoßzahnes könnte als Fragment bezeichnet werden, ein äußerlich intakter, aber innerlich verletzter Stoßzahn aber kaum.

3 Kontingenz der Form

Fragmente sind kontingente Formen, sie entstehen gewaltsam und/oder zufällig:

Es ist Fragmenten eigen, dass sie als Artefakte intendierte Gegenstände sind,

dass im Verweis auf eine Ganzheit aber zugleich – und im Sinne ihrer Entstehungsbedingungen – Kontingenzen und Zufälle eine Rolle spielen [...]. Das gilt selbst dann, wenn Fragmente Ergebnis zielgerichteten Handelns sind.¹¹

Diese Bestimmung ist notwendig, um Fragmente einerseits von Teilen unterscheiden zu können, beziehungsweise um zu verstehen, warum Teile (von Artefakten) in aller Regel nicht als Fragmente aufgefasst werden. Denn Teile besitzen durch ihre Form und die Funktion, die ihnen zugewiesen wird, eine Selbstständigkeit, die sich oft in einem eigenen Namen niederschlägt. Teile, die eine eigene Form und eine eigene Funktion haben, heißen zum Beispiel Zahn, Deckel, Lehne, Griff, Hörer, Sockel oder Henkel. Je intakter und selbstständiger die Form eines beschädigten Artefaktes ist, desto wahrscheinlicher wird es entsprechend dieser Form benannt. Der Kopf einer Statue würde folglich als Kopf und nicht als Fragment einer Statue bezeichnet werden und ein sauber aus einer Handschrift herausgetrenntes Pergamentblatt würde entsprechend eher Blatt denn Fragment genannt werden.

Fragmente sind andererseits aufgrund ihrer notwendig kontingenten Entstehung von absichtsvoll herbeigeführten, neuen und als neuen dann auch ‚vollständigen‘ Formen wie Scheiben, Würfeln oder Brettern zu unterscheiden.

Daraus ergibt sich die Frage, ob Fragmente absichtsvoll hergestellt werden können. Denn wer einem Gegenstand eine bestimmte Form verleiht, handelt zielgerichtet und zerbricht diesen nicht gewaltsam, wie es der Begriff des Fragments oder Bruchstückes ja impliziert. Deshalb können zwar Pergamentstreifen, die zur Verstärkung eines Buchrückens aus einer Pergamenthandschrift geschnitten werden, von den Philologen, die sie später auffinden, als Fragmente jener Texte, die sie überliefern, bezeichnet werden. Derjenige, der sie als Makulatur verwendet, hat aber Buchrücken und keine Fragmente hergestellt.

Für die Geschichte der ästhetischen Theorie kommt dem absichtsvoll geschaffenen Fragment allerdings eine zentrale Rolle zu. In der Auseinandersetzung mit dem Fragmentarischen entstehen intendierte, gemachte Fragmente im Zuge der Abgrenzung gegenüber einer mimetischen Darstellungspraxis:

Die Modernen positivieren das scheinbar ex negativo definierte Fragment als Inbild ästhetischer Autonomisierung: als agens der Befreiung vom Kanon der Überlieferung und des herrschenden Publikumsgeschmacks, vom Wirkungs- und Sinnzusammenhang einer (dem Kunstwerk abgeforderten) Ganzheit. Die

11 Malcher u. a. 2013, 16. „Das lateinische Wort *fragmentum* bezeichnet, wie auch die entsprechenden griechischen Wörter *apospasmata*, *spasmata*, *apoklasmata* und *klasmata*, Einzel- und Bruchteile von Ge-

genständen wie Nahrungsmittel oder Textilien – interessanterweise betonen alle diese Wörter etymologisch die Gewalt, durch die die Fragmente zustande kamen“ (Most 2011, 30).

Emanzipation der Elementarteile eines Kunstwerks (der Farbe, des Klangs, des Morphems oder des Buchstabens) mündet darin, dieses Partielle, Einzelne zu dessen Signum und Definiens zu erheben.¹²

Dem lateinischen Begriff *frangere* zufolge wären solche Artefakte jedoch nicht als Fragmente zu verstehen, weil an ihnen keine Ganzheit zerbrochen, zerstört oder unvollständig ist.¹³ Für die folgenden Ausführungen spielen ästhetische Fragmente keine Rolle.

4 Relevanz

Fragmenten kommt immer Relevanz zu. Bedeutungslose unvollständige Gegenstände würden nicht als Fragmente, sondern als Abfall und Müll bezeichnet werden.¹⁴ Bereits der Begriffsverwendung *Fragment* ist also eine spezifische Bedeutungszuschreibung immer schon implizit.¹⁵ Es ist diese Bedeutsamkeit als materielles Zeugnis für etwas Verlorenes – dessen Existenz das Fragment dokumentiert – auf das der Reiz des Fragments zurückgeht. Wo es seine Materialität einbüßt (wie in der Photographie) wird es durch das neue Medium seinerseits bezeugt, vom Dokumentierenden zum Dokumentierten.¹⁶

[...] das mechanisch reproduzierte einmalige Fragment verliert als Photographie, schwarzweiß, genau das, was es als Fragment ausmacht. Es ist nur noch Abklatsch seiner selbst, nicht einmal mehr Fragment, sondern nur noch Zeigeding des Finders. Für wissenschaftliche Zwecke sind diese Abbilder nicht tauglich und das, was ihre Faszination ausmacht, was die Sucht des Philologen weckt, ist in der gräulichen Photographie nicht mehr zu sehen.¹⁷

12 Fetscher 2001, 552.

13 Und entsprechend würde auch das offene Ende des *Parzival* diesen nicht zu einem Fragment machen. Einen fragmentarischen Charakter behauptet Ruth Sassenhausen: „Wolfram berührt damit, dass er den Schluss seines Werkes offen ausklingen lässt, eine menschliche Grunderfahrung, die Erfahrung, dass der Weg zu einer gefestigten Identität mit Auseinandersetzungen und Rückschlägen verbunden sein kann und gleichzeitig stets in die Zukunft weisend, progressiv ist. Der fragmentarische Charakter der Loheranringgeschichte trägt dem Rechnung, insofern der Mensch immer ein Suchender und damit

ein Fragender bleiben wird“ (Sassenhausen 2005, 584).

14 Malcher u. a. 2013.

15 Auch Most weist darauf hin, dass der Begriff ‚Fragment‘ mit einer emotionalen Tönung versehen ist, „die Verlust, Verletzung und Entbehrung konnotiert, im Gegensatz zu partiellen Synonymen wie ‚Teil‘, ‚Exzerpt‘ und ‚Zitat‘; bei denen dies überhaupt nicht der Fall ist“ (Most 2011, 36).

16 Ob es deshalb, wie Mireille Schnyder behauptet, für wissenschaftliche Zwecke untauglich ist, mag dahingestellt sein.

17 Schnyder 2002, 304.

4.1 Ursprüngliche/intendierte und imaginierte Vollständigkeit

Fragmente werden als solche erkannt und bezeichnet immer mit und in Bezug auf den nicht (mehr) oder noch nicht vorhandenen ganzen Gegenstand, aus dem das Fragment hervorgegangen ist oder der das Fragment einst werden sollte:

Der Begriff des Fragments ist ein *relationaler* Begriff, in dem Sinne, dass – explizit oder implizit – immer ein Bezug zu einem anderen Gegenstand hergestellt wird, wenn gesagt wird, etwas sei ein Fragment. Ein Fragment ist stets ein Fragment *von etwas anderem* bzw. *in Bezug auf etwas anderes*.¹⁸

Im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* wird der Fragmentbegriff in einer seiner beiden Bedeutungen (nämlich Bruchstück eines Textes und unvollendeter Text) im Rahmen des Artikels zu *Werk* verwendet: „Texte, allgemeiner Kunstgebilde, die vom Urheber nicht vollendet oder die durch die Überlieferung verstümmelt wurden, bezeichnet man im Gegensatz dazu [zu Werken] als FRAGMENTE.“¹⁹ Die Feststellung von Fragmentarität setzt also immer schon eine imaginäre Vervollständigungsleistung auf Seiten des Betrachters voraus, aus der der Zustand der Unvollständigkeit, der erst erlaubt, von einem Fragment zu sprechen, erschlossen wird. In diesem Sinne bezeichnet Eberhard Ostermann die Metapher des Fragments als eine „verdeckte Totalitätskategorie, da sie die Vorstellung des Ganzen auf latente Weise mitreflektiert.“²⁰

Das bedeutet aber auch, dass aus dem Fragment eine Vorstellung von dem unversehrten, vollständigen Gegenstand gewonnen werden muss, von dem ausgehend das Fragment dann als solches verstanden und bezeichnet werden kann. Fragmentarität ist also kein primärer, sondern immer ein abgeleiteter, ein erschlossener Zustand.

Und aus diesem – an sich trivialen – Sachverhalt kann sich ein Problem ergeben. Hänsch bezeichnet es als „die zentrale Frage der Fragmentdiskussion, von welchem Vollständigkeitsbegriff aus ein Werk als fragmentarisch zu bestimmen ist.“²¹ Die Feststellung von Vollständigkeit kann sich (auch aufgrund einer in aller Regel fehlenden Autorisierung²² eines Textes durch seinen Autor) als überaus problematisch erweisen.²³

18 Reicher-Marek 2013, 223, Hervorhebungen im Original.

19 Thomé 2007, 832, Hervorhebung im Original.

20 Ostermann 1991, 190.

21 Hänsch 1982, 52.

22 „Ein Gegenstand ist ein Werk-Fragment genau dann, wenn in der Entstehungsgeschichte des Gegenstandes kein endgültiger mereologisch geschlossener Anerkennungsakt stattgefunden hat“ (Reicher-Marek 2013, 231).

23 Strohschneider 2007, 624–625: „Allgemeine Kriterien, nach denen Fragmentarizität je gattungs- oder epochenspezifisch historisch konkret zu bestimmen wäre, existieren bislang offenbar nicht: Dies nicht allein wegen der Vielfältigkeit und jeweiligen Besonderheit des Überlieferten, sondern vor allem, weil jeder Fragmentbegriff – nach der Beziehungsregel von Teil und Ganzem – Standards für textuelle Vollständigkeit voraussetzt [...]“

Hänsch verlagert den Autorisierungsakt in die Rezeption. Was vollständig und was unvollständig ist, würde damit zur Sache der Zuschreibung und Aushandlung:

Die Kennzeichnung eines Werks als fragmentarisch oder als vollendet ist ein Akt der Rezeption, einerseits der begründenden, argumentierenden wissenschaftlichen Rezeption, andererseits des Leserverständnisses, bzw. der Rezeption durch die Fortsetzer. Letztere ist wiederum Kriterium und Argument der ersten.²⁴

Allerdings lässt sich beobachten, dass unvollständige Texte in vielen Fällen weiter gedichtet und nachträglich abgeschlossen worden sind. Sind also innerhalb der mittelhochdeutschen Textkultur auch keine expliziten Autorisierungen vorhanden, so ist die Wahrnehmung von Unabgeschlossenheit doch nachweisbar: Ulrich von Türheim schreibt eine Fortsetzung des unvollständigen *Willehalm*s Wolframs von Eschenbach und eine Fortsetzung des *Tristans* Gottfrieds von Straßburg, zu dem es sogar noch eine zweite Fortsetzung gibt, nämlich die des Heinrich von Freiberg:

Der Umgang mit fragmentarischen Texten im Mittelalter zeigt, dass diese als unvollendet aufgefasst werden, denn sie werden oft zu einem späteren Zeitpunkt von einem anderen Autor weitergedichtet und mit einem Schluss versehen, so dass die Forderung nach ‚Geschlossenheit‘ der Dichtung nachträglich erfüllt wird. Die Fragmenthaftigkeit der Dichtung wird also als Mangel, nicht als ästhetische Absicht betrachtet.²⁵

Das erkennbare Bestreben nach Ergänzung, Fortsetzung und Vervollständigung von Texten²⁶ macht es jedoch nicht leichter, Vollständigkeit zu bestimmen, sondern eher noch schwerer. Denn es werden nicht nur unabgeschlossene Texte vervollständigt, sondern auch abgeschlossene weiter erzählt oder mit einer Vorgeschichte versehen. Und das macht die Bestimmung von Vollständigkeit und Abgeschlossenheit und im Umkehrschluss von Unvollständigkeit und Unabgeschlossenheit kompliziert – was wiederum konkrete Auswirkungen auf die Anwendbarkeit des Fragmentbegriffes hat.²⁷

24 Hänsch 1982, 49.

25 Sassenhausen 2005, 573; vgl. z. B. Strohschneider 1991.

26 Vgl. dazu auch den Band Bumke und Peters 2005.

27 In diesen Zusammenhang gehört auch ein Befund, auf den Stephan Müller hinweist, nämlich auf überlieferte Texte, die womöglich gar nicht darauf abzielen, Text zu überliefern:
„Ich plädiere damit zunächst für eine idealtypische Differenz zwischen intendierten Überlieferungs-

formen, die auf eine Bewahrung und Verbreitung von Texten abzielt und nichtintendierten Überlieferungsformen, bei denen die Benutzung der Schrift in speziellen Verwendungssituationen dazu führt, dass uns etwas überliefert ist, ohne dass das die eigentliche Absicht wäre. Vor dem Hintergrund dieser Differenz muss man dann die Erwartungen gegenüber diesen Überlieferungsformen spezifizieren. Ein Beispiel, das in vorliegendem Zusammenhang zentral ist: Die Überlieferung, die überliefern will, ist

Um ein Beispiel dafür zu geben: von vielen Autoren mittelhochdeutscher Lieder sind Texte in stark abweichender Form überliefert. Diese Abweichungen betreffen sowohl den Wortlaut als auch Reihenfolge und Anzahl der einzelnen Strophen. Das Lied *Der lange suoze kumber mîn* Reinmars des Alten, der Ende des 12. Jahrhunderts dichtete, wird von fünf Handschriften überliefert und von jeder anders: A²⁸ überliefert die Strophen in der Reihenfolge 1, 2, 3, 6, 5, wobei sich die Zählung entsprechend der Reihenfolge der Strophen in der Edition ergibt, die der Handschrift C folgt. b²⁹ überliefert das Lied mit der Reihenfolge 1, 2, 3, 6, 4, C³⁰ mit der Reihenfolge 1–6, E³¹ mit der Reihenfolge 1, 6, 2, 3, 4, 5. Die Handschrift m³² überliefert nur die Strophe 4 und von der Strophe 5 nur die ersten beiden Verse. Eine Beschädigung des Blattes liegt dabei nicht vor – der Schreiber hat die verso-, also die Rückseite des Blattes drei bis zum Ende vollgeschrieben und seine Eintragung der unvollständigen Strophe dann auf der nächsten Seite, dem Blatt vier – aus welchen Gründen auch immer – nicht fortgesetzt. Ist das Lied in m also ein Fragment?

Auch in der Überlieferung von Liedern zeigt sich, dass Texte oft keine feste Form haben, dass aber die Schreiber, beziehungsweise Redaktoren von Handschriften, dennoch die Unvollständigkeit der Überlieferung ins Kalkül stellten. So könnte es sich erklären, dass in der umfassendsten handschriftlichen Sammlung mittelhochdeutscher Minnelieder, der Großen Heidelberger Liederhandschrift, immer wieder Raum ausgespart worden ist, womöglich um Nachträge vornehmen zu können (Abb. 4).

Ganz unverkennbar ist das betreffende Lied in der Handschrift als unvollständig ausgewiesen. Und da der Raum leer bleibt, ist es im Rahmen der Handschrift faktisch unvollständig. Dennoch würde es niemand als Fragment bezeichnen, wohl auch deshalb, weil das Kriterium III. hier nicht vorliegt: die Gestalt des Textes mag unvollständig sein und die Unvollständigkeit ist nicht vom Schreiber hergestellt, aber sie ist auch keine kontingente oder willkürliche.

ehrer auf Vollständigkeit der Texte angelegt, auf eine Abgeschlossenheit. Für eine Überlieferung, die nur als Nebenprodukt einer schriftgebundenen Performanz auf uns gekommen ist, sieht das anders aus; sie steht für Schreibprozesse, die anderen pragmatischen Regeln (wie jenen der Seitengestalt) folgen und für die die ‚Unvollständigkeit‘ der so aufgeschriebenen Texte kein Merkmal ist, das [...] etwa mit dem Begriff der ‚Fragmentarität‘ zu beschreiben wäre“ (Müller 2013, 72).

- 28 Kleine Heidelberger Liederhandschrift, Universitätsbibliothek Heidelberg cpg. 357, Pergament, um 1275. Alle Angaben aus: Moser und Tervooren 1988.
29 Gruppe von Liedern Reinmars, die in der Weingart-

ner Liederhandschrift in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, HB XIII poetae germanici 1. Pergament, um 1300, unmittelbar hinter Morungen folgt.

- 30 Große Heidelberger Liederhandschrift cpg. 848. Pergament, Anfang 14. Jahrhundert.
31 Würzburger Liederhandschrift, Universitätsbibliothek München 2° Cod. ms. 731. Pergament, Mitte des 14. Jahrhunderts.
32 Staatsbibliothek zu Berlin, Ms.germ.qu. 795, Mörsersche Bruchstücke einer niederdeutschen Liederhandschrift, Pergament, Anfang oder 1. Viertel 15. Jahrhundert.

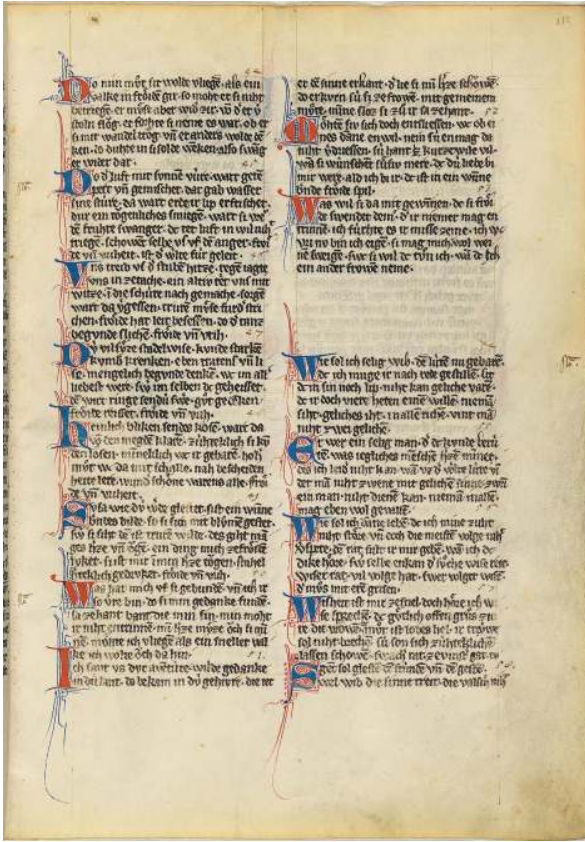


Abb. 4 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 848, f. 112^r (Burkart von Hohenfels: Lieder, 1300–1340).

An all diesen Beispielen wird deutlich, dass im Falle von Text-Fragmenten der Sachverhalt von Fragmentarität offenbar oft uneindeutig und schwieriger zu bestimmen ist als im Falle anderer fragmentierter Gegenstände.

Das ist darauf zurück zu führen, dass sich in ihrem Fall stets zwei Artefakte³³ überlagern, die einerseits selbstständig sind und unabhängig voneinander existieren können, aber gleichzeitig nur gemeinsam jenen spezifischen Typus von Ding produzieren, um den es im Folgenden geht, nämlich Handschriften. Während Texte auch nicht-schriftgestützt entstehen und rein mündlich überliefert werden können (Schrift also durchaus keine notwendige Bedingung für Text darstellt), bedürfen schriftliche Texte stets materieller Medien. Aber Texte und die Medien, die sie überliefern, sind nicht

33 Zumindest, wenn man bereit ist, nicht-schriftgestützte Texte für Artefakte zu halten und den Begriff des Artefakts nicht für materielle Dinge

reserviert. Vgl. hierzu den Artikel von Tsouparopoulou und Meier 2015, 51–53.

identisch. Vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene Artefakte: um das Artefakt, das als Medium eines Textes hergestellt wird:³⁴ Tontafeln, Papyrus, Pergament, Papier auf der einen Seite und um den Text, der durch das Medium materialisiert wird.³⁵ Gleiches gilt für Artefakte, die nicht als Medien zur Textüberlieferung geschaffen, aber dennoch für sie genutzt wurden, etwa Ostraka. Auch hier überlagern sich zwei Artefakte, ein Gebrauchsgegenstand und ein Text. Dass für den Prozess der Materialisierung von Text auch Schrift³⁶ – gleichsam als drittes Artefakt – eine intrikate Rolle spielt, mag an dieser Stelle ausgeklammert bleiben.

Wenn Texte in Kulturen, die – wie die mittelalterliche abendländische Kultur bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts – noch keine Drucktechnik kennen, handschriftlich überliefert werden, gehen sie eine Gemeinschaft mit ihrem Überlieferungsträger ein und dieser ist im Falle von Handschriften ein besonderer. Denn auf Materialität angewiesen ist zwar abgesehen von durch Aussparung geschriebener Schrift (vgl. Anm. 36) jeder schriftliche Text zu jeder Zeit, mag diese Materialität auch nur in der Hardware eines e-book-readers bestehen. Der Unterschied liegt bei handschriftlicher Überlieferung im Aspekt der Vervielfältigung. Denn während seit der Erfindung, beziehungsweise der Verbreitung der Drucktechnik ein einziger Text in zahllosen weitgehend identischen Instanziierungen vorliegen kann, ist in Handschriftenkulturen Textidentität zwischen verschiedenen materiellen Realisierungen von Text – also verschiedenen Handschriften – eine nur theoretische Möglichkeit, insofern schon allein aufgrund von Abschreibefehlern vollständige Textidentität kaum je erreicht wird. Doch selbst wenn die Texte mehrerer Handschriften wortwörtlich miteinander übereinstimmen würden, so würden sich die Codices, die diese Texte überliefern, doch materiell, also in Hinsicht auf Pergament- oder Papierqualität, Größe, Umfang, Tinte, Layout, Schrift, Einband, Farbverwendung und gegebenenfalls Bebilderung, Paratexte wie Register und vor allem die Zusammenstellung von Textverbänden, also Überlieferungsgemeinschaften, unterscheiden. Denn Handschriften werden in aller Regel nicht seriell, sondern okkasionell hergestellt, das heißt, sie entstehen dann, wenn ihre Herstellung aus einem spezifischen Anlass heraus in Auftrag gegeben wird.

34 Ausgeklammert sind hier natürliche Gegenstände, die als Medien schriftlicher Texte dienen können, aber in deren Überlieferung eine Ausnahme darstellen.

35 Eine ähnliche Unterscheidung nimmt Most vor; er spricht von verbalen und materiellen Fragmenten: „Verbale Fragmente überleben entweder, weil sie von nachfolgenden Autoren zitiert werden, die dann selbst in Teilen oder vollständig überleben (in-

direkte Überlieferung), oder weil das Material, auf dem sie geschrieben waren (Papyrus, Pergament, Ton, Stein) nur bruchstückhaft überlebt hat (direkte Überlieferung) – oder aus einer Kombination von beiden Möglichkeiten“ (Most 2011, 30).

36 Und Schrift ist nicht zwingend an Materialität gebunden, man denke nur an Inschriften, die in ein materielles Medium eingegraben (also als Aussparung in es eingeschrieben) sind.

Das bedeutet auch, dass bei der Herstellung einer Handschrift stets verschiedene Aspekte, was den konkreten beabsichtigten Gebrauch der Handschrift angeht, diese maßgeblich beeinflussen:³⁷ Wer gibt die Handschrift wo und bei wem wofür in Auftrag? Entsteht sie in einem professionellen Skriptorium, am Hof oder im Kloster, wird die Handschrift primär zum privaten oder gemeinschaftlichen Gebrauch oder zu Repräsentationszwecken hergestellt, handelt es sich um ein Gebetbuch, ein Hausbuch, Lehrbuch, ein Liebhaberstück oder ein Herrschaftssymbol?

Jede einzelne Handschrift entsteht aus einer je eigenen Entstehungssituation, denn fast jede wird durch den Auftrag eines Einzelnen ins Leben gerufen und für eine je eigene Gebrauchssituation geschaffen, was ihre Ausstattung und Einrichtung maßgeblich prägt.

Daraus folgt, dass der Text und sein Medium im Rahmen der Herstellung einer Handschrift, also für, beziehungsweise in jeder einzelnen Handschrift, immer jeweils neu und eigens zusammengefügt werden. Sie werden nicht einmal und ein für alle Mal eingerichtet und dann in zahlreichen Kopien vervielfältigt, die diese einmal gewählte Einrichtung reproduzieren, sondern für jedes einzelne Exemplar immer wieder neu miteinander verbunden. Und dadurch werden ungleich mehr verschiedene Entstehungsszenarien von Fragmentarität möglich als im Falle von serieller und maschineller Produktion. Was das für das Phänomen Fragmentarität bedeutet, soll an einigen wenigen Beispielen gezeigt werden.

Das Blatt 8^r einer *Sachsenspiegel*-Handschrift mit der Signatur cp 470 (Abb. 5) vom Anfang des 14. Jahrhunderts zeigt, dass hier zwar das Medium des Textes versehrt und beschnitten ist, also das Pergament, nicht aber der Text selbst, der der Fragmentierung des Blattes nachträglich aufgeschrieben worden ist. Landläufig würde man sagen, dass die Handschrift beschädigt ist und damit in diesem speziellen Falle allein das Medium meinen – der Text ist unversehrt und vollständig.

Anders ist der Befund dort, wo die Fragmentierung der Handschrift nach der Beschriftung stattfindet, denn dann wird der Text natürlich mit-fragmentiert (Abb. 6).

Spricht man hier von einer fragmentierten Handschrift, ist tatsächlich der Text mit-betroffen.

Kompliziert wird diese Form der Fragmentierung im Falle unikalischer Überlieferung, dann also, wenn der Text nur von einer einzigen Handschrift überliefert wird. Ist nämlich diese eine und einzige Handschrift beschädigt und folglich unvollständig, dann lässt sich zwischen der Unvollständigkeit des Mediums und der des Textes nicht mehr unterscheiden – die Fragmentarität des Mediums führt zu einer Fragmentierung des

37 Vgl. z. B. Ott 1984.

Textes, und zwar nicht allein zu der des Textes *dieser* Handschrift, sondern zur Fragmentierung des Werkes als Ganzem, wenn man das Werk als die Summe und Gesamtheit der Überlieferungszeugen eines Textes verstehen will.

Während nun die Beschädigung einer Handschrift sich auf den ersten Blick erkennen lässt, unabhängig davon, ob sie den Text mitbeschädigt oder nicht, ergibt sich ein besonderes Problem für die Bestimmung von Fragmentarität aus dem Prozess des Abschreibens: die mittelalterliche Handschriftenkultur ist eine Abschreibekultur – das heißt, dass Texte wieder und wieder aus Vorlagen abgeschrieben werden und die Abschriften dann selbst zu Vorlagen weiterer Abschriften werden können. In vielen Fällen wird der Text dabei verändert, er wird gekürzt, erweitert, kompiliert oder erhält eine Vorgeschichte, eine Fortsetzung oder einen anderen Schluss. Deshalb können beispielweise Lieder, wie oben gezeigt, in so unterschiedlicher Form überliefert sein wie *Der lange suozer kumber mîn* Reinmars des Alten.

In anderen Fällen aber wird der Text akkurat und offenbar mit dem Ziel der Wortwörtlichkeit abgeschrieben. Doch auch dann ändert sich durch die Abschrift immer noch der Träger.

Und das ist der wesentliche Unterschied zwischen Handschriften und Drucken. Denn jede Handschrift ist ein Unikat, jede ist ein Einzelstück in Hinsicht auf Einrichtung, Schrift, Einband, Layout, Farbe, selbst wenn sie einen Text enthalten würde, der in gleichem Wortlaut von vielen anderen Handschriften überliefert wird. Es ist ihre Materialität, nicht ihr Text, der die Handschrift vom gedruckten Buch unterscheidet.

Wenn nun der Text einer unvollständigen Handschrift mit dem Ziel einer vollständigen Kopie abgeschrieben wird, muss die Unvollständigkeit der Vorlage sichtbar gemacht werden, um die Abschrift als unvollständig auszuweisen. Dieser Ausweis von Unvollständigkeit ist allerdings im Rahmen der volkssprachigen Textkultur des Mittelalters schwer zu realisieren.

Zunächst einmal ist die Intaktheit der Handschrift die Voraussetzung dafür, die Unvollständigkeit des Textes sichtbar machen zu können:

Das textuell fragmentierte benötigt also einen intakten materiellen Träger, auf dem es *als* Fragmentiertes präsentiert wird, auf dem seine Ränder, seine Kanten *als* Bruchkanten ausgestellt werden. Das unterscheidet Textfragmente von materiellen Fragmenten. Ein Torso, eine Scherbe benötigt einen solchen Träger durchaus nicht.³⁸

Abbildung 7 zeigt die letzten Verse des Epos *Arabel*, überliefert in einer Heidelberger Handschrift, deren Schreiber sich ganz offensichtlich bemüht, durch die Aussparung

38 Glauch 2013, 56, Hervorhebungen im Original.

von Leerzeilen³⁹ die Unvollständigkeit einer Vorlage auszuweisen, womöglich, um fehlende Verse nachträglich in die Handschrift eintragen zu können.

Allerdings lässt sich die Unvollständigkeit nur bedingt sichtbar machen. Die *Arabel*-Handschrift weist durch ihre Leerzeilen auf die fehlenden Verse hin. Dieses Fehlen kann durch die Fortsetzung der Eintragung sichtbar gemacht werden, durch die eine Lücke entsteht – doch wie ist es mit dem Textabbruch am Ende? Um ihn zu markieren, also das Textende als Bruchkante auszuweisen, bedürfte es paratextueller Markierung, also einer Art Distanzierung vom Text innerhalb des Buches. Doch gerade solche Paratexte kennt die mittelhochdeutsche Textkultur kaum:

Die Paratextarmut der mittelalterlichen deutschen Literaturhandschrift erklärt sich meines Erachtens dadurch, dass der Codex als Aufbewahrungsgefäß von Texten fungierte, aber noch nicht selbst das Medium literarischer Kommunikation war, sodass auch die Orientierung über den Gebrauch von Texten noch kaum dem Codex überantwortet wurde. Der Zweck von Paratexten ist ja kein anderer, als die Lektüre und das Textverständnis in die richtige Bahn zu lenken. Das wiederum ist dann notwendig, wenn die Leser mit den Büchern alleingelassen sind. Davon ist im volkssprachigen Mittelalter meist nicht auszugehen. Medium der volkssprachlichen literarischen Kommunikation waren allenfalls die Texte selbst; das ist auch der Grund, warum sich die Romanautoren *in* ihren Romanen in eigener Sache zu Wort melden; warum es Prologe gibt, aber noch keine Vorwörter. Die rezeptionssteuernde Funktion von Paratexten konnte also, wenn überhaupt, nur vom Text selbst übernommen werden.⁴⁰

Schreiber können also zwar die Tatsache, dass ein Text abgeschlossen ist, sichtbar machen, und das tun sie oft auch, entweder durch Abschluss durch einen Gebetsvers, durch ein explizites oder durch ein grafisches Mittel (Abb. 8 und 9). Diese Form der Markierung wird sogar noch in Inkunabeln aufgegriffen (Abb. 10).

Schreiber können durch den Einsatz von Farbe, durch abschließende Verse, durch ein dreimaliges Amen oder graphische Markierung die Abgeschlossenheit des Textes ausweisen. Sie können aber nicht das Gegenteil davon tun. Vor allem können sie nicht sichtbar machen, ob die Fragmentarität ihrer Vorlage auf der Ebene des Textes oder der Handschrift liegt.

39 Karin Zimmermann schreibt in der Handschriftenbeschreibung (<http://www.ub.uni-heidelberg.de/digi-pdf-katalogisate/sammlung2/werk/pdf/cpg395.pdf> (besucht am 14.08.2018)): „An mehreren Stellen, vor allem gegen Ende des Türlin-Textes, ist Raum für Verse freigelassen: 174^{rb}–177^{rb} fehlen jeweils die

letzten Verse der Laiszen, 176^{ra} zusätzlich zwei Verse innerhalb einer Laisse, 177^{va}–182^{rb} ist zwischen unterschiedlich langen Textblöcken mehrfach Raum für jeweils fünf Verse gelassen.“

40 Glauch 2013, 63, Hervorhebung im Original.

Wenn der Text nicht abgeschlossen wird, bricht er ohne jeden Kommentar ab – wie der Text eines Abschnittes aus dem *Perlesvaus* m (Abb. 11). In dieser Handschrift⁴¹ bricht der Eintrag des *Perlesvaus* mit den Worten „Puis fist asseoir tos les chevaliers de la sale et commanda al chapelain“ unvermittelt ab. Der restliche Raum der Seite wird mit einem anderen Text gefüllt.

Auch an diesem Beispiel lässt sich die unterschiedliche Verwendung des Fragment-Begriffes zeigen: die Handschrift überliefert zwei Episoden des *Perlesvaus*, einmal Verse 1–1057 und einmal 6111–6341. Bemerkenswerterweise wird er deshalb in der Handschriftenbeschreibung als „Perlesvaus [Fragmente]“ bezeichnet – obwohl eine materielle Versehrung nicht vorliegt. Der Begriff bezieht sich hier also offenkundig auf den unvollständigen Text. Die Plattform *Fragmentarium*,⁴² „a scholarly network that enables libraries, collectors, researchers and students to upload medieval manuscript fragments and to describe, transcribe and assemble them online“, erfasst demgegenüber – genau wie der *Handschriftencensus* – Fragmentarität als Merkmal von Handschriften.

Wieder andere Begriffe verwendet die französische Handschriften-Erschließung *Arlima*.⁴³ Hier wird die handschriftliche Überlieferung des *Perlesvaus* dokumentiert. Von den zehn *Perlesvaus*-Handschriften werden nur zwei als fragmentarisch bezeichnet, nämlich Paris, Bibliothèque nationale de France, Arsenal, 5177, 2/2 XIII Fragment: v. 977–1006, 1035–1063, 1179–1206 et 1233–1262 und Wells, Cathedral Library, Cosyn Ms. (II), f. 1^{ra}–2^{vb} Fragment.⁴⁴ Die Berner Handschrift wird weder als Fragment, noch – wie die Handschriften Paris, Bibliothèque nationale de France, Arsenal, 3480, XV Extrait oder Paris, Bibliothèque nationale de France, français, 120, XIV Extrait – als ein Auszug oder Exzerpt aufgelistet.

Die Formen von Fragmentarität, die im Falle handschriftlicher Überlieferung begegnen, sind also vielfältig, insofern sie auf der Ebene des Textes oder auf der des Überlieferungsträgers liegen können. Da Texte im Rahmen von Überlieferungskulturen aber dadurch am Leben gehalten werden, dass sie abgeschrieben werden, geht das eine ins andere über: Die Beschädigung einer Handschrift wird in dem Moment zur Fragmentierung eines Textes, in dem diese zur Vorlage einer Abschrift wird. Umgekehrt vermag auch das Medium, beispielsweise dadurch, dass es den Raum für die Eintragung eines Textes begrenzt, diesen seiner Vollständigkeit zu berauben. Die Unterscheidung in Text und Überlieferungsträger ist zwar eine notwendige, gleichzeitig aber auch eine künstliche. Die Handschrift fungiert als Körper, dessen ein Text bedarf, um Raum und Zeit zu überdauern, doch dieser Körper ist fruchtbar. Er kann sich fortpflanzen und seine

41 Angaben entsprechend der Handschriftenbeschreibung: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/description/bbb/0113/Mittenhuber> (besucht am 14.08.2018).

42 <http://fragmentarium.ms> (besucht am 14.08.2018).

43 <http://www.arlima.net/index.html> (besucht am 14.08.2018).

44 Angaben aus *Arlima* (<http://www.arlima.net/mp/perlesvaus.html>, besucht am 14.08.2018).

eigenen Merkmale an eine Abschrift weitergeben. Allerdings können in seine Reproduktion auch andere Handschriften einbezogen werden, die seine Merkmale, also gegebenenfalls auch seine Unvollständigkeit, kompensieren und Lücken auffüllen. Begriffe können dieses dynamische Wechselspiel zwischen Text und Überlieferungsträger, das Textgeschichte heißt, nur unzulänglich erfassen.

Dennoch schlage ich – ausgehend vom vorgestellten Befund – folgende Begriffe zur Präzisierung vor:

(1) Handschriftenfragment: hiermit sollte die materielle Beschädigung auf der Ebene allein des Mediums bezeichnet werden, wobei der Text entweder nicht betroffen (wie in Abb. 1) oder nicht Gegenstand des Interesses ist. Ein Handschriftenfragment ist eine mehr oder weniger stark beschädigte Handschrift. Von ihr wäre zu unterscheiden (2) das Bruchstück. Hier wären Makulatur oder ‚Schnipsel‘ einzuordnen. Es liegt auf der Hand, dass die eine Kategorie in die andere übergehen kann.

Den Begriff (3) Text-Fragment würde ich vorsehen allein für Textzeugen, die Bruchstücke eines Textes überliefern, der uns in anderen Handschriften in vollständigerer oder vollständiger Form vorliegt wie im Falle der *Arabel*-Handschrift. Mit ihr würde also ein Text-Fragment der anderswo vollständig überlieferten *Arabel* vorliegen. Der Begriff Text-Fragment wäre also – anders als der des Werk-Fragments – ein relativer im Sinne von ‚Text-Fragment des vollständigen oder vollständigeren Werkes x‘.

Wie der Fall der Manessischen Liederhandschrift zu bezeichnen ist, die Raum für einzelne Strophen ausspart, wäre gesondert zu beurteilen, da Strophen als selbstständige Teile von Texten aufgefasst werden können und Teile entsprechend der oben entwickelten Bestimmung keine Fragmente sind. (4) ‚Werk-Fragmente‘ wären dann solche Texte, die für uns ausschließlich in unvollständiger Form fassbar sind wie der *Willehalm* Wolframs und der *Tristan* Gottfrieds.

Were leued ghebreue aghet mit sulf fende
 ar. xl. o. i. lxxx. o. i.
 In de here vñ de man eyne weye an dem
 and hebben e ar. o. i. ar. xliii.
 In die eyne be der here wifen stal ed.
 nach ar. xli. xliiii. lvi.
 Wanne eyne sin gud vordeler we. ed. id.
 vplet so daruet he der weye e ar. o. i.
 wein gud sy gheslaren wt de heft de weye
 de des eyrsten wad e ar. o. i. pff.
 In elene ey gud auspreken mit ghal.
 der weye vñ de to vcholdende mit ghe
 lichte tuche ar. xliii. lvi.
 Welker weye mit nach entreden kan so
 stal mit de sabelgolden fwe. lare e ar. o. i.
 de here stal sine vordere vñ gheslaren vñ
 mit sel weken ar. xli. o. i. l.
 Wanne de here sine man elberet dat stal
 he dem ouheren slage ar. l.
 vñ in ou de ouhere ed. de nachere weye
 stal ar. l.
 Sprikt ey man gud an de der weye daruet
 de mot vordere seken dem here vor sin ghe
 welle vñ dem man vor sine vordere eyne mit
 ome leueder do ar. lvi.
 In Wanne sin gud sin vordere si dat is vñ
 ne he de weye des gudes vrdere e ar. o. i. l.
 de here en mach neyman des ewelwede he
 en hebbe ome de weye mye vordere gheslaren
 is. ok en mach de here ney gud syen vñ
 ghe weye des he silne nach vghelwede
 en heft ar. lvi. o. i. l.
 In ey vordere vñ ey mit eyne weye an lee
 gude hebben ar. lvi. o. i. lvi. o. i. lvi. o. i.
 we ey gud sy sine weye let vñ he dat vor
 luf ed. nach. ed. de is an eyne anden here
 tid. vñ in die eyne vordere vor der
 he der weye daruet ar. lvi. o. i. lvi. o. i.
 de der weye daruet de ey nach mit vordere
 e ar. o. i. lvi. o. i. lvi. o. i. lvi. o. i. lvi. o. i.
 alle weye an lee is vordere ar. lvi.
 we i vordere weye after die leude vñ
 seke is si sin tynd gud ar. lvi.
 In ey dancet mit mye der weye sinome
 vordere gud mit eurtene mach ar. lvi. vñ
 In ey man volget an den ouhere ed. de
 weye heft an dem gude yar vñ dach lxxx. o. i.
 In ey de weye lone mot ovr mit ome wote
 ar. lvi. o. i. lvi.
 we ey gheslaren weye heft sund loutere
 In da de here vñ de mit mye vordere
 vcholden lvi.
 In ey vordere ed. ey de des here stal ed. dar
 gud vcholdere des se gheslaren we. lvi. o. i. lvi.
 Queve. ausrade. welfen. vordere. eyne
 gheduge noue tuche

Wyt Queve gheduge her bart. vordere. her
 he. weye.

Abb. 5 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 470, f. 8^r (Eike von Reggow: Sachsenspiegel, Anfang 14. Jahrhundert).

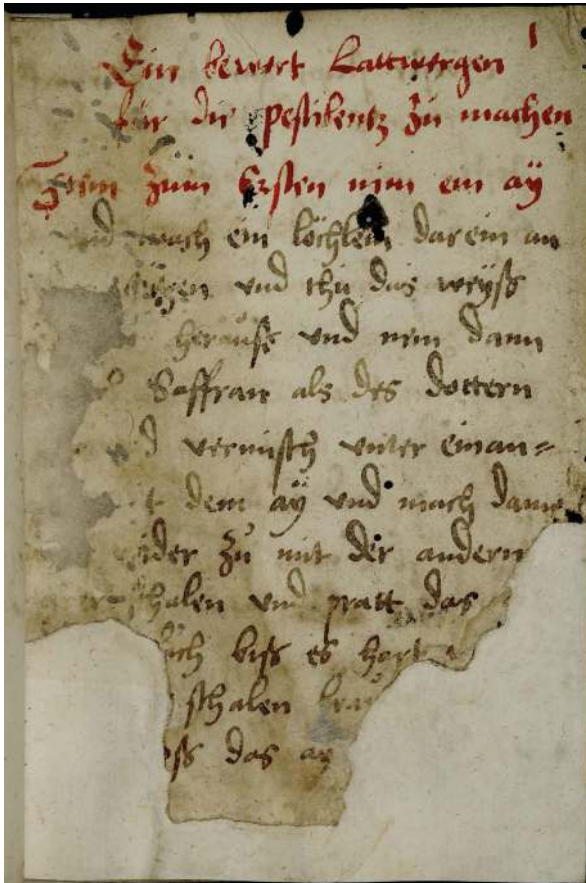


Abb. 6 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 609, f. 1^r (Medizinische Rezepte und Fragstücke, 1563).

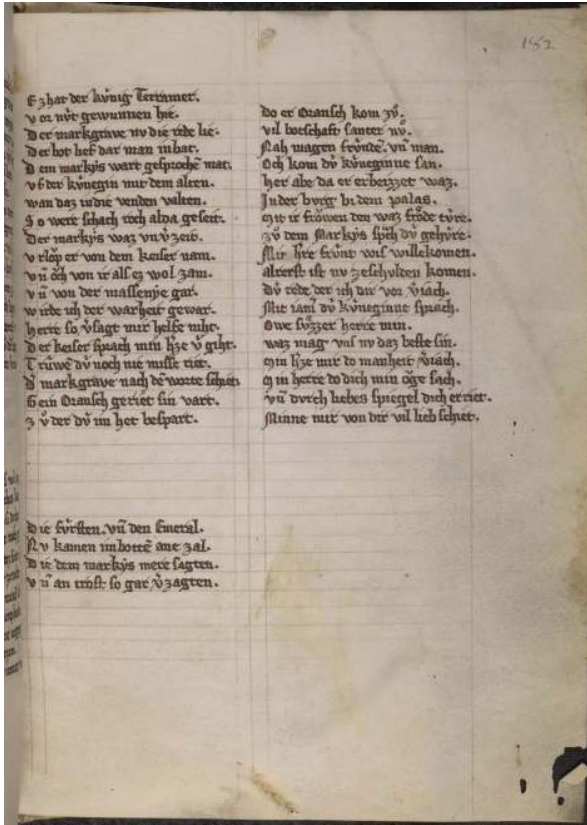


Abb. 7 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 395, f. 182^r (Ulrich von dem Türlin: Arabel, 1. Viertel 14. Jahrhundert).

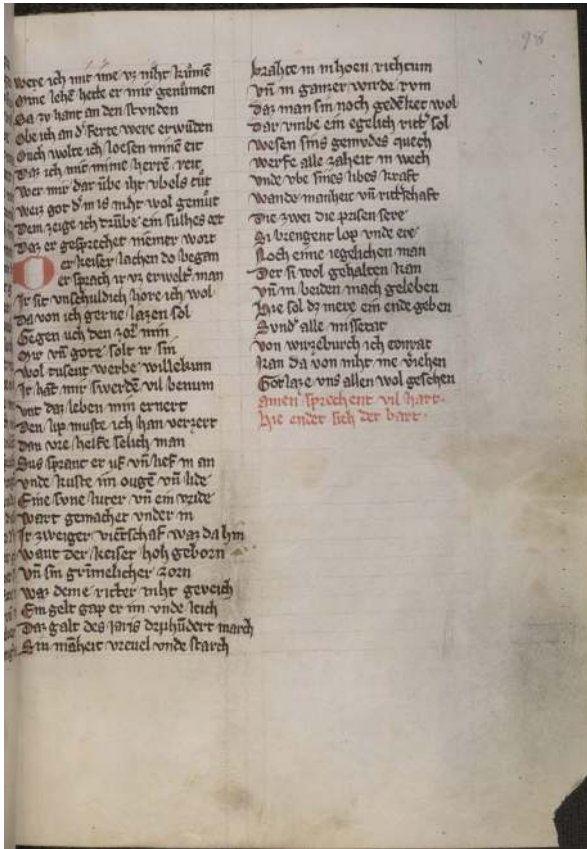


Abb. 9 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 395, f. 98^r (Konrad von Würzburg; Heinrich von Kempten, 1. Viertel 14. Jahrhundert).

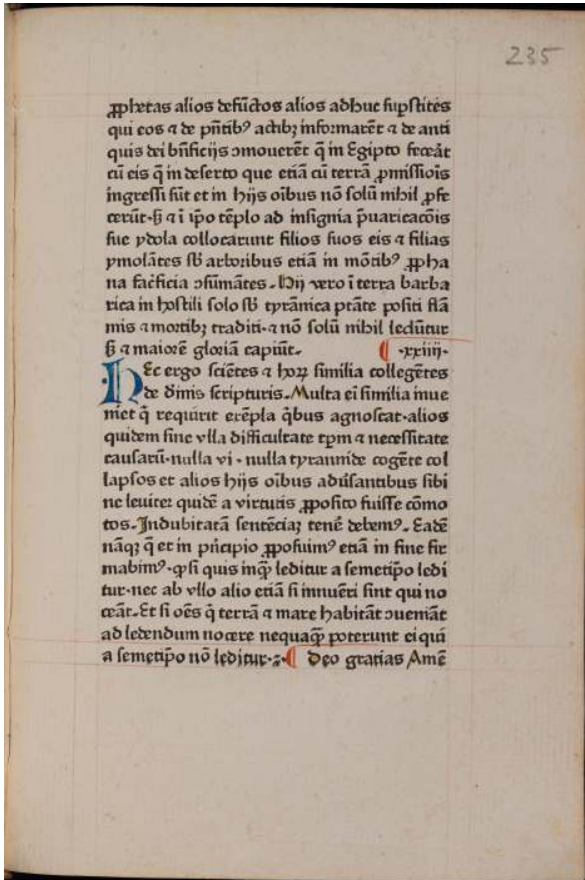


Abb. 10 Universitätsbiblio
 thek Basel, A VII 42, f. 235^r
 (Sammlung teils gedruckter,
 teils handschriftlicher geistlicher
 lateinischer Texte, hier Druck, 15.
 Jahrhundert).

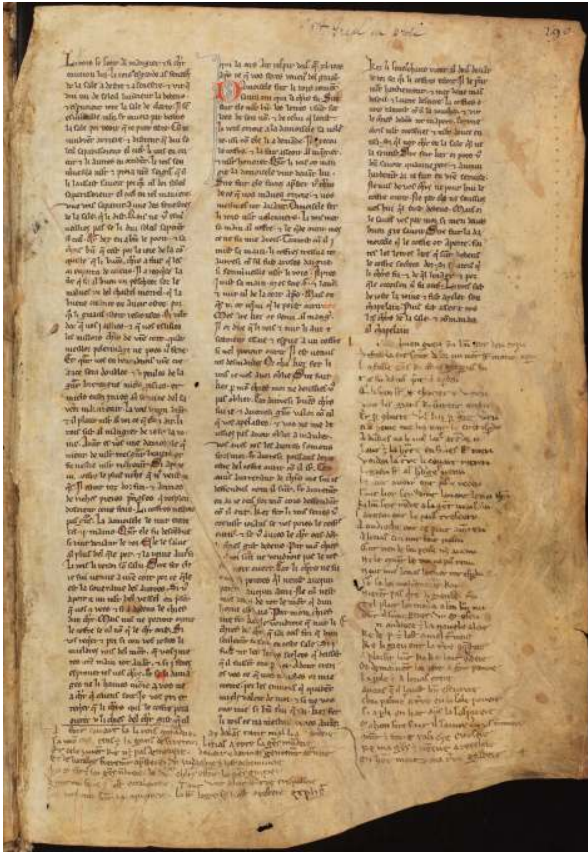


Abb. 11 Bern, Burgerbibliothek, Cod. 113, f. 290^r (Perlesvaus, Ende 13. Jahrhundert).

Bibliographie

Achnitz 2011

Wolfgang Achnitz. „Verlorene Erzählwelten. Zum poetologischen Ort fragmentarischer Artusromane am Beispiel der Neufunde zu ‚Manuel und Amanda‘“. In *Mittelhochdeutsch. Beiträge zur Überlieferung, Sprache und Literatur. Festschrift für Kurt Gärtner zum 75. Geburtstag*. Hrsg. von R. Plate und K. Gärtner. Berlin und New York: De Gruyter, 2011, 132–164.

Ansorge 2014

Claudia Ansorge. „(De)stabilisierende Provokationen. Zur Tugendprobe im Ambraser Mantel-Fragment“. In *Ironie, Polemik und Provokation*. Hrsg. von C. Dietl, C. Schanze und F. Wolfzettel. Schriften der Internationalen Artusgesellschaft 10. Berlin und New York: De Gruyter, 2014, 183–210.

Bumke und Peters 2005

Joachim Bumke und Ursula Peters, Hrsg. *Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur*. Sonderheft der Zeitschrift für deutsche Philologie 124. Berlin: Erich Schmidt, 2005.

Fetscher 2001

Justus Fetscher. „Fragment“. *Ästhetische Grundbegriffe. Ein historisches Wörterbuch in sieben Bänden 2* (2001), 551–588.

Glauch 2013

Sonja Glauch. „Wie ‚macht‘ man Fragmente? Schrift und Stimme als Träger des Fragmentarischen“. In *Fragmentarität als Problem der Kultur- und Textwissenschaften*. Hrsg. von K. Malcher, S. Müller, K. Philipowski und A. Sablotny. MittelalterStudien 28. Paderborn: Wilhelm Fink, 2013, 51–68.

Hänsch 1982

Irene Hänsch. „Mittelalterliche Fragmente und Fragmenttheorie der Moderne (am Beispiel des Titurel und des Tristan)“. In *Mittelalter-Rezeption II. Gesammelte Vorträge des 2. Salzburger Symposiums ‚Die Rezeption des Mittelalters in Literatur, Bildender Kunst und Musik des 19. und 20. Jahrhunderts‘*. Hrsg. von J. Kühnel. Göttinger Arbeiten zur Germanistik 358. Göttingen: Kümmerle, 1982, 45–61.

Malcher u. a. 2013

Kay Malcher, Stephan Müller, Katharina Philipowski und Antje Sablotny, Hrsg. *Fragmentarität als Problem der Kultur- und Textwissenschaften*. MittelalterStudien 28. Paderborn: Wilhelm Fink, 2013.

Moser und Tervooren 1988

Hugo Moser und Helmut Tervooren. *Des Minnesangs Frühling*. 38. Aufl. Stuttgart: Hirzel, 1988.

Most 2011

Glenn W. Most. „Sehnsucht nach Unversehrtem. Überlegungen zu Fragmenten und deren Sammeln“. In *Kulturtechnik Philologie: zur Theorie des Umgangs mit Texten*. Hrsg. von P. Kelemen, E. K. Szabó und T. Ábel. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2011, 27–43.

Müller 2013

Stephan Müller. „Fragmente, die keine sind. Zu einem besonderen Status von Teilüberlieferung deutscher Texte im frühen Mittelalter“. In *Fragmentarität als Problem der Kultur- und Textwissenschaften*. Hrsg. von K. Malcher, S. Müller, K. Philipowski und A. Sablotny. MittelalterStudien 28. Paderborn: Wilhelm Fink, 2013, 211–232.

Ostermann 1991

Eberhard Ostermann. „Der Begriff des Fragments als Leitmetapher der ästhetischen Moderne“. *Athenäum* 1 (1991), 189–205.

Ott 1984

Norbert Ott. „Überlieferung, Ikonographie – Anspruchsniveau, Gebrauchssituation: Methodisches zum Problem der Beziehung zwischen Stoffen, Texten und Illustrationen in Handschriften des Spätmittelalters“. In *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit: Symposium Wolfenbüttel 1981*. Hrsg. von L. Grenzmann und K. Stackmann. Stuttgart: Metzler, 1984, 356–386.

Philipowski 2013

Katharina Philipowski. „Fragmente/Reste“. In *Materielle Kultur: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von S. Samida, M. K. H. Eggert und H. P. Hahn. Stuttgart: Metzler, 2013, 210–213.

Reicher-Marek 2013

Maria Elisabeth Reicher-Marek. „Materielle und abstrakte Artefakt-Fragmente“. In *Fragmentarität als Problem der Kultur- und Textwissenschaften*. Hrsg. von K. Malcher, S. Müller, K. Philipowski und A. Sablotny. MittelalterStudien 28. Paderborn: Wilhelm Fink, 2013, 211–232.

Sassenhausen 2005

Ruth Sassenhausen. „Tendenzen zu frühromantischer Fragmentauffassung im Mittelalter? Versuch zur Loherangringsgeschichte im ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach“. *Zeitschrift für Germanistik* 15 (2005), 571–586.

Schnyder 2002

Mireille Schnyder. „Der Text als Fragment“. *Zeitenwende. Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert* 5 (2002), 301–307.

Strohschneider 1991

Peter Strohschneider. „Gotfrit-Fortsetzungen: Tristans Ende im 13. Jahrhundert“. *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 65 (1991), 70–98.

Strohschneider 2007

Peter Strohschneider. „Fragment“. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* 1 (2007), 624–625.

Thomé 2007

Horst Thomé. „Werk“. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* 3 (2007), 832–834.

Tsouparopoulou und Meier 2015

Christina Tsouparopoulou und Thomas Meier. „Artefakt“. In *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Hrsg. von T. Meier, M. R. Ott und R. Sauer. *Materiale Textkulturen 1*. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015, 47–62.

Wyss 1974

Ulrich Wyss. „Selbstkritik der Erzählers. Ein Versuch über Wolframs Titirel-Fragment“. *Zeitschrift für deutsches Altertum* 103 (1974), 249–289.

Abbildungsnachweis

1 Heidelberg, Universitätsbibliothek, cpg 141, f. 132^v. 2 Heidelberg, Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 1332, f. 1^r. 3 Staatsbibliothek zu Berlin, Ms.germ.fol. 475, f. 316^r. 4 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 848, f. 112^r. 5 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 848, f. 112^r. 6 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 609, 1563, f. 1^r. 7 Universitätsbibliothek

Heidelberg, cpg 395, f. 182^r. 8 Cologny, Fondation Martin Bodmer, Cod. Bodmer 1, f. 133^r. 9 Universitätsbibliothek Heidelberg, cpg 395, f. 98^r. 10 Universitätsbibliothek Basel, A VII 42, f. 235^r. 11 Bern, Burgerbibliothek, Cod. 113, f. 290^r (Foto: Codices Electronici AG, www.e-codices.ch).

KATHARINA PHILIPOWSKI

Dissertation Stuttgart 1999, Habilitation Erlangen-Nürnberg 2005, ist Professorin für Germanistische Mediävistik an der Universität Potsdam. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Historische Narratologie, Texttheorie, Theorien historischen Mediengebrauchs/historischer Medienästhetik.

Prof. Dr. Katharina Philipowski
Universität Potsdam
Institut für Germanistik
Germanistische Mediävistik
Am Neuen Palais 10
14469 Potsdam, Deutschland
E-Mail: philipowski@uni-potsdam.de

Jürgen Paul Schwindt

Der Karneval des Properz. Zur Objektivismologie der augusteischen Dichtung

Zusammenfassung

Die objektivismologische Untersuchung erweist sich im Umgang mit Texten der augusteischen Literatur als produktive Methode, unser Wissen über die (Selbst)Organisation komplexer Dichtungen zu erweitern. Sie ist geeignet, die traditionelle Sprach- und Stilbeobachtung in den größeren Horizont einer Theorie der Gegenständlichkeit zu rücken. Das erlaubt präzisere Aussagen zur Bestimmung des ‚Themas‘ wie des ‚Weltbezuges‘ der Dichtung. In zahlreichen Texten der Übergangszeit zwischen der römischen Republik und dem augusteischen Prinzipat sind es die *Dinge*, die die Erschütterung konventioneller Wahrnehmungs- und Urteilsweisen am zuverlässigsten bezeugen. So kann das erotisch-melancholische Kammerpiel des Properz zum Indikator eines epochalen Wandels werden.

Keywords: Übergangs- oder Schwellenzeit; Zeit- und Krisendiagnostik; Wahrnehmungs- und Deutungsmuster; Metonymie und verschobene Präsenz; Gegen- und Widerständigkeit

Analysing texts of the Augustan literature from an object-epistemological perspective proves to be a productive approach when we want to learn more about the (self-)organisation of complex poetry. It is capable of putting the traditional method of linguistic and stylistic observation into the broader context of a theory of objects. This shift in perspective allows for a more precise definition of the ‘subject-matter’ or the ‘referentiality’ of poetry. In numerous texts written during the transition period between the Roman Republic and the Augustan principate, it is the things that give the most reliable evidence of the disruption of the conventional modes of perception and judgement. In this way, Propertius’ erotico-melancholic chamber play can become the indicator of an epochal change.

Keywords: Liminal period; crisis diagnostics; patterns of perception and interpretation; metonymy and deferred presence; resisting objects

Ich danke Miriam Schilling für glänzende Vorarbeit bei der Einrichtung der Fußnoten. Chiara Cavazzani, Johanna Victoria Kaiser und wiederum Miriam Schilling haben sich um die Umsetzung der Redaktionsrichtlinien verdient gemacht.

Markus Hilgert, Kerstin P. Hofmann, Henrike Simon (Hrsg.) | Objektivismologien | Berlin Studies of the Ancient World 59 | (ISBN 978-3-9818369-9-8; DOI 10.17171/3-59) | www.edition-topoi.org

Die augusteische Dichtung zählt nicht eben zu den vernachlässigten Arbeitsgebieten der Klassischen Philologie. Man kann jedoch nicht sagen, dass die fleißige Bestellung des Feldes zur Lösung wenigstens der manifesten Deutungs- und Verständnisprobleme geführt habe. Es ist wohl wahr, dass über die Frage von Schicksal, Schuld und Verantwortung und die Verbindung reichspropagandistischer mit subversiven Tönen in Vergils *Aeneis*, über die launische Weltsicht des Horaz und die eigenwillige Umkehrung der Geschlechter- und Gesellschaftsordnung in den Elegien des Tibull, Propertius und Ovid eine Menge Tinte vergossen wurde – oft um den Preis, dass der Zwang zur Synthese um erhebliche Ungenauigkeiten in der Rekonstruktion erkaufte war. Man hält es für einen Erfolg, dass sich die phantastische kurze Geschichte der römischen Liebeslegie inzwischen im Taschenbuchformat als die Geschichte einer Jugendbewegung erzählen lässt, die, bürgerkriegsmüde, die altrömischen Werte zu konterkarieren begann. Noch jede Generation hat versucht, aus den Monumenten der Literatur dasjenige zu ziehen, das ihr nahe war. Was wir brauchen, ist eine neue Aufmerksamkeit auf die Dinge, die sich gegen die schnelle Integration in die geschichtsselige Perspektive sperren. Ich möchte nicht geradezu sagen, eine kontraintuitive Sicht, aber doch eine Sicht, die an den Texten noch etwas anderes als das Erwartete aufbricht.¹

Man weiß es schon lange, dass im Werk des Propertius die elegisch Liebenden so gut wie nie im gleichen Raum anwesend zu denken sind. Merkwürdigerweise hat man diese Erkenntnis nie zum Anlass genommen, diesen Raum, in dem also fast immer die Abwesenheit eines der Liebenden zu konstatieren ist, einmal genauer zu betrachten und so etwa auch den Dingen in ihm die Spuren der Zeugenschaft, der Geschichte des anwesenden wie des abwesenden Lebens und besonders der Entstehung, der Verfassung und der Behauptung der Dichtung abzuhören. Die Objekt-epistemologie möchte etwas sein, das, da unterhalb der Personen- und Mentalitätenbeschreibung agierend, eine bodennähere und in diesem Sinne grundlagenwissenschaftliche Sicht auf das ermöglicht, was in den Texten ‚Sache‘ oder ‚der Fall‘ ist.

Ein Schlüsseltext (um im Raumbild zu bleiben) für das Verständnis der Propertiuschen Liebeslegie ist das dritte Gedicht des ersten Buches.

1 Dass dieses Andere gleichwohl Aussagen zur Rekonstruktion mancher Wahrnehmungs- und (Selbst)Deutungsmuster der hier in Rede stehenden Epoche erlaubt, wird im Laufe der Untersuchung

deutlich werden. Zur Idee der Materialität als epistemischem Dispositiv siehe die Vorüberlegungen in Schwindt 2015.

Qualis Thesea iacuit cedente carina
 languida desertis Cnosia litoribus;
 qualis et accubuit primo Cepheia somno
 libera iam duris cotibus Andromede;
 nec minus assiduis Edonis fessa choreis 5
 qualis in herboso concidit Apidano:
 talis uisa mihi mollem spirare quietem
 Cynthia non certis nixa caput manibus,
 ebria cum multo traherem uestigia Baccho
 et quaterent sera nocte facem pueri. 10
 hanc ego, nondum etiam sensus deperditus omnes,
 molliter impresso conor adire toro;
 et quamuis duplici correptum ardore iuberent
 hac Amor hac Liber, durus uterque deus,
 subiecto leuiter positam temptare lacerto 15
 osculaque admota sumere et arma manu,
 non tamen ausus eram dominae turbare quietem,
 expertae metuens iurgia saeuitiae,
 sed sic intentis haerebam fixus ocellis
 Argus ut ignotis cornibus Inachidos. 20
 et modo soluebam nostra de fronte corollas
 ponebamque tuis, Cynthia, temporibus;
 et modo gaudebam lapsos formare capillos;
 nunc furtiua cauis poma dabam manibus:
 omnia quae ingrato largibar munera somno, 25
*munera*² de prono saepe uoluta sinu.
 et quotiens raro duxti suspiria motu
 obstupui uano credulus auspicio,
 ne qua tibi insolitos portarent uisa timores,
 neue quis inuitam cogeret esse suam; 30
 donec diuersas praecurrens luna fenestras,
 luna moraturis sedula luminibus,
 compositos leuibus radiis patefecit ocellos.
 sic ait in molli fixa toro cubitum:
 ‘tandem te nostro referens iniuria lecto 35
 alterius clausis expulit e foribus?
 namque ubi longa meae consumpsti tempora noctis,
 languidus exactis, ei mihi, sideribus?

2 Heyworth 2007b: *malaque* (siehe unten FN 13).

o utinam tales producas, improbe, noctes
 me miseram quales semper habere iubes. 40
 nam modo purpureo fallebam stamine somnum,
 rursus et Orphea carmine fessa lyrae;
 interdum leuiter mecum deserta querebar
 externo longas saepe in amore moras;
 dum me iucundis lapsam Sopor impulit alis: 45
 illa fuit lacrimis ultima cura meis.³

Wie beim Entweichen des Theseusschiffes dalag
 matt am verlassenen Gestade das Mädchen von Knossos,
 und wie im ersten Schlaf Kepheus' Tochter dalag,
 eben befreit vom harten Felsen, Andromeda,
 und auch wie von endlosen Tänzen matt eine edonische Mänade 5
 am grasgesäumten Apidanus hingestürzt ist,
 so sah ich weiche Ruhe atmen
 Cynthia, auf willenlose Arme ihr Haupt gelegt,
 als ich spät in der Nacht meine Füße, berauscht
 von vielem Bacchus, schleifte
 und die Diener Fackeln schüttelten. 10
 Und noch nicht ganz und gar mit allen meinen Sinnen verstört,
 versuchte ich mit sanftem Druck auf das Polster
 mich ihr zu nähern.
 Und wie sehr auch mich von doppelter Glut Gepackten
 hier Amor, dort Bacchus, beide strenge Götter, hießen,
 sanft mit darunter geschobenem Arm die Liegende zu berühren 15
 und anzufassen und Küssen und Kämpfen zu beginnen,
 wagte ich doch nicht den Schlaf der Gebieterin zu stören,
 aus Furcht vor dem Schelten ihres unbarmherzigen
 Zorns, den ich wohl kannte,
 sondern hing nur so mit angespannten Augen gebannt an ihr,
 wie Argus an den seltsamen Hörnern der Inachos-Tochter. 20
 Und bald löste ich von meiner Stirne Kränze
 und legte sie um deine Schläfen, Cynthia,
 bald hatte ich meine Freude daran, die herabgeglittenen
 Haare zu formen,
 jetzt gab ich verstohlen Äpfel in deine hohlen Hände.

3 Text nach Heyworth 2007b.

Und alle Geschenke verschwendete ich an den Schlaf ohne Dank, 25
 Geschenke, die oft von den niederhängenden Falten
 des Kleides herabglitten.
 Und so oft du einmal bei einer Bewegung aufseufztest,
 erschrak ich abergläubisch bei dem nichtigen Zeichen,
 daß dir nicht etwa Traumgesichte unheimliche Ängste brächten,
 daß dich nicht einer zwänge, unfreiwillig die seine zu sein, 30
 bis endlich der Mond vorüberziehend am Fenster gegenüber,
 der Mond eifrig beflissen bei bleibebereitem Scheinen
 die geschlossenen Lider mit leichten Strahlen öffnete.
 So sprach sie da, den Ellbogen auf den weichen Pfühl gestützt:
 ›Endlich hat dich an mein Bett gebracht die Unbill 35
 einer andern, hat dir die Tür verschlossen, dich davongejagt?
 Denn wo hast du die lange Zeit meiner Nacht verbracht,
 matt, da, oh, die Sterne schon abgelaufen sind?
 Ach wenn du doch solche Nächte durchleben müßtest, Böser,
 wie du mich Arme sie immer haben läßt! 40
 Manchmal betrog ich, müde, mit purpurnem Webfaden den Schlaf,
 dann wieder mit der Orpheus-Lyra.
 Manchmal klagte ich verlassen still für mich hin
 über dein langes Säumen bei fremder Liebe,
 bis mich wohlilig mit seinen Flügeln der Schlafgott 45
 traf und umsinken ließ.
 Das war meinen Tränen die letzte Sorge.⁴

Es beginnt mit einem aus dem mythologischen Tiefenraum her angesponnenen Vergleich, der sich erst in der 7. Zeile als die träumerische Assoziation eines elegischen Ichs zu erkennen gibt (*talis uisa mihi [...] Cynthia*), das, trunken „vom vielen Bacchus“ (*multo [...] Baccho*, v. 9) und in Begleitung fackelschüttelnder Diener, Cynthia schlafend findet.⁵ Während die Heroinnen der Vorzeit in einen tiefen Erschöpfungsschlaf gefallen sind und, objektivistisch betrachtet, statuarisch, also wie Kunstgegenstände, behandelt werden,⁶ ist Cynthia noch als Schlafende in einem bewegten, dynamischen Bild

4 Übersetzung nach Klingner 1979, 430–433.

5 Zu dieser Verzögerung, mit der sich das ‚Setting‘ des Gedichts offenbart, vgl. Dunn 1985, 239, und Robinson 2013, 89.

6 Spätestens mit Birt 1895 beginnt eine breite Forschungsdiskussion darüber, inwieweit die mythologischen *exempla* des Gedichteingangs real existierenden Kunstwerken nachgebildet sind. Schon

Rothstein 1966, 73, kommentiert: „der Dichter [erinnert] nicht an die Sagenerzählung, sondern an die jedem römischen Leser bekannten Kunstwerke, die mythische Personen und Situationen darstellen“. Zur Statuenhaftigkeit der mythologischen Vorbilder und Cynthias selbst vgl. Lyne 1970, 66: „the impression conveyed by the three couples is su-

gezeichnet.⁷ Sie „atmet süße Ruhe“ (*mollem spirare quietem*, v. 7), hält den Kopf auf Arme gestützt, die ihn nicht wirklich tragen können (*non certis nixa caput manibus*, v. 8); auch der hinzutretende Beobachter ist nicht mit einem Mal da, sondern „schleift vom vielen Bacchus trunkene Spuren“ (*ebria cum multo traherem uestigia Baccho*, v. 9).⁸ Es ist, als müssten in diesem anhebenden erotischen Kammerspiel erst alle pragmatischen Funktionen der Außenwelt zum Erliegen kommen und in Schlaf und Trunkenheit untergehen, damit eine Dynamik entstehen kann, die den rechten Boden, die rechte Bühne abgibt für das wundersame Spiel, das sich in dieser Welt der auf Gegensatz getrimmten Dispositionen entfalten kann. Noch die Zeitbestimmung (*sera nocte*, v. 10) ist mit dem Bild der Knaben verbunden, die ihre verdämmernden Leuchten schütteln müssen. Die Bildwelt, die den Gedichteingang bestimmt, ist eine Welt des jederzeit möglichen Übergangs von dem einen in den anderen Zustand. Sie ist liminal, so liminal, dass der eigentliche Schwellenübertritt vom Draußen ins Drinnen nicht thematisiert werden muss. Der Duktus der elegischen Erzählung bleibt im Zwischen von Wachraum und drohendem Kontrollverlust, wenn der Erzähler, „noch nicht von allen Sinnen verlassen“ (*nondum etiam sensus deperditus omnis*, v. 11), versucht, die Schlafende anzugehen: *molliter impresso* [...] *toro* (v. 12), durch sanften Druck auf das Lager. Wieder ist der Fokus verschoben: Cynthia atmet nicht Luft noch Schlaf, sondern Ruhe, der Heimkehrer schleift nicht seine Füße, sondern deren Spuren. *Diese* sind trunken, nicht der Zecher, und sie sind trunken nicht vom Wein, sondern von dessen Gott. Jetzt drückt der Beobachter nicht die Schlafende, sondern ihren „Pfühl“ (*torus*).

Zwischenfazit 1:

Die Metonymien im Anfang von Prop. 1, 3 sind keine bloßen Poetismen,⁹ sondern Ausdruck der subtilen Manipulation des Raums der Dichtung. In ihm

rely of a beauty that is precisely *statuesque* in its stillness“ und Breed 2003, 37: „Cynthia has the timeless quality of a visual artifact in the eyes of the poet-lover [...]“; Zu einer ausführlichen Darstellung der Verbindung von Prop. 1,3 und bildlichen Vorbildern/mythologischen *exempla* s. Valladares 2005. Zu ähnlichen Darstellungen in der bildenden Kunst, z. B. auf pompejanischen Wandgemälden, s. Robinson 2013, 89.

7 Anders Valladares 2005, 233: „a woman who has been, up to now, almost as still as a statue“ und Noonan 1990, 334: „Cynthia, who looks like a sculpture or painting“.

8 Kaufhold 1997, 92, übersieht die feine Dramatur-

gie der Verlangsamung des Eintritts des Beobachters und liest den Introitus des Liebhabers als einen „drunken entrance [which] disrupts the peaceful scene“.

9 Vgl. zum Beispiel Rothstein 1966, 76: „Dagegen [sc.: anders als im Falle der *ebria uestigia*] ist die Metonymie in *multo Baccho* gewiß nicht mehr lebendig empfunden, sondern als ein rein formales Stilmittel benutzt worden, das sich aus uralter Zeit erhalten hat, in der der Stoff und sein göttlicher Vertreter auch in der Vorstellung noch nicht streng geschieden waren“. Im historischen Nachsatz gibt Rothstein unfreiwillig die beste Erklärung der Stelle.

werden alle Gewissheiten über den Status der in ihm dargestellten Personen und Dinge suspendiert.¹⁰

Folgerichtig sind auch die ersten Handlungen, die der Betrachter am Bett der Schlafenden verübt, seltsame Halbheiten, bloße Begehrensinhalte, von der Furcht, die „Herrin“ zu wecken, erstickt.¹¹ Der Betrachter starrt nur auf die Schlafende wie der hundertäugige Argus auf die fremdartigen Hörner der Inachos-Tochter. Nur einer an den Dingen der Dichtung uninteressierten Deutung konnte die eigenartige Privilegierung der Hörner des Rindes entgehen. Diese sind am Leib des Tiers weiß Gott nichts Ungewöhnliches. Der mythische Wächter aber stiert auf dasjenige Ding, das den Unterschied zur im Körper des Tiers verschwundenen Io am stärksten markiert. Sein Blick treibt am Gegenstand das Andere, Verborgene des Dinges hervor. Er sieht in den Hörnern die verschwundene Welt. Auch deshalb heißen sie „seltsam“.¹² Rechnen wir, wenn wir verstehen wollen, was in diesem Gedicht mit den Dingen geschieht, mit der Kraft einer solchen Wahrnehmung, die nicht auf Zertifizierung und Identifikation ausgeht, sondern das Andere, Nichtidentische am Vertrauten aufbrechen lässt.

Zwischenfazit 2:

Dichtung forciert das Ob- am Objectum, das Gegen- am Gegenstand und verschafft dem Abwesenden am anwesenden Ding eine sonderbar verschobene Präsenz. Die Objekte der Dichtung schaffen Widerstand und verhindern die einfache Synthesis; eine Deutung, die die Dinge der Dichtung vernachlässigt, wird womöglich gegenstandslos.

10 Darauf, dass die dargestellten und handelnden Personen in ihrer Identität ‚ungewiß‘ sind, ist in der Forschung in je unterschiedlicher Perspektivierung hingewiesen worden. S. etwa Baker 2000, 77: „Bacchus is more than an ornamental word for wine [...] the drunken lover-poet is made to approach the sleeping Cynthia almost as an *alter Bacchus* joyfully coming upon the deserted, sleeping Ariadne“ und schon Wlosok 1967, 342: „Der Dichter sieht sich selbst als erscheinenden Dionysos“. Auch die mythologische Exposition des Gedichtanfangs führt unweigerlich zur Ambiguisierung der verglichenen Cynthia. Zu der Unsicherheit der Sinneseindrücke, v. a. des Sehens in Prop. 1,3, vgl. Noonan 1990, 332, 335. Zur sexuellen Ambiguität vgl. Robinson 2013, 105–106.

11 Zur „insecurity“ dieser Handlungen siehe Cairns 2011, 45.

12 Fedeli 1980, 124, erklärt die auffallende Fokussierung der Hörner der Io mit einem Verweis auf die zeitgenössische Ikonographie und löst das Verstörende dieses Argus-Blicks einfach auf. Auch Paardt 1985, 198, begnügt sich mit einem Seitenblick auf die kunstgeschichtliche Konvention. Ich bin nicht sicher, ob die Übertragung der Darstellungsmittel der Malerei und Plastik auf die Dichtung so ohne weiteres vorausgesetzt werden kann. Argos bewacht nicht eine gehörnte Io in Menschengestalt, sondern eben die Kuh. Wenn er gleichwohl auf deren Hörner starrt, so tut er dies, weil die Erzählung darin das Moment der Verwandlung gegenwärtig hält.

Der Betrachter aber beginnt nun Spiele der Simulation. Er spielt nicht nur mit den Schläfen, mit den Haaren und Händen der Schlafenden, er spielt die Spiele des Tauschs („und bald löste ich von meiner Stirne Kränze und legte sie um Deine Schläfen“, v. 21–22), des Schmucks und der Schenkung. Er simuliert, die Schläferin sei ansprechbar, wenn er sie mit Namen anredet und auf seine Gebärden ausdrücklich hinweist.¹³ Dabei genießt er sein verstohlenes Tun und tadelt kokett den Undank des Schlafs.¹⁴ Und er spielt nicht nur mit der Körperhülle, sondern mit den innersten Gedanken der Schlafenden, indem er jede plötzliche Regung deutet und auf eine etwa in bösen Träumen durchlebte Verletzung zurückliest. Mit einem Mal sehen wir, wie sich am Körper der Schlafenden ein doppeltes Spiel entfaltet: Wir sehen den Spieler und erkennen in seiner Auslegung der Symptome der Schlafenden das Gegenbild eben jenes Szenarios der Usurpation, das der Betrachter wenige Zeilen zuvor selbst nur mit Mühe abgewendet hatte (v. 13–16).

Zwischenfazit 3:

Manche Dinge im gedichteten Raum des Properz werden zu Medien der Interaktion zwischen den Bewusstseinswelten der in das Spiel verwickelten Personen,¹⁵ zwischen Wach- und Traumwelt, wenn sie spielerisch ihre Träger oder Besitzer wechseln und *so* gar die Folie für die Rekonstruktion eines Angsttraums abgeben, in dem die Spielregeln und die Harmlosigkeit, die sie garantieren sollen, aufgehoben werden und ein Dritter die Schlafende zwingt, die „Seine zu sein“ (*neue quis inuitam cogeret esse suam*, v. 30). Die Spiele der Simulation sind das unschuldige Gegenstück und – wenn man so will – das schadlose Substitut der imaginierten Gewalttat.

Die Mitte des Gedichts ist schon überschritten, als das Erstaunlichste geschieht, das, wenn man die bisher gemachten Beobachtungen in Rechnung stellt, vielleicht so erstaunlich nicht ist: Am gegenüberliegenden Fenster zieht der Mond vorüber, ein Mond,

13 Die Wiederholung von *munera* (v. 25–26), jetzt in Zweifel gezogen von Heyworth 2007a, liest sich wie ein Schlüssel zur latenten Reziprozität der Szene. Die „Geschenke“ rollen nur scheinbar ins Leere. An der Schlafenden vollführen sie ihre kleine Geschichte im Modus der Probe, deren Scheitern denn auch mit gespielter Unmut kommentiert wird: *ingrato largibar [...] somno*. Cairns 1977, 333, verdanken wir die Beobachtung, dass der Betrachter hier typische Aktionen des *komos* durchführe, „substituting a sleeping mistress, whose sleep makes her unable to respond, for the waking and willing mistress the

reader would expect in a *komos* of admission“.

14 Nur an dieser Stelle bei Fedeli 1980, 126, dem eindringlichsten Kommentator der *Monobiblos*, ein Hinweis auf die Belebung von Objekten: „non si tratta di un'immagine umoristica, [...] ma di un espediente poetico per animare le cose [...]“.

15 Dagegen betont Greene 1995, 304, die Dominanz des männlichen Blicks: Cynthia ist bloß *materia*, Objekt der Begierde, das vom männlichen Betrachter bearbeitet wird. In eine ähnliche Richtung geht der Aufsatz von Michalopoulos 2011.

„eifrig beflissen bei bleibebereitem Scheinen“¹⁶. Die oxymorale Formulierung zeigt den Widerstand in der Vorwärtsbewegung. Der Mond will wandern, doch seine Augen, die mit bezeichnender Metonymie seine *lumina* heißen,¹⁷ wollen bei der Betrachtung der Schlafenden verweilen. Und es ist dieser Mond, nicht die Spiele des trunkenen Liebhabers, der mit leichten Strahlen (*leuibus radiis*, v. 33) die geschlossenen Lider öffnet. Die Defokussierung ist auf die Spitze getrieben. Schon lange haben die Dinge die Herrschaft in diesem Raum und über diesen Raum ergriffen. Die Verlebendigung des himmlischen Trabanten ist so weit getrieben, dass er in sich noch einmal das häusliche Drama, den Zwiespalt von forschendem Sehnen und diskreter Abwehr, abbilden kann. Das poetische Mittel, den zerrissenen Mond darzustellen, ist seine Verdopplung: *donec diuersas praecurrens luna fenestras, / luna moraturis sedula luminibus*.¹⁸

Zwischenfazit 4:

Es sind die Dinge, die in Properz 1, 3 zuletzt die Oberhand behalten. Zunächst werden sie scharf konturiert in der Seitwärtsverschiebung, in der Metonymie (Genese), dann sind sie Statthalter und Mahner, wenn sie auf den verborgenen mythhistorischen Tiefenraum verweisen, und schließlich sind sie Instrumente in einem Spiel, das den Gegensatz zur wirklichen Welt markiert. Sie sind die Hüter und spielerischen Garanten der Ordnung. Wie zur Bekräftigung der ihnen zugedachten Rolle dürfen sie sich an markanten Punkten der elegischen Rede verdoppeln (*munera [...] munera*, v. 25–26; *luna [...] luna*, v. 31–32). Zuletzt sind sie die Entscheider und Beweger und machen sogar der Trennung der Bewusstseinsräume, von Wachraum und Traumraum, ein Ende.

Jetzt spricht Cynthia, und wir hören die kurze Geschichte ihrer mitternächtlichen Verzweiflung: Der späte Heimkehrer hat die Nacht, die *ihr* gehörte, aufgebraucht (*longa meae consumpsti tempora noctis*, v. 37). Auch mit dem purpurfarbenen Spinnfaden und dem Spiel auf der Leier des Orpheus hatte Cynthia es nicht vermocht, der großen Müdigkeit zu wehren. Die Elegie, die mit den Bildern schlafender Heroinen begann, schließt mit der nachgeholten Geschichte des Schlafs, der die liebeswunde Frau zuletzt mit seinen wohligen Schwingen umhüllte.

16 Wimmel nennt diese Formulierung einen „anmutigen, schon fast ovidischen Einfall“ (Wimmel 1967, 70). Die sachliche Rekonstruktion eines auf dem Bett verkehrt sich spiegelnden Mondlaufs kann die Magie des die Spaltung seines Begehrens durchlebenden Planeten nicht erklären, mag aber als raffi-

nierte Illustration des himmlischen Dramas dienen.

17 Eine schöne Zusammenfassung der Diskussionen um v. 31–33 findet sich bei Baker 1980, 245–249.

18 *Sedula* greift in dieser Lesart den vorangehenden Satzteil im Modus der Einräumung auf.



Abb. 1 Joan Miró, Karneval des Harlekines, 1924/5, Öl auf Leinwand, 66×90,5 cm. © Successió Miró S.L. / Artists Rights Society (ARS), New York / ADAGP, Paris.

Diagnose und Ausblick: Die objektepistemologische Sondierung an einer der programmatischen Elegien des Properz zeigt Befunde, die mit den Ergebnissen früherer Grabungen auf diesem Felde abzugleichen sind. Die Untersuchung dieser im Übergang von der späten Republik zur Errichtung des augusteischen Prinzipats entstandenen Literatur hatte gezeigt, dass Geschichte und gar (Auto)Biographie immer nur thanatographisch, also im Modus der Todeserzählung, reminisziert werden.¹⁹ In den Bildern der Erde im Grenzlande von Etrurien und Umbrien, des Staubes und der Asche der im Bürgerkrieg gefallenen Brüder, der Knochen und Gebeine der dort unbeerdigt liegenden Soldaten hatte der elegische Sprecher sein „Leben“ und vor allem die Qualität seiner Dichtung gezeichnet. Unsere These war, dass die materiale Schwere dieser überbliebenen Zeichen der letzte Fluchtpunkt einer Imagination geworden war, die aus den Trümmern der alten Welt eine neue Welt schaffen zu können hoffte. So weit, so gut.

Was sich nun vor dem Hintergrund einer Untersuchung wie der – zugegeben – flüchtigen des 3. Gedichts abzeichnet, ist, dass die vermeinte neue Gegenstandsgewissheit der Dichter des Übergangs brüchig ist. Es ist nicht so, dass dem elegischen Ich aus der Verfügung über die letzten Dinge, Knochen, Asche, Urne, eine neue Sicherheit erwüchse. Die materiale Refiguration der Welt treibt an dieser immer neue verstörende Effekte hervor. Die Sprache der Metonymie übersetzt (1.) den Raum der Dichtung in ein Feld, in dem Ursache und Wirkung, Stoff und Gedanke gegeneinander verkehrt werden, in ein Bestiarium, in dem die Dinge – wie in Joan Mirós „Karneval des Harlekines“ – mit einem Male zu fliegen scheinen (Abb. 1).

Aber nicht nur die Dinge werden fluide, auch (2.) die Wahrnehmung des (innerfunktionalen) Betrachters wandelt sich und treibt aus den vor unser inneres Auge gerückten

¹⁹ Siehe Schwindt 2005, 4–6, und besonders Schwindt 2013.

Phänomenen (die Hörner des Rinds) ihre wundersame Geschichte (die Verwandlung der Inachos-Tochter) hervor. Die zuhandene Dingwelt fügt sich (3.) in die Logik eines Arrangements, in dem der Schilderer der Szene den Ernstfall spielt. Es bleibt einem belebt gedachten Außen, dem Mond, überlassen, die Welt ins Lot zu rücken: Er tut dies, indem er, widerstrebend zwar, vorübergeht. Das Vorübergehen, der Übergang ist das Bild, das von diesem Text in Erinnerung bleibt. Er erzählt von Dingen, die gegeneinander unscharf werden und in der drohenden Auflösung ihre Liminalität erst anzeigen. Man kann nun sagen, das haben Metonymien so an sich. Nur in Properz 1, 3 aber treiben sie die Wahrnehmung des innerfiktionalen Betrachters in den Modus der methodisch geleiteten Beziehungsvertauschung und Stellvertretung. Und nur in Properz 1, 3 triumphiert am Ende ein in die Personifikation gerücktes Außen, der Mond, über die im artifiziellen Stellungskampf verstrickten und wie handlungsunfähig gewordenen Liebenden drinnen.

Die objektepistemologische Lektüre zentraler Texte der augusteischen Dichtung hält Einsichten bereit, auf die man nicht leicht verfallen wird, wenn man bei der Untersuchung immer nur an den (um das Lieblingswort unserer Tage doch auch einmal zu gebrauchen) ‚Akteuren‘ Maß nimmt. Im Karneval des Properz gewinnen die Dinge ein Eigengewicht, das es erlaubt, das Programmatische dieses Programmgedichts noch etwas anders zu fassen: Gezeigt wird eine Welt im Übergang zwischen Drinnen und Draußen, zwischen An- und Abwesenheit, Schlaf und Wachen, Wachen und Schlaf, zwischen Anziehung und Abstoßung, zwischen roher Gewalt und zärtlicher Einfühlung, zwischen Ernst und Spiel. Und die untrüglichen Indikatoren in dieser Welt des Transits sind die Dinge, die den Grenzbereich, die Zone des Übertritts, bevölkern. Ihren Verkehr steuert Luna, das kongeniale Gestirn. Wer will, darf in Properz 1, 3 den sprachmächtigen Ausdruck einer Generation des Übergangs erkennen. So gesehen, behielten die Anhänger der These vom altrömischen Achtundsechzig doch noch recht.

Bibliographie

Baker 1980

Robert J. Baker. „Beauty and the Beast in Propertius 1.3“. In *Studies in Latin Literature and Roman History II*. Hrsg. von C. Deroux. Brüssel: Latomus: Revue d'Études Latines, 1980, 245–258.

Baker 2000

Robert J. Baker. *Propertius I. With an Introduction, Translation and Commentary*. Warminster: Aris & Phillips LTD, 2000.

Birt 1895

Theodor Birt. „Die Vatikanische Ariadne und die dritte Elegie des Propertius“. *Rheinisches Museum für Philologie* 50 (1895), 31–65, 161–190.

Breed 2003

Brian W. Breed. „Portrait of a Lady: Propertius 1.3 and Ecphrasis“. *The Classical Journal* 99.1 (2003), 35–56.

Cairns 1977

Francis Cairns. „Two Unidentified Komoi of Propertius 1.3 and 11.29“. *Emerita* 45 (1977), 325–353.

Cairns 2011

Francis Cairns. „Philodemus AP 5.123, the Epigrammatic Tradition, and Propertius 1.3“. In *Latin Elegy and Hellenistic Epigram*. Hrsg. von A. Keith. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing, 2011, 33–50.

Dunn 1985

Francis M. Dunn. „The Lover Reflected in the Exemplum: A Study of Propertius 1.3 and 2.6“. *Illinois Classical Studies* 10.2 (1985), 233–259.

Fedeli 1980

Paolo Fedeli. *Sesto Propertio: Il primo libro delle elegie, introduzione critico e commento*. Florenz: Leo S. Olschki Editore, 1980.

Greene 1995

Ellen Greene. „Fantasy, Materia and Male Desire in Propertius 1.3 and 1.11“. *The American Journal of Philology* 116.2 (1995), 303–318.

Heyworth 2007a

Stephen J. Heyworth. *Cynthia. A Companion to the Text of Propertius*. Oxford: Oxford University Press, 2007.

Heyworth 2007b

Stephen J. Heyworth. *Sexti Properti Elegos critico apparatu instructos edidit S. J. Heyworth*. Oxford: Clarendon Press, 2007.

Kaufhold 1997

Shelley Kaufhold. „Propertius 1.3: Cynthia Rescripted“. *Illinois Classical Studies* 22 (1997), 87–98.

Klingner 1979

Friedrich Klingner. *Römische Geisteswelt. Essays zur lateinischen Literatur*. München: Ellermann, 1979.

Lyne 1970

R. O. A. M. Lyne. „Propertius and Cynthia: Elegy 1.3“. *Proceedings of the Cambridge Philological Society* 16 (1970), 60–78.

Michalopoulos 2011

Charilaos N. Michalopoulos. „Feminine Speech in Roman Love Elegy: Prop. 1.3“. *Leeds International Classical Studies* 10.4 (2011), 1–14.

Noonan 1990

J. D. Noonan. „Propertius 1.3, 3–4: Andromeda Is Missing“. *The Classical Journal* 86 (1990), 330–336.

Paardt 1985

Rudolf T. van der Paardt. „Propertius 1,3: De slaap als medeminnaar“. *Lampas* 18 (1985), 190–202.

Robinson 2013

Matthew Robinson. „Sleep, Surprise, and Catullus 64“. *Bulletin of the Institute of Classical Studies* 56.1 (2013), 89–115.

Rothstein 1966

Max Rothstein. *Propertius Sextus, Elegien. Erklärt von M. Rothstein*. Berlin: Weidmann, 1966.

Schwindt 2005

Jürgen Paul Schwindt. „Zeiten und Räume in augusteischer Dichtung“. In *La représentation du temps dans la poésie augustéenne: Zur Poetik der Zeit in augusteischer Dichtung*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2005, 1–18.

Schwindt 2013

Jürgen Paul Schwindt. „The Philology of History: How and What Augustan Literature Remembers“. In *Augustan Poetry and the Roman Republic*. Hrsg. von J. Farrell und D. P. Nelis. Oxford: Oxford University Press, 2013, 40–56.

Schwindt 2015

Jürgen Paul Schwindt. „Die Idee der Materialität (der Schrift) in Dichtungstexten des spätrepublikanischen und augusteischen Rom“. In *Materiale Textkulturen. Konzepte, Materialien, Praktiken*. Hrsg. von T. Meier, M. R. Ott und R. Sauer. Berlin und Boston: De Gruyter, 2015, 40–44.

Valladares 2005

Herica Valladares. „The Lover as a Model Viewer: Gendered Dynamics in Propertius 1.3“. In *Gendered Dynamics in Latin Love Poetry*. Hrsg. von R. Ancona und E. Greene. Baltimore, MD: Johns Hopkins University Press, 2005, 206–242.

Wimmel 1967

Walter Wimmel. „Luna moraturis sedula luminibus: Zu Properz 1, 3, 31/32“. *Rheinisches Museum für Philologie* 110.1 (1967), 70–75.

Wlosok 1967

Antonie Wlosok. „Die dritte Cynthia-Elegie des Properz (Prop. 1,3)“. *Hermes* 95 (1967), 330–352.

Abbildungsnachweis

1 © Successió Miró S.L. / Artists Rights Society (ARS), New York / ADAGP, Paris.

JÜRGEN PAUL SCHWINDT

Jürgen Paul Schwindt ist Professor für Klassische Philologie (seit 2000) sowie Klassische und Moderne Literaturwissenschaft (seit 2014) an der Universität Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Theorie der Literatur und die Theorie der Philologie. Zahlreiche Untersuchungen zur Semiotik und Epistemologie der spätrepublikanischen und frühkaiserzeitlichen Literatur. Soeben erschienen: *Thaumatographia. Zur Kritik der philologischen Vernunft* (2016).

Prof. Dr. Jürgen Paul Schwindt
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
Marshallhof 2–4
69117 Heidelberg, Deutschland
E-Mail: juergen.paul.schwindt@skph.uni-heidelberg.de

Gebhard J. Selz

Dinge und Wissen. Zu Objekt epistemologien im frühen Mesopotamien

Zusammenfassung

Grundlegend für eine altorientalistische Perspektive auf „epistemische Praktiken an, mit und infolge von Dingen“ ist, dass dem ontologischen Status von ‚Objekten‘ im Alten Orient kein besonderes Gewicht beigemessen wurde. Physische Objekte und abgeleitete, auch mentale Objekte, erschienen analog konzipiert; die mit solchen Objekten durchgeführten Manipulationen sind strukturell ähnlich, die Grenzen sind fließend. In ihren intentionalen und funktionalen Aspekten erweisen sich Objekte als Teil eines (semantischen) Netzwerkes, offen für kollektive und individuelle Selektionsmechanismen. Die Doppelung dieser Prozesse bei der *Beschreibung* der Welt der Objekte verweist auf die Grenzen altentumswissenschaftlicher ‚Narrative‘; ihre unabweisbare Vorläufigkeit bzw. ihr Modellcharakter.

Keywords: epistemische Objekte; Ontologie der Objekte; Objektmanipulationen; Handlungswissen; Mesopotamische Hermeneutik; altentumswissenschaftliche Narrative

Based on the hypothesis that the fundamental ontological distinction between physical and secondary (mental) objects was of minor relevance in Ancient Mesopotamia, it is argued that this has major effects for understanding all sorts of epistemic actions connected to things. All such actions – manipulations – are structurally similar and the boundaries between the different kinds of objects are fuzzy. With respect to their intentionality and functionality objects should be understood as elements embedded in a semiosphere, open to collective and individual interpretations. The reduplication of such objectification processes in the ‘narratives’ of Ancient Studies clearly points to the hermeneutical limits of all historical reconstructions: they are provisional, exemplary at its best.

Keywords: epistemic objects; ontology of objects; manipulation of objects; epistemic actions; Mesopotamian hermeneutics; archaeological narratives

1 Objekt epistemologie und Ontologie

Überlegung zu Fragestellungen der ‚Objekt epistemologien‘, die im Bereich der Altorientalistik relativ neu bzw. unbeachtet geblieben sind, berühren sich alsbald mit Aspekten der Martin Heideggerschen Ontologie, präziser mit seinem Werkzeugbegriff. Heidegger hat nämlich

den traditionellen substanz- bzw. wesensorientierten Dingbegriff zu Gunsten des Zeugbegriffs verworfen [...], der sich durch den Werkzeugbegriff prototypisch exemplifizieren lässt. [...] Die Seinsart eines Zeugs sei nicht die der ‚Vorhandenheit‘ in der Welt, sondern die der ‚Zuhandenheit‘ für menschliches Handeln.¹

Heideggers Begriff der ‚Zuhandenheit‘ nun berührt sich auffallend mit unserer Themenstellung, der Untersuchung und Beschreibung der „epistemische Praktiken an, mit und infolge von Dingen, die zur Konstruktion altertumswissenschaftlicher Narrative vollzogen wurden bzw. werden“; auch gegenwärtige Handlungsroutinen „basieren auf jeweils variierenden Zuschreibungen an und Wissen über Objekte, und mit jeder neuen Handlung wird neues Wissen generiert.“² Eine wesentliche Erweiterung unserer Fragestellung ergibt sich durch die Extension des Objektbegriffs, worunter nicht nur natürliche und produzierte physische Objekte, sondern auch die, *sic venia verbo*, mentalen Objekte zu subsumieren sind.³ Diese Auffassung verbindet sich in bezeichnender Weise mit unserem Wissen über die rekonstruierbare mesopotamische Ontologie: Unsere binären Kategorisierungen, wie konkret und abstrakt oder physisch und metaphysisch – das *tertium non datur* allgemein – sind nicht der Dreh- und Angelpunkt mesopotamischen Denkens. Ein beliebtes Beispiel hierfür bieten die sumerischen ‚me‘, ein Begriff, der den unterschiedlichsten Bestimmungen unterworfen wurde. Mit ‚me‘⁴ werden zum einen konkrete Dinge bezeichnet, aber auch die diese zugeschriebenen, inhärent gedachten dynamistischen Kräfte, und schließlich die damit verbundenen mentalen Objekte, ‚Ideen‘, und somit letztendlich auch die Ordnungen der Welt (Tab. 1).

1 Köller 2012, 159 mit Verweis auf Heidegger 1963, § 15, 66–72.

2 Zitate aus dem Konzept zum Workshop Objekt epistemologien. Zum Verhältnis von Dingen und Wissen in ‚multiplen Vergangenheiten‘ des Berliner Antike-Kollegs am 21.07.2015.

3 Vgl. hierzu die Überlegung in Selz 2002 und Selz 2004.

4 Siehe zusammenfassend Farber 1990; Farber-Flügge 1973; Selz 2002; vgl. in Vorbereitung: Gebhard J. Selz. „A Mesopotamian Path to Abstraction? On Sumerian ‘Ontologies’“ In *Melammu Symposia*.

I-1	nam-en	Amt / Funktion des En-Priesters / Herrschaft
I-2	nam-lagal	Amt des Lagal-Priester
I-3	nam-diġir	Götteramt, Göttlichkeit
II-4	aga-zi-maḥ	Erhabene Legitimität verleihende Herrscherkappe
II-5	šis ^{is} gu-za-nam-lugal	Thron des Königtums
II-6	giṛu-maḥ	Erhabenes Zepter
II-7	sibir eškirī	Ochsenziemer (und) Nasenseil
II-8	túg-maḥ	Kultgewand
II-9	nam-sipa	Hirtenamt / Hirtentum
II-10	nam-lugal	Königsamt / Königtum
III-11	nam-é-gi-zi	Amt /Funktion der ‚legitimen Fürstin‘
III-12	nam-nin-diġir	Amt der göttlichen Herrin
IV-13	nam-išib	Amt des Reinigungspriester
IV-14	nam-lú-maḥ	Amt Luma [©] -Priester (e. Hoherpriester)
IV-15	nam-gudu ₄	Amt des Salbpriester(?)
V-16	niġ-gi-na	Beständigkeit / Recht
V-17	GÁ.GAN	...
V-18	si-x	...
VI-19	kur-e ₁₁ -dè	Herabsteigendes Bergland
VI-20	kur-e ₁₁ -da	Herbgestiegenes Bergland
VII-21	kur-ġar-ra	‚Grenzüberschreiter‘(?)
VII-22	ġir ba-da-ra	Messer (und) Schwert
VII-23	saġ-ur-saġ	Buhlknabe, Hijra(?)
VII-24	túg-gi ₆	Dunkles Gewand
VII-25	túg-gùn-a	Buntes Gewand
VII-26	gú-bar	Nackenfrisur

Tab. 1 Der Anfang der Liste der ‚Me‘ nach Farber-Flügge 1973. – Zur abweichenden Gliederung, wie sie der Text selbst vornimmt, vgl. Farber-Flügge 1973, 99–100; sie selbst gruppiert etwas anders als ich, vgl. Farber-Flügge 1973, 101–115.



Abb. 1 Zählsteine.



Abb. 2 Perforierte Etikette.

2 Objektmanipulationen

Die Konstituierung von Objekten ist nicht allein eine Frage philosophischer Ontologie, sie ist auch ein wichtiges Forschungsfeld der Kognitionswissenschaften. Diese zeigen beispielsweise, dass Bewegung, Geräusche, Farben und Größe nicht allein grundlegende Eigenschaften der Umwelt und von Objekten sind, sondern dass sie im Zentrum aller Arten von kognitiven Prozessen stehen. Dabei stehen insbesondere Mengenvorstellungen im Zentrum neuerer Forschungen – Mengenvorstellungen und Objektmanipulationen bilden den entscheidenden Schritt zur Abstraktion – d. h. der Entwicklung eines Konzepts von „mentalenen Objekten“.⁵

5 „Numerosity, the ability to think about and reason with numbers, may serve as one evolutionary cognitive basis for basic abstractive thinking and fully modern symbolic thinking“ (Coolidge und Overmann 2012, 204). „Animal and human brains have been endowed by evolution by mechanisms based on parietal circuitry for representing numerosity in an highly abstract, although approximate fashion“ (Piazza und Izard 2009, 261); s. a. Malafouris 2010

und vgl. bereits: „Rational thought consists of the manipulation of abstract symbols [...] and that these symbols get their meaning via correspondence with the world, *objectively construed*, that is, independent of the understanding of any organism. [...] On the objectivist view, *all* rational thought involves the manipulation of abstract symbols which are given meaning only via conventional correspondences with things in the external world“ (Lakoff 1987, xii).



Abb. 3 (Gesiegelte) Zahlentafel.

Eng mit den skizzierten Thesen der Kognitionswissenschaft verbunden sind die als Schriftvorläufer bekannten Zählsteine (‘tokens’), Zahlentafeln und die zu Kontrollzwecken in sphärische Hüllen eingeschlossenen Zählsteine, die auch außen auf der gesiegelten Hülle eingedrückt waren (Abb. 1–6).⁶ Auch wenn nur teilweise rekonstruierbar, so bezeugen diese Artefakte doch Handlungsverfahren, die in einem sehr präzisen Sinne fortlaufend neues Wissen generierten. Dabei ist in unserem Zusammenhang die Frage nach der diskutierten Entwicklung von Zählsteinen (‘tokens’) zu sphärischen hohlen Tonkugeln (*bullae*), zu numerischen Tafeln und dann zu Protokeilschrifttafeln nicht von Interesse;⁷ wichtig sind vielmehr die mit diesen Gegenständen verbundenen Handlungen, Manipulationen.

Dass durch diese jeweils spezifisch neues Wissen erzeugt wird, scheint unmittelbar einsichtig. Manche dieser Handlungen bleiben eher zufällig und das kreierte Wissen ist vielleicht nur flüchtig. In anderen Fällen resultieren mehr oder minder standardisierte Handlungsroutrinen in der Erschließung neuer Wissensfelder; sie werden paradigmatisch und wirken auf die gewusste Weltsicht zurück. An anderer Stelle habe ich argumentiert, dass die Handlung des Abrollens von zylindrischen Siegeln (Rollsiegeln) – ein zeitgebundener Vorgang – es ermöglicht, zeitliche Vorgänge – Narrative – festzuhalten

6 Vgl. Wagensooner 2009.

7 Vgl. die Diskussion in Pollock 1999, 166, mit weiterer Literatur und dem Verweis auf Michalowski

1990, 54–58, der die relative Unabhängigkeit (und teilweise) Gleichzeitigkeit dieser Systeme betont.



Abb. 4 Sphärische (gesiegelte) Tonkugel (mit Zählsteinen).

und damit als Gewusstes verfügbar zu halten.⁸ Das Resultat ist nicht allein eine Wissensmehrung, sondern eine Veränderung im Dispositiv: Chronologie von Vorgängen wird in neuer Form und anschaulich (objekthaft) verfügbar; und die epistemologischen Auswirkungen sind gewaltig.

Objektmanipulationen haben nicht nur bei den Vorformen der Schrift, sondern spezifisch auch bei der Herausbildung der frühen Zeichenformen eine erhebliche Bedeutung besessen. Die geradezu spielerische Veränderung von Zeichen, Drehung, Spiegeln, Modifikation der Zeichen durch Strichelung und die Kombination von Zeichen und Zeichenelementen – wie sie vor allem Jean-Jacques Glassner und Theo Krispijn beschrieben haben⁹ – besitzen die Fähigkeit, immer neues Wissen zu repräsentieren und zu generieren.

Grundlegend für Durchführung und Auswirkung solcher Manipulationen sind meines Erachtens symbolische und metaphorische Verfahren. Metaphern verbinden einen Quellenbereich (*source domain*) mit einem Zielbereich (*target domain*) und sind ein wichtiges Mittel zur Schaffung sekundärer (mentaler) Objekte und, nebenbei bemerkt, allge-

8 Selz 2014a.

9 Glassner 2000, 171–177; Krispijn 1991–1992, 12–22.

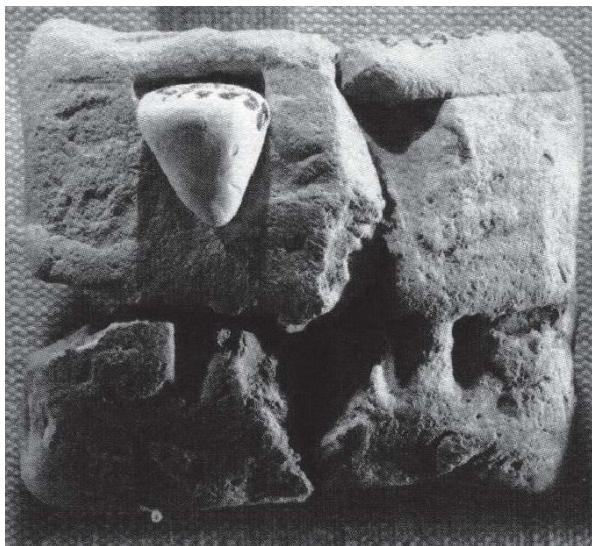


Abb. 5 Tontafel mit
Zählsteinabdruck.

genwärtig.¹⁰ Metaphern basieren auf oder behaupten eine bestimmte Anzahl von Ähnlichkeiten und etablieren Beziehungen der gleichen Art wie Symbole. Dabei verbinden Metaphern und Symbole häufig Gegenstände (Objekte) von für uns heute unterschiedlichem ontologischen Status, zum Beispiel physische und alle Arten von abgeleiteten Objekten. Diese Verbindung sei an zwei sumerischen Sprichwörtern illustriert: SP 2.11., „Das Schicksal ist ein Hund, fähig zu beißen; es hängt an einem wie schmutzige Fetzen“ oder: SP 2.14., „Die Arbeit ist ein Hund; wie ein Hund läuft sie dir nach.“¹¹ In beiden Fällen wird versucht die eher abstrakten Begriffe, Arbeit und Schicksal, greifbar zu machen.

Objekte, physische wie mentale, sind in erster Linie manipulierbar, sind Handlungen unterworfen. Die Intentionalität solcher Manipulationen ist oft, aber nicht immer sichtbar; gelegentlich mögen sie sogar als intentionslos, als rein ‚spielerisch‘ erscheinen. Dabei impliziert die Hypothese einer mangelnden Unterscheidung zwischen physischen – aufgefundenen oder produzierten – Objekten und mentalen Objekten, dass die Handlungen ‚an, mit und infolge von Dingen‘ strukturell vergleichbar sein müssen. Als ‚epistemisch‘ gelten mir dabei jene Praktiken die sich – in synchroner Perspektive – regelhaft aus der allgemeinen Weltsicht, dem damit verbundenen Diskursuniversum und der eher spezifischen Wissenswelt speisen und diese gleichzeitig erweitern.

10 Grundlegend dazu Lakoff und Johnson 1980 [2003]; vgl. auch Köller 2012.

11 Alster 1997, 48–49.



Abb. 6 Archaische Tafel.

3 Epistemische Objekte und die Rekonstruktion von Handlungskontexten

Im nachfolgenden werden mögliche Rekonstruktion von Weltanschauung und Narrativen an drei Beispielen erläutert: Zum ersten (3.1) wird aufgezeigt, wie auch visuell repräsentierte Objekte verschiedenen Arten von Manipulationen unterworfen sind. Dabei handelt es sich zunächst um visuelle Zitate, die nicht nur Handlungskontexte erhellen, sondern aufzeigen in welchen epistemischen Zusammenhang diese Objekte vorgefunden werden und welches Weltwissen in ihnen eingebettet war. Zum zweiten (3.2) werden versuchsweise am Beispiel der frühdynastischen Tüllenkanne Handlungsrouninen für einen spezifischen Objekttyp rekonstruiert. Als drittes Beispiel (3.3) wähle ich die textliche Überlieferung zu den Werkzeugen Pflug und Hacke, wobei diese Auswahl dadurch begründet ist, dass Texte deren Rolle als ‚epistemische Objekte‘ recht gut nachzeichnen lassen. Abschließend (4.) diskutiere ich kurz das Verhältnis von Objekt und

Handlung, wobei argumentiert wird, dass die mit Objekten verbundenen Handlungs-routinen erstaunliche Parallelen zu rituellen Handlungen aufweisen. Beide betreffen offene Episteme insofern als ‚mit jeder neuen Handlung wird neues Wissen generiert‘ wird.

3.1 Uruk-Vasen und Handlungswissen

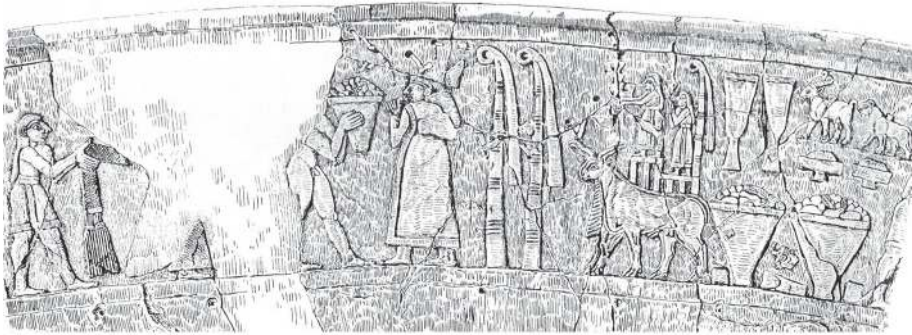
Die Darstellung von Objekten und die Objekte selbst sind vergleichbaren Manipulationen unterworfen. Beide können verändert, (neu) arrangiert und in ähnliche oder sogar völlig neue Kontexte eingebunden werden. Sehr gut bezeugt ist das Phänomen der Zitierung visualisierter Objekte in unterschiedlichen, manchmal sogar ganz neuen Kontexten. Gut bekannt ist, dass auf der Darstellung der Uruk-Vase quasi selbstreferentiell auf diese (beiden) Vase(n) verwiesen wird (Abb. 7). Zitiert werden diese aber auch nicht selten auch auf Darstellungen der annähernd zeitgleichen Glyptik. In diesen Fällen zeigt sich ein zumindest verändertes und erweitertes, gegebenenfalls vielleicht sogar ein eher neues Handlungswissen.

Damit werden aber Handlungsfelder deutlich, es wird Wissen nicht nur transportiert, sondern auch erzeugt und eine Objektepistemologie wird für uns rekonstruierbar, wenigstens in Ansätzen. Ein völlig anderer Verweis erfolgt natürlich, wenn wir das Objekt ‚Uruk-Vase‘ im Kontext der Plünderung des Iraq Museum 2003 und seiner erfolgten Rückgabe betrachten. Hier zeigt sich, dass es sich bei den Epistemologien der Objekte um offene Systeme handelt; gerade darin besteht der Grund für ihre Bedeutung.

Auch wenn auf einem frühdynastischen Mischkrug derselbe im Darstellungsrepertoire der Verzierung ‚zitiert‘ wird, werden die damit verbundenen Rituale und Weltanschauungen greifbar (Abb. 8). Sie erlauben die Rekonstruktion eines wichtigen Aspektes historischer Narrative, im gegebenen Falle die Bedeutung gemeinschaftsstiftender und -sichernder Rituale für diese Epoche.

3.2 Libationsgefäße

Unser zweites Beispiel hier ist der im Befund frühdynastischer Ausgrabungsschichten so zahlreich anzutreffende Gefäßtyp der Tüllenkanne. Ihre Funktion als Gießgefäß in Libationen wird durch Abbildungen präzisiert, in denen sie als Gefäß zur Flüssigkeitsspende für Pflanzen zitiert wird. Im Beispiel auf Abbildung 9 ist der Kultoffiziant nackt dargestellt, was eine ithyphallische Deutung der Gefäßform nahelegt, die sich auch durch



a



b



c

Abb. 7 Die (zwei) UrukVase(n) als Zitate; auf der Vase selbst (a); in der Glyptik (b–c). a. Ausschnitt aus der Vasen-Umzeichnung; b–c. Die zwei Uruk-Vasen in Tierfütterung und Opferkontext.

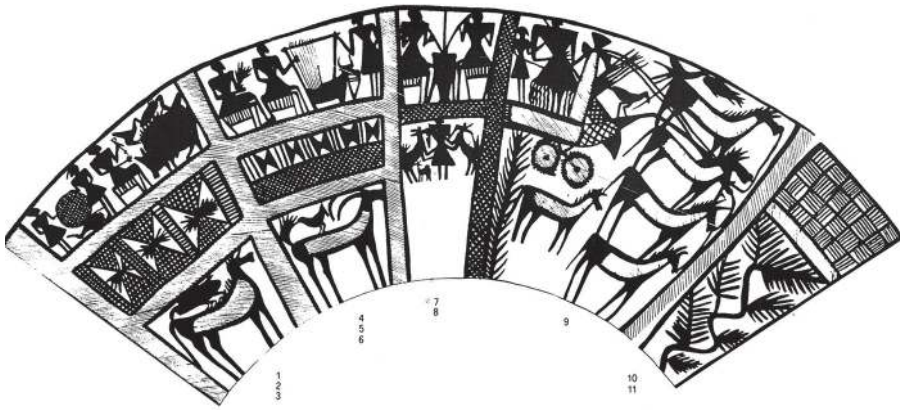


Abb. 8 Mischgefäß. Gefäßdekoration auf einem Krug der Scharlach-Ware mit Bankettszene und dabei verwendeten Gefäßen.

mythologisierende Texte stützen lässt.¹²

Damit stellt die ‚Epistemologie‘ der Tüllenkanne eine bedeutsame Verbindung zwischen pflanzlicher und animalischer Fruchtbarkeit her, einem Kernpunkt der frühen mesopotamischen Weltansicht. Noch mehr lässt sich dazu festhalten: die Tüllenkanne spielt auch im Beerdigungsritual eine wichtige Rolle (Abb. 10). Hier verweist sie auf den generellen Aspekt der Erneuerung, der magischen Wiederbelebung, wie auch immer diese Vorstellung im Detail konzeptualisiert gewesen sein mag.¹³

3.3 Die ‚Hacke‘ als epistemisches Objekt

Das Konzept epistemischer Objekte lässt sich an der textlichen Überlieferung über Pflug und Hacke, den vielleicht wichtigsten mesopotamischen Werkzeugen, als altorientalisches *emisches* Konzept nachzeichnen.

Als Quellen zu nennen sind hier der Sumerische Bauernkalender,¹⁴ das Streitgespräch von Hacke und Pflug,¹⁵ sowie drittens das Lied der Hacke.¹⁶

Im Sumerischen Bauernkalender wird zwar die Nützlichkeit der Hacke bei Feldarbeiten benannt, erheblich größere Bedeutung wird aber den unterschiedlichen Pflügen

12 Siehe z. B. Enki and the World Order, Zeile 250–254: „After he had turned his gaze from there, after Father Enki had lifted his eyes across the Euphrates, he stood up full of lust like a rampant bull, lifted his penis, ejaculated and filled the Tigris with flowing water“; Übersetzung: *The Electronic Text Corpus of Sumerian Literature* (ECTSL) und vgl. Cooper 1989.

13 Vgl. Selz 2014b.

14 Civil 1994.

15 Vanstiphout 1997.

16 Vanstiphout 1992; Farber 2015.



Abb. 9 Libation (mit Tüllenkanne). Weiheplatte aus Tello mit nacktem Adoranten, der vor Göttin in ein Gefäß mit Pflanzen libiert.

beigemessen. Überhaupt ist ein guter Zustand der verschiedenen Feldarbeitsgerätschaften insgesamt von großer Bedeutung (Z. 14–17): „Deine Geräte sollten bereit sein; Die Einzelteile Deines Jochs sollten zusammengefügt sein. Die neue Geißel soll am Nagel (bereit) hängen.“ Beschrieben werden dann die Aufgaben von Umbruchpflug, Egge und Saatzpflug (Z. 30–63). Auch die Hacke kommt zum Einsatz (Z. 8–13), neben spezifisch beschriebenen Aufgaben heißt es auch (Z. 40): ḡis^{al} $\text{du}_3\text{-a-bi ḥa-ra-ab-ak-e}$, „Die Hacke möge alle möglichen (anderen Arbeiten) durchführen.“

Das Streitgespräch zwischen Hacke und Pflug (Übersetzung folgt ECTSL 5.3.1) diskutiert dann in einiger Ausführlichkeit die Vorteile beider Gerätschaften, wobei beide eine Überlegenheit beanspruchen. In Z. 7–19 lesen wir:

The Hoe having engaged in a dispute with the Plough, the Hoe addressed the Plough: Plough, you draw furrows – what does your furrowing matter to me? You break clods – what does your clod-breaking matter to me? When water overflows you cannot dam it up. You cannot fill baskets with earth. You cannot press (?) clay to make bricks. You cannot lay foundations or build a house. You cannot strengthen an old wall’s base. You cannot put a roof on a good man’s house. Plough, you cannot straighten the town squares. Plough, you draw furrows – what does your furrowing matter to me? You make clods – what does your clod-making matter to me?

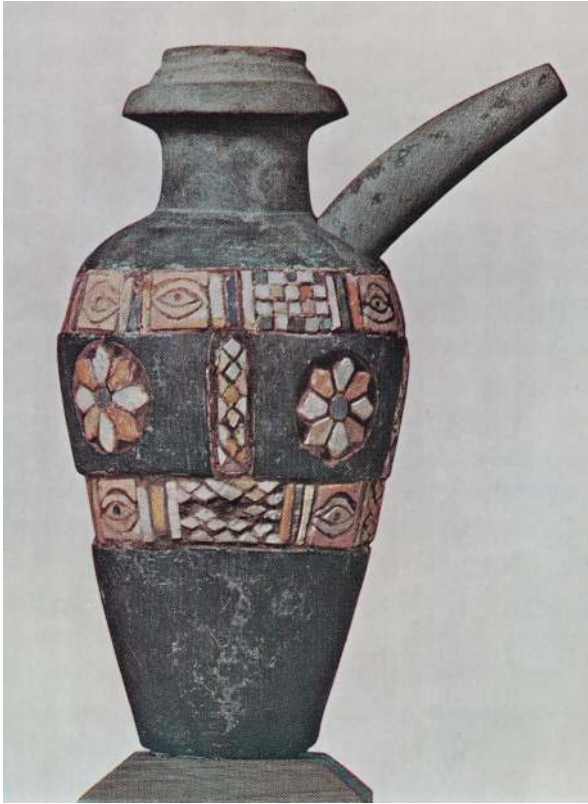


Abb. 10 Tüllenkanne (mit Einlegearbeiten – Symbolen).

Der Pflug hält dagegen (Z. 52–56):

Hoe, digging miserably, weeding miserably with your teeth; Hoe, burrowing in the mud; Hoe, putting its head in the mud of the fields, spending your days with the brick-moulds in mud with nobody cleaning you, digging wells, digging ditches, digging [...]!

Die Hacke insistiert nun auf ihrer Überlegenheit, die gerade in ihrer nicht spezialisierten Verwendung gesehen wird (Z. 64–66):

Plough, what does my being small matter to me, what does my being exalted matter to me, what does my being powerful matter to me? – at Enlil's place I take precedence over you, in Enlil's temple I stand ahead of you.

Und Z. 67–75:

I build embankments, I dig ditches. I fill all the meadows with water. When I

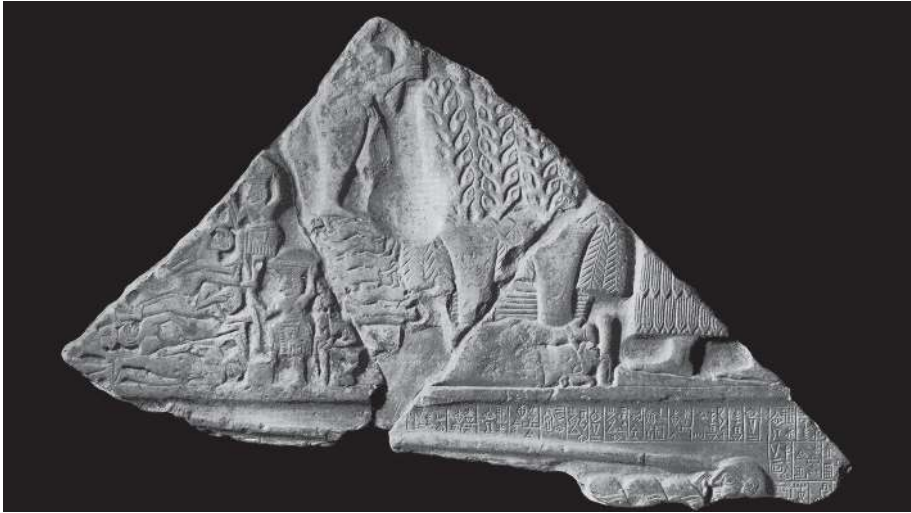


Abb. 11 Geierstele. Ausschnitt aus der Rückseite der ‚Geierstele‘ des E'ananum mit Bestattungsritual und libierendem nackten Kultoffizianten.

make water pour into all the reedbeds, my small baskets carry it away. When a canal is cut, or when a ditch is cut, when water rushes out at the swelling of a mighty river, creating lagoons on all sides (?), I, the Hoe, dam it in. Neither south nor north wind can separate it.

Der Pflug dagegen sei zu kompliziert (Z. 91–99):

When you come out to the field after me, your single furrow brings you pleasure. When you put your head to work and get entangled in roots and thorns, your tooth breaks. Once your tooth is fixed, you cannot hold onto your tooth. Your farmer calls you ‘This Plough is done for.’ Carpenters have to be hired again for you, people [...] for you. A whole workshop of artisans surrounds you.

Es ist in diesem Kontext daher wenig überraschend, dass die Hacke über den Pflug letztlich triumphiert. Es sind die vergleichsweise umfassenderen Einsatzmöglichkeiten – die nahezu unendliche Zahl an möglichen Handlungsroutinen –, die die Überlegenheit der Hacke begründen. Auf unsere Fragestellung angewendet ergibt sich, dass das mit der Hacke verbundene Objektwissen vielfältiger und offener erscheint. Der spezialisiertere Pflug dagegen ist mit speziellerem Wissen verbunden. Dieses ist jedoch schwieriger zu beschreiben – und zu erwerben.

Im Sinne des spielerischen Aspekts von Objektmanipulationen und der damit ein-

hergehenden hermeneutischen Öffnung ist abschließend auf das ‚Lied von der Hacke‘¹⁷ zu verweisen, das, wie Farber zeigte, auch eine humoristische Betrachtungsweise ermöglicht.¹⁸

Im Menschenschöpfungsprozess wird der Hacke eine hervorragende Bedeutung zugeschrieben – wobei sich die ansonsten konkurrierenden Konzepte der *emersio* und der *formatio* verbunden zeigen, nach Farber eine Demonstration schreiberlicher Gelehrsamkeit:

Am Ort, wo Fleisch (und Blut) entstehen soll, setzte Enlil die Hacke an die Arbeit. Ein Erstes Beispiel für die Menschen ließ er sie in die Ziegelform streichen. Und sein Volk brach durch die Erdspalten hervor, auf Enlil zu.¹⁹

Dort, wo das Fleisch wächst (uzu-mú-a, uzu-è-a) errichtete er zuerst die Achse der Welt, dur-an-ki ‚das Band von Himmel und Erde‘ (Name von Nippur als Zentrum des Universums).

Was die Unterwelt angeht; die Hacke begräbt die Leute; aber durch die Hacke werden die Toten auch ausgegraben.

Preis verdienen daher die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten der Hacke:

Die Hacke lässt alles gedeihen, die Hacke lässt alles wachsen! Die Hacke (bewirkt) gutes Getreide; die Hacke ist ein Fangnetz (var. ein Hausverwalter). Die Hacke ist eine Ziegelform; die Hacke lässt Diener(?) vorhanden sein. Es ist die Hacke, die die Armkraft der jungen Männer (besitzt); Hacke und Tragkorb sind Dinge, die Städte bauen. Richtige Häuser bauen sie, richtige Felder legen sie an. Du (Hacke) bist es, die die Felder korrekt erweitert. Das Feld, das seinem Besitzer Widerstand bietet, das Feld, das sich seinem Besitzer nicht ‚beugt‘: die Hacke unterwirft es dem Besitzer. Unkraut ‚enthauptet‘ sie; seine Wurzeln gräbt sie aus, seine Halme reißt sie aus.²⁰

4 Zur Bedeutung der Objektepistemologie

Obzwar wie oben skizziert die für uns zentralen Kategorisierungen im alten Mesopotamien keine Rolle spielten und in ihren Grenzen oft unscharf scheinen, ist es sinnvoll, die Wissensformen nach Herstellungswissen und Handlungswissen zu unterscheiden.

17 Vanstiphout 1992; Farber 2015.

18 Farber 1999. Der spielerische Umgang mit dem Wort für Hacke (𒂍al) hat sogar einen phonetischen Aspekt: Alle möglichen Worte und Wortformen, die

mit /al/ gebildet sind, werden angeführt.

19 Z. 18–20; Übersetzung Farber 1999, 372.

20 Z. 94–105.

Im Vorausgehenden habe ich mich dabei vornehmlich auf das Handlungswissen konzentriert, die Manipulationen, denen alle Objekte, natürliche physische, produzierte (Artefakte) oder mentale Objekte in analoger Weise unterworfen sein können. Differenzierter wird das Bild, wenn man auf den Aspekt des Herstellungswissens rekurriert. Für natürliche physische Objekte ist dies Gegenstand der Kosmogonie; das Wissen über Artefakte wird im Bereich des Handwerks übermittelt, wohingegen mentale Objekte in Mesopotamien immer auch eine kosmologische Sphäre berühren.

Zurückkommend auf die hier zu behandelnde Fragestellung zeigt sich, dass die untersuchten Quellen wichtige Einblicke ermöglichen in die epistemischen Praktiken, in die ‚Zuhandenheit‘ der Objekte im mesopotamischen Altertum. Besonders bedeutsam erscheint, dass offenbar neben dem Herstellungswissen (von Artefakten) auch im Alten Mesopotamien ein real vorhandenes und reflektiertes Konzept von Verwendungswissen existierte, das sich auf natürliche oder vorgefundene Objekte wie auf mentale Objekte erstreckte. Beide Wissensformen sind eng verbunden mit der Manipulierbarkeit von Objekten. Dabei sind solche Objektmanipulationen tendenziell unendlich möglich. Genau deshalb kann durch solche Manipulationen ‚neues‘ Wissen erzeugt werden. Demnach beschreiben Objekt epistemologien offene Handlungssysteme. Wobei erzeugtes Wissen letztlich in die Episteme, in die paradigmatischen Weltanschauungen eingebunden ist. Genau dann aber verliert dieses Wissen den Charakter des Ephemereren, Zufälligen. In diesem Sinne aber wird auch die Konstruktion ‚altertumswissenschaftlicher Narrative‘ der Beliebigkeit entzogen. Die Rekonstruktion des mit den auffindbaren Gegenständen verbundenen Wissens – so modellhaft und vorläufig dies auch unvermeidlicher Weise sein mag – erweist sich als zentral für alle nachgeordneten ‚altertumswissenschaftlichen Narrative‘. Die skizzierten Manipulationen haben des Weiteren gezeigt, dass unsere Quellen in Bezug auf die mit den Gegenständen verbundenen ‚epistemischen‘ Zuschreibungen bewusst variieren und manipulieren, wobei der spielerische Ansatz von besonderer Bedeutung scheint. Gegenstand und Handlungsroutine stehen in einer komplexen, uneindeutigen Beziehung. Objekt epistemologien sind daher (tendenziell) offen. Es ist denn die mit Objekten verbundene Handlung, das Verwendungswissen, was eine Objekt epistemologie erst sinnvoll und greifbar macht. Es scheint daher, dass eine Epistemologie des Objektes in ähnlicher Weise an seine Handhabung gebunden ist wie die Bedeutung eines Rituals an seinen konkreten Vollzug.²¹ Objekte und Ritual sind ‚epistemisch offen‘.

21 Theoretische und beispielhafte Überlegungen zu Ritualen in den frühen mesopotamischen Texten finden sich in Selz 2007, 77–115, wo gezeigt wird, dass ein Ritual seine spezifische Bedeutung durch den Vollzug (im Handlungskontext) erhält. Seine Bedeutung ist in dieser Hinsicht ‚epistemisch offen‘, allerdings keinesfalls beliebig.

Bibliographie

Alster 1997

Bendt Alster. *Proverbs of Ancient Sumer*. Bethesda: CDL Press, 1997.

Civil 1994

Miguel Civil. *The Farmer's Instructions. A Sumerian Agricultural Manual*. Barcelona: Sabadell, 1994.

Coolidge und Overmann 2012

Frederick L. Coolidge und Karenleigh A. Overmann. „Numerosity, Abstraction, and the Emergence of Symbolic Thinking“. *Current Anthropology* 53.2 (2012), 204–225.

Cooper 1989

Jerrold S. Cooper. „Enki's Member: Eros and Irrigation in Sumerian Literature“. In *Dumu-E2-Dub-BA-A: Studies in Honor of Åke W. Sjöberg*, Hrsg. von H. Behrens, D. Loding und M. Roth. Philadelphia: University Museum, 1989, 87–89.

Crüsemann u. a. 2013

Nicola Crüsemann, Margarete van Ess, Markus Hilgert und Beate Salje. *Uruk: 5000 Jahre Megacity*. Petersberg: Imhof Verlag, 2013.

Delougaz und Lloyd 1942

Pinhas Delougaz und Seton Lloyd. *Pre-Sargonic Temples in the Diyala Region*. Oriental Institute Publications 58. Chicago: The University of Chicago Press, 1942.

Farber-Flügge 1973

Gertrud Farber-Flügge. *Der Mythos ‚Inanna und Enki‘ unter besonderer Berücksichtigung der Liste der m e*. Studia Pohl 10. Rom: Biblical Institute Press, 1973.

Farber 1990

Gertrud Farber. „me (ġarza, paršu)“. In *Realllexikon der Assyriologie*. Hrsg. von E. Ebeling und B. Meissner. Bd. 7. Berlin und New York: De Gruyter, 1990, 610–613.

Farber 1999

Gertrud Farber. „Das Lied von der Hacke‘, ein literarischer Spaß?“. In *Landwirtschaft im alten Orient: Ausgewählte Vorträge der XLI. Rencontre Assyriologique Internationale, Berlin, 4.–8.7.1994*. Hrsg. von H. Klengel und J. Renger. Berliner Beiträge zum Vorderen Orient 18. Berlin: Reimer, 1999, 369–373.

Farber 2015

Gertrud Farber. „Das Lied von der Hacke“. In *Erzählungen aus dem Land Sumer*. Hrsg. von K. Volk. Wiesbaden: Harrassowitz, 2015, 69–76.

Glassner 2000

Jean-Jacques Glassner. *Ecrire à Sumer: l'invention d'une cunéiforme*. Paris: Seuil, 2000.

Heidegger 1963

Martin Heidegger. *Sein und Zeit*. 10. Aufl. Tübingen: Niemeyer, 1963.

Heinrich 1936

Ernst Heinrich. *Die Kleinfunde aus den archaischen Tempelschichten in Uruk-Warka*. Ausgrabungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka, Band 1. Berlin: Verlag der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1936.

Köller 2012

Wilhelm Köller. *Sinnbilder für Sprache. Metaphorische Alternativen zur begrifflichen Erschließung von Sprache*. Studia Linguistica Germanica 109. Berlin und Boston: De Gruyter, 2012.

Krispijn 1991–1992

Theo J. H. Krispijn. „The Early Mesopotamian Lexical Lists and the Dawn of Linguistics“. *Jaarbericht Ex Oriente Lux* 32 (1991–1992), 12–22.

Lakoff 1987

George Lakoff. *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 1987.

Lakoff und Johnson 1980 [2003]

George Lakoff und Mark Johnson. *Metaphors We Live By*. Chicago: University of Chicago Press, 1980 [2003].

Malafouris 2010

Lambros Malafouris. „The Brain-Artefact Interface (BAI): A Challenge for Archaeology and Cultural Neuroscience“. *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 5.2 (2010), 264–273.

Michalowski 1990

Piotr Michalowski. „Early Mesopotamian Communicative Systems“. In *Investigating Artistic Environments in the Ancient Near East*. Hrsg. von A. C. Gunter. Washington D. C.: Smithsonian Institute Press, 1990, 53–69.

Moortgat 1967

Anton Moortgat. *Die Kunst des Alten Mesopotamien*. Köln: DuMont, 1967.

Nissen, Damerow und Englund 1990

Hans J. Nissen, Peter Damerow und Robert K. Englund. *Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient*. Hildesheim: Verlag Franzbecker, 1990.

Piazza und Izard 2009

Manuela Piazza und Véronique Izard. „How Humans Count: Numerosity and the Parietal Cortex“. *Neuroscientist* 15 (2009), 261–273.

Pollock 1999

Susan Pollock. *Ancient Mesopotamia*. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 1999.

Selz 2002

Gebhard J. Selz. „Die Spur der Objekte. Überlegungen zur Bedeutung von Objektivierungsprozessen und Objektmanipulationen in der mesopotamischen Frühgeschichte“. In *Subjekte und Gesellschaft: zur Konstitution von Sozialität. Für Günter Dux*. Hrsg. von U. Wenzel, B. Bretzinger und K. Holz. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2002, 233–258.

Selz 2004

Gebhard J. Selz. „Composite Beings: Of Individualization and Objectification in Third Millennium Mesopotamia“. *Archiv Orientalni* 72 (2004), 33–53.

Selz 2007

Gebhard J. Selz. „Zu Ritual und Literatur in frühen mesopotamischen Texten“. In *Literatur und Religion 1. Wege zu einer mythisch-rituellen Poetik bei den Griechen*. Hrsg. von A. Bierl, K. Lämmle und R. Wesselmann. 2007, 77–115.

Selz 2014a

Gebhard J. Selz. „Considerations on Narration in Early Mesopotamia“. In *Studies in Sumerian Language and Literature: Festschrift für Joachim Krecher*. Hrsg. von N. Koslova, E. Vizirova und G. Zólyomi. Babel und Bibel 8. Winona Lake: Eisenbrauns, 2014, 437–454.

Selz 2014b

Gebhard J. Selz. „Plant Metaphors: On the Plant of Rejuvenation“. In *From Source to History: Studies on Ancient Near Eastern Worlds and Beyond: Dedicated to Giovanni Battista Lanfranchi on the Occasion of His 65th Birthday on June 23, 2014*. Hrsg. von S. Gaspa, A. Greco, D. Bonacossi, Ponchia S. und Rollinger R. *Alter Orient und Altes Testament* 412. Münster: Ugarit-Verlag, 2014, 655–667.

Strommenger 1962

Eva Strommenger. *Fünf Jahrtausende Mesopotamien*. München: Hirmer, 1962.

Talon und van Lerberghe 1997

Philippe Talon und Karel van Lerberghe, Hrsg. *En Syrie. Aux origines de l'écriture*. Turnhout: Brepols, 1997.

Vanstiphout 1992

Herman L. J. Vanstiphout. „The Mesopotamian Debate Poems. A General Presentation. Part II. The Subject“. *Acta Sumerologica* 14 (1992), 339–367.

Vanstiphout 1997

Herman L. J. Vanstiphout. „Sumerian Canonical Compositions. C. Individual Focus. 5. Disputations“. In *The Context of Scripture, I: Canonical Compositions from the Biblical World*. Hrsg. von W. W. Hallo. Leiden, Boston und Köln: Brill, 1997, 575–588.

Wagensonner 2009

Klaus Wagensonner. „Non-Textual Markers or Pseudo-Written References. Some Glimpses from the Mesopotamian Field“. In *Non-Textual Marking Systems, Writing and Pseudo Script from Prehistory to Modern Times*. Hrsg. von P. Andrassy, J. Budka und F. Kammerzell. *Lingua Aegyptia – Studia monographica* 8. Göttingen: Seminar für Ägyptologie und Koptologie, 2009, 33–67.

Woods, Teeter und Emberling 2010

Christopher Woods, Emily Teeter und Geoff Emberling, Hrsg. *Visible Language. Inventions of Writing in the Ancient Near East and Beyond*. Oriental Institute Museum Publications 32. Chicago: The Oriental Institute, 2010.

Abbildungs- und Tabellennachweis

ABBILDUNGEN: 1 Talon und van Lerberghe 1997, 195 Abb. 25–41. 2 Woods, Teeter und Emberling 2010, Abb. 43 (obv.). 3 Crüsemann u. a. 2013, 209 Abb. 34.6. 4 Nissen, Damerow und Englund 1990, 49 Abbildung 6c. 5 Wagensonner 2009, 58 Fig. 4.c (ohne Fundnummern). 6 Crüsemann u. a. 2013, 170, Abb.

26.2. 7 a) Heinrich 1936, Tafel 38; b) Moortgat 1967, Tafel B.1a; c) Moortgat 1967, Tafel A.6. 8 Delougaz und Lloyd 1942, Taf. 135. 9 Moortgat 1967, Abb. 114. 10 Strommenger 1962, Tafel VI (a). 11 Moortgat 1967, Abb. 121.
TABELLEN: 1 Selz 2002, 251.

GEBHARD J. SELZ

Gebhard J. Selz war Ordinarius für Altorientalische Sprachen und Orientalische Archäologie am Institut für Orientalistik der Universität Wien. Gegenstand seiner Forschungen und Veröffentlichungen sind die unterschiedlichsten Aspekte der Kulturgeschichte Mesopotamiens im 3. Jahrtausend v. u. Z.

Prof. Dr. Gebhard J. Selz (em.)
Universität Wien
Institut für Orientalistik
Spitalgasse 2
1090 Wien, Österreich
E-Mail: gebhard.selz@univie.ac.at

MARKUS HILGERT, Dr. phil. (Marburg 1999) habil. (Jena 2004), ist Altorientalist und Generalsekretär der Kulturstiftung der Länder. Von 2014 bis 2018 war Hilgert Direktor des Vorderasiatischen Museums im Pergamonmuseum, von 2007 bis 2014 Professor (W3) für Assyriologie mit Schwerpunkt Sumerologie an der Universität Heidelberg.

KERSTIN P. HOFMANN, Dr. phil. (Kiel 2006), ist Prähistorische Archäologin und Zweite Direktorin der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts in Frankfurt a.M. Ihre Forschungsschwerpunkte sind kultureller Wandel, Identitäten und Mensch-Ding-Beziehungen in den Metallzeiten sowie der Frühgeschichte Europas.

HENRIKE SIMON, Dr. phil. (München 2009), ist Ägyptologin mit Schwerpunkten auf Ägyptischer Literatur, Literaturtheorie und Methodik der ägyptologischen Literaturwissenschaft sowie Kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zum Alten Ägypten. Seit 2014 ist sie Geschäftsführerin des Berliner Antike-Kollegs.

In der Reihe BERLIN STUDIES OF THE ANCIENT WORLD erscheinen Monographien und Sammelbände aller altertumswissenschaftlichen Disziplinen.

Die Publikationen gehen aus der Arbeit des Exzellenzclusters *Topoi. The Formation and Transformation of Space and Knowledge in Ancient Civilizations* hervor, einem Forschungsverbund der Freien Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin sowie den Partnerinstitutionen Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Deutsches Archäologisches Institut, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte und Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Die Reihe ist Bestandteil der Publikationsplattform *Edition Topoi*. Alle Bände der Reihe sind elektronisch unter www.edition-topoi.org verfügbar.

59 BERLIN STUDIES OF
THE ANCIENT WORLD

www.edition-topoi.org

ISBN 978-3-9818369-9-8

